

EZEKIEL BOONE

DIE  
BRUT  
SIE  
SIND DA

THRILLER



**Ezekiel Boone**

**DIE BRUT**

Sie sind da

Aus dem Amerikanischen von Rainer Schmidt

❀ | E-BOOKS

# Inhalt

- Für Sara und Sandy
- Prolog
  - Manú National Park, Peru
- The Hatching
  - Minneapolis, Minnesota
  - Staatliches Informationszentrum für erdbebensicheres Bauen, Kanpur, Indien
  - American University, Washington, D.C.
  - Das Weisse Haus
  - Provinz Xinjiang, China
  - Marine Corps Air Ground Combat Center, Twentynine Palms, Kalifornien
  - Hindukusch, Grenze zwischen Afghanistan und Tadschikistan
  - Desperation, Kalifornien
  - Marine Corps Air Ground Combat Center, Twentynine Palms, Kalifornien
  - Henderson Tech Falcon 7X, über Minneapolis, Minnesota
  - Minneapolis, Minnesota
  - Indischer Ozean
  - Das Weisse Haus
  - American University, Washington, D.C.
  - Metro Bhawan, Delhi, Indien
  - Stornoway, Isle of Lewis, äussere Hebriden, Schottland
  - Desperation, Kalifornien
  - American University, Washington, D.C.
  - Metro Bhawan, Delhi, Indien
  - Containerfrachter Mathias Maersk, Triple-E Class, Pazifischer Ozean, 400 Meilen vor Los Angeles
  - CNN Center, Atlanta, Georgia
  - Das Weisse Haus
  - Minneapolis, Minnesota

- Marine Corps Base Camp Pendleton, San Diego, Kalifornien
- American University, Washington, D.C.
- Desperation, Kalifornien
- Desperation, Kalifornien
- Point Fermin Park, Los AngelEs, Kalifornien
- Stornoway, Isle of Lewis, äussere Hebriden, Schottland
- CNN Center, Atlanta, Georgia
- Das Weisse Haus
- Soot Lake, Minnesota
- American University, Washington, D.C.
- Highway 10, Kalifornien
- Desperation, Kalifornien
- Das Weisse Haus
- National Institute of Health, Bethesda, Maryland
- CNN Center, Atlanta, Georgia
- Minneapolis, Minnesota
- Highway 10, Kalifornien
- National Institute of Health, Bethesda, Maryland
- Minneapolis, Minnesota
- Das Weisse Haus
- Epilog
  - Los Angeles, Kalifornien
  - Minneapolis, Minnesota
  - American University, Washington, D.C.
  - Càidh Island, Loch Ròg, Isle Of Lewis, äussere Hebriden
  - Desperation, Kalifornien
  - CNN Center, Atlanta, Georgia
  - Marine Corps Base Camp Pendleton, San Diego, Kalifornien
  - Das Weisse Haus
  - Soot Lake, Minnesota
- Danksagung
- Lassen Sie das Licht lieber an! Die Brut lebt.

*Für Sara und Sandy*

# Prolog

## Manú National Park, Peru

Gern hätte der Wanderführer die amerikanische Gruppe aufgefordert, den Mund zu halten. Natürlich würden sie so keine Tiere zu sehen bekommen. Ihr dauerndes Gemecker vertrieb sie ja alle. Nur die Vögel waren noch da, doch selbst die wirkten nervös. Aber er war nur ein Wanderführer, und deshalb sagte er nichts.

Es waren fünf Amerikaner. Drei Frauen, zwei Männer. Die interessante Frage für den Führer war, wie sie zusammengehörten. Es kam ihm unwahrscheinlich vor, dass der dicke Mann, Henderson, alle drei für sich beanspruchte. Egal, wie reich er war, sollten zwei Frauen auf einmal nicht genug sein? Vielleicht gehörte dem großen Mann noch eine? Aber vielleicht auch nicht? Soweit der Führer es erkennen konnte, war der große Mann nur als Hendersons Bodyguard und Leibdiener dabei. Er und Henderson benahmen sich nicht wie Freunde. Der große Mann trug Wasser und Proviant für den dicken Mann, und sein Blick blieb an keiner der Frauen hängen. Es war keine Frage, dass er von Henderson bezahlt wurde. Genau wie der Führer.

Der Führer seufzte. Er würde ja sehen, wo die Frauen im Camp ihr Schlaflager bezogen. Bis dahin

würde er tun, wofür er bezahlt wurde: Er würde sie durch den Urwald führen und sie auf Dinge aufmerksam machen, die sie beeindrucken sollten. Machu Picchu hatten sie natürlich schon gemacht, und danach hatten die Touristen immer das Gefühl, sie hätten alles gesehen, was Peru zu bieten hatte, und jetzt waren nicht mal Tiere da, die man ihnen zeigen konnte. Er sah sich nach Henderson um und entschied, dass es Zeit für die nächste Pause war. Sie hatten alle zwanzig Minuten halmachen müssen, damit der reiche Mann sich ins Gebüsch schlagen und seinen Darm entleeren konnte, und jetzt bekam der Führer Angst, Henderson könnte sich überanstrengen. Es war offensichtlich, dass ihm die Hitze zusetzte. Er war rot im Gesicht und wischte sich immer wieder mit einem feuchten Taschentuch über die Stirn.

Man konnte nicht sagen, dass Henderson abscheulich fett war, aber er war auf jeden Fall massig und hatte Mühe, mit dem Rest der Gruppe Schritt zu halten. Der Lange und die drei Frauen waren aber alle gut in Form. Vor allem die Frauen sahen beklemmend sportlich und jung aus - zwanzig oder dreißig Jahre jünger als Henderson. Aber obwohl er älter war als die Frauen, sah er doch zu jung für einen Herzschlag aus. Trotzdem, dachte der Führer, würde es nicht schaden, dafür zu sorgen, dass er genug Flüssigkeit bekam. Wenn alles gutginge, das hatte man ihm unmissverständlich klargemacht, würde Henderson sich vielleicht überreden lassen, dem Park und den hier tätigen Wissenschaftlern eine beträchtliche Spende zukommen zu lassen.

Es war heute nicht heißer als sonst, aber obwohl die Gruppe geradewegs von Machu Picchu gekommen war, schien den Leuten nicht klar zu sein, dass sie sich immer noch in großer Höhe befanden, was das Laufen anstrengender machte. Der Führer hätte ihnen erklären können, dass sie formal gesehen nur Zugang zum Großraum der Biosphäre hatten, während der Park selbst nur von Forschern, Mitarbeitern und den indigenen Machiguenga betreten werden durfte, aber dann wäre ihre Enttäuschung nur noch größer gewesen, als sie ohnehin schon war.

»Besteht die Chance, dass wir einen Löwen sehen, Miggie?«, fragt eine der Frauen ihn.

Die Frau neben ihr, die aussah, als käme sie aus einem der Hefte, die der Führer als Teenager unter seinem Bett versteckt hatte, als es noch kein Internet gab, nahm schwungvoll den Rucksack ab und ließ ihn auf den Boden fallen. »Herrgott, Tina«, sagte sie und schüttelte den Kopf, so dass ihr Haar um Gesicht und Schultern flog.

Der Führer hatte Mühe, nicht in den runden Ausschnitt ihres Hemds zu starren, als sie sich bückte, um ihre Wasserflasche aus dem Rucksack zu nehmen.

»Wir sind in Peru, nicht in Afrika. Miggie wird noch denken, Amerikaner sind Idioten. Es gibt keine Löwen in Peru. Aber wir könnten einen Jaguar sehen.«

Der Führer hatte sich als Miguel vorgestellt, aber sie hatten sofort angefangen, ihn Miggie zu nennen, als wäre Miguel nur ein Vorschlag. Und nein, er hielt zwar nicht alle Amerikaner für Idioten – wenn er

keine »Öko-Trek«-Expeditionen mit Touristen führte, arbeitete er oft für die Wissenschaftler im Park, und die meisten von denen kamen von amerikanischen Universitäten -, aber allmählich hatte er doch den Verdacht, dass diese spezielle Gruppe trotz der Anwesenheit Hendersons, der nach allem, was man hörte, ein Genie war, mehr Idioten enthielt, als es normalerweise der Fall war. Sie würden keinen Löwen zu sehen bekommen, und was immer die Frau da erzählen mochte, sie würden auch keinen Jaguar sehen.

Miguel arbeitete seit fast vier Jahren für das Reiseunternehmen, und selbst er hatte noch nie einen Jaguar gesehen. Nicht, dass er wirklich ein Experte war. Er war in Lima geboren und aufgewachsen, und der einzige Grund, weshalb er hier war und nicht in der Stadt mit acht Millionen anderen Leuten, war ein Mädchen. Sie waren zusammen auf der Universität gewesen, und als sie einen Traumjob als Forschungsassistentin ergatterte, hatte er es geschafft, so gute Beziehungen aufzubauen, dass er gelegentlich Aushilfsjobs im Park übernehmen konnte. Aber in letzter Zeit lief es nicht mehr so gut. Seine Freundin wirkte abgelenkt, wenn sie zusammen waren, und Miguel hatte allmählich den Verdacht, dass sie mit einem ihrer Kollegen schlief.

Er sah zu, wie die Amerikaner Wasser tranken und kleine in Plastik verpackte Riegel aus ihren Rucksäcken zu sich nahmen. Er ging ein paar Schritte weiter den Pfad hinunter. Als er sich umschaute, sah er, dass die Löwenfrau, Tina, ihn anlächelte, und zwar so, dass er sich fragte, ob sie

ihm heute Abend, wenn Henderson in seinem Zelt wäre, eventuell zur Verfügung stehen würde. Er hatte schon gelegentlich Chancen bei Touristinnen gehabt, obwohl die Gelegenheit sich nicht so oft ergab, wie man es erwarten könnte, aber er hatte jedes Mal abgelehnt. Vielleicht würde er heute Abend, sollte Tina ihm ein Angebot machen, nicht nein sagen. Wenn seine Freundin ihn betrog, war es das mindeste, was er tun konnte, diese Freundlichkeit zu erwidern. Tina lächelte ihn weiter an, und das machte ihn nervös.

Doch der Urwald machte ihn noch nervöser. In den ersten paar Monaten, nachdem er aus Lima hierhergekommen war, hatte er ihn gehasst. Inzwischen hatte er sich an die drückende Enge fast gewöhnt. An das beständige Summen der Insekten, die Bewegungen, die Hitze, das Leben, das anscheinend überall war. Das alles war irgendwann zu einem Hintergrundrauschen geworden, und es war lange her, dass ihm der Urwald Angst eingejagt hatte - bis heute. Aber heute war es anders. Das Hintergrundrauschen war verstummt. Abgesehen von dem Geplapper der Gruppe hinter ihm war es beunruhigend still. Sie hatten sich darüber beschwert, dass keine Tiere da waren, und wenn er ehrlich wäre - das war er natürlich nicht, denn dafür wurde ein Führer nicht bezahlt -, hätte er der Gruppe gesagt, dass ihn das auch störte. Normalerweise hätten sie mehr Tiere zu sehen bekommen, als ihnen lieb wäre: Faultiere, Wasserschweine, Rehe, Affen. Gott, sie liebten die Affen. Die Touristen bekamen nie genug von den Affen. Und von den Insekten natürlich. Sie waren

normalerweise überall, und wenn alle anderen Versuche, die Touristen zu unterhalten, scheiterten, hob Miguel, der nie Angst vor Spinnen gehabt hatte, oft eine mit dem Ende eines Zweiges hoch und überraschte eine der Frauen in der Gruppe damit. Es gefiel ihm, wie sie kreischten, wenn er ihnen die Tiere dicht vor die Nase hielt, damit sie sie anschauen konnten, und wie die Männer so taten, als ob ihnen die Spinnen nichts ausmachten.

Hinter Tina sah er Henderson, der sich zusammenkrümmte und sich den Bauch hielt. Der Mann mochte sehr reich sein – Miguel hatte ihn nicht erkannt, aber er hatte natürlich von Hendersons Unternehmen gehört; die Forscher arbeiteten nur mit den kleinen silbernen Computern von Henderson Tech –, aber er sah nicht außergewöhnlich aus. Er hatte sich den ganzen Vormittag über beklagt – über die Straßen, über den fehlenden Internetzugang in der Lodge, über das Essen. Ah, das Essen. Er hatte sich endlos über das Essen beklagt, und als Miguel jetzt sah, wie Henderson sich mit verzerrtem Gesicht zusammenkrümmte, musste er eingestehen, dass der Mann zumindest, was das Essen anging, vielleicht nicht ganz unrecht gehabt hatte.

»Alles okay, Boss?« Der Bodyguard ignorierte die drei Frauen, die immer noch darüber stritten, wo genau die Heimat der Löwen war.

»Mein Bauch bringt mich um«, sagte Henderson. »Das Fleisch von gestern Abend. Ich muss scheißen. Schon wieder.« Er schaute zu Miguel herauf, und der signalisierte ihm mit dem Daumen, er solle vom Pfad heruntergehen.

Miguel sah ihm nach, als er mit für seine Fülle

sehr behänden Schritten zwischen den Bäumen verschwand, und wandte sich dann wieder nach vorn. Die Touristikfirma pflegte den Pfad so gut, dass es kein Problem war, mit den Fremden hier durchzukommen, solange nicht jemand wie Henderson dabei war, der dauernd haltnachen musste. Sie hatten mit dem Bulldozer einen Streifen durch den Wald planiert und die Wanderführer angewiesen, auf dem Pfad zu bleiben, damit niemand verlorengehen konnte. Wie bei allen anderen menschlichen Übergriffen gegen den Regenwald versuchte der Dschungel, den Pfad zurückzuerobern, und deshalb schickte die Firma die Maschine alle paar Wochen erneut los. Der Pfad war eine wesentliche Arbeitserleichterung für Miguel. Wenn er nach vorn schaute, konnte er fast hundert Meter weit genau sehen, wohin sie gingen. Außerdem entstand dadurch eine Lücke im Laubdach, und wenn er hochschaute, konnte er den blauen Himmel sehen. Da war weit und breit keine Wolke, und einen Moment lang wünschte Miguel, er könnte irgendwo am Strand sein, statt diese Amerikaner durch den Wald führen zu müssen.

Ein Vogel flog durch die Lücke im Laubdach. Miguel beobachtete ihn einen Augenblick lang und wollte sich gerade wieder nach seiner Gruppe umdrehen, um zu sehen, ob Henderson von seinem Toilettengang zurück war, als ihm auffiel, dass mit dem Vogel etwas nicht stimmte. Er schlug hektisch mit den Flügeln und bewegte sich ziellos. Er hatte irgendwie Mühe, in der Luft zu bleiben. Aber da war noch etwas. Der Führer wünschte, er hätte ein Fernglas, denn die Federn des Vogels sahen nicht

aus, wie sie sollten. Sie schienen zu wimmeln, als ob da -

Der Vogel fiel vom Himmel. Er hörte auf zu flattern und fiel einfach herunter.

Miguel fröstelte es. Die Frauen schwatzten immer noch hinter ihm, aber im Wald waren keine Tiergeräusche zu hören. Sogar die Vögel schwiegen. Er lauschte aufmerksam, und dann hörte er doch etwas. Ein rhythmisches Stampfen. Raschelndes Laub. Gerade hatte er begriffen, was für ein Geräusch das war, als ein Mann um die Wegbiegung gerannt kam. Selbst über die Entfernung von hundert Metern sah man, dass da etwas nicht stimmte. Der Mann sah Miguel und schrie etwas, aber Miguel verstand kein Wort. Wild gestikulierend warf der Mann darauf einen Blick zurück über den Pfad, und dabei stolperte er und fiel schwer zu Boden.

Für Miguel sah es aus, als ob ein schwarzer Fluss über ihn hinwegströmte. Der Mann konnte sich nur noch auf die Knie aufrichten, bevor eine dunkle Masse über ihn hinweg- und um ihn herumrollte.

Miguel wich ein paar Schritte zurück, aber er stellte fest, dass er sich nicht abwenden konnte. Das Bild, das sich ihm bot, war geradezu bizarr. Der schwarze Fluss blieb bei dem Mann, wogte auf ihm hin und her und schwoll an. Eine klobige Bewegung ließ erkennen, dass der Mann darunter sich noch sträubte. Dann fiel der Klumpen in sich zusammen. Die schwarze Flut schwachte vorwärts und weiter den Pfad entlang. Für Miguel sah es aus, als sei der Mann einfach verschwunden.

Und dann strömte die schwarze Flut auf ihn zu. Sie bedeckte den ganzen Pfad und bewegte sich schnell

voran, fast so schnell, wie ein Mann laufen konnte. Miguel wusste, er sollte wegrennen, aber die Stille dieser glänzenden Schwärze, die wie wogendes Öl aussah, wirkte hypnotisierend. Es rauschte nicht wie ein Fluss, im Gegenteil, die Masse schien jedes andere Geräusch aufzusaugen. Er hörte nur ein Wispern, ein Rieseln wie von einem Sprühregen. Wie dieser schwarze Fluss sich bewegte, war auf seine Art schön. Er teilte sich pulsierend an manchen Stellen in einzelne Rinnen und floss ein paar Schritte weiter wieder zusammen. Als er näher kam, wich Miguel doch einen Schritt zurück, aber als er begriff, dass es in Wirklichkeit gar kein Fluss war und überhaupt nicht aus Wasser bestand, war es zu spät.

# The Hatching

## Minneapolis, Minnesota

Agent Mike Rich war es zuwider, wenn er seine Exfrau anrufen musste. *Fuck*, er hasste es, besonders wenn er wusste, dass ihr Ehemann - *fuck*, und er hasste die Tatsache, dass *der* jetzt ihr Ehemann war - ans Telefon kommen konnte, aber das war nicht zu ändern. Er würde sich verspäten, und wenn es etwas gab, womit er seine Exfrau noch wütender machte als mit seinen Verspätungen, dann damit, dass er wusste, er würde sich verspäten, und nicht anrief. Verdammt, wenn er in diesen beiden Punkten von Anfang an besser pariert hätte, wäre Fanny vielleicht immer noch seine Frau. Er starrte sein Telefon an.

»Bring's einfach hinter dich, Mike.«

Sein Partner, Leshaun DeMilo, war selbst geschieden, aber er hatte keine Kinder vorzuweisen. Leshaun sagte immer, er habe einen sauberen Schnitt gemacht. Nicht, dass es ihm besonders viel Spaß zu machen schien, wieder solo zu sein. Er redete mit grimmiger Entschlossenheit davon, mit Frauen auszugehen, und Mike fand außerdem, dass er in letzter Zeit etwas zu intensiv in Bars verkehrte. Seit der Scheidung war er mehr als einmal ein bisschen lädiert wirkend zum Dienst erschienen.

»Weißt du, je länger du wartest, desto schlimmer

wird's«, sagte Leshaun.

»*Fuck you*, Leshaun«, erwiderte Mike, aber er schaltete das Telefon mit dem Daumen ein und wählte die Nummer seiner Exfrau. Natürlich meldete sich ihr Neuer.

»Ich vermute, Sie rufen an, um zu sagen, dass Sie sich wieder verspäten?«

»Sie haben mich durchschaut, Dawson.«

»Mir ist lieber, Sie nennen mich Rich, Mike. Das wissen Sie..«

»Ja, sorry. Bloß, wissen Sie, wenn ich Rich höre, denke ich an mich. Agent Rich. Und so weiter. Ich finde es komisch, Sie mit meinem Nachnamen anzureden. Wir wär's mit Richard?«

»Solange Sie mich nicht Dick nennen - zumindest in meiner Anwesenheit -, kann ich damit leben..«

Das war noch ein Grund, weshalb Mike über den neuen Mann seiner Exfrau sauer war. Rich Dawson war ein Strafverteidiger - was als Grund eigentlich gereicht hätte, aber dazu kam, dass er irgendwie auch ein cooler Typ war. Wenn Dawson nicht damit reich geworden wäre, dass er genau die Arschgeigen, die Mike berufsmäßig zu verhaften hatte, wieder aus dem Knast holte, und wenn Dawson sein Rohr nicht bei seiner Exfrau verlegen würde, hätte Mike sich durchaus vorstellen können, gelegentlich ein Bier mit ihm zu trinken. Alles wäre einfacher gewesen, wenn Dawson einfach ein skrupelloser Drecksack gewesen wäre, denn dann hätte er einen Grund gehabt, ihn zu hassen, aber Mike musste sich damit abfinden, dass er niemanden hatte, auf den er sauer sein konnte, außer sich selbst. Daher konnte er letztendlich nicht entscheiden, ob er die Sache positiv sehen sollte, weil

Dawson so fabelhaft mit Annie umging, oder ob das den neuen Gatten seiner Exfrau nur noch schlimmer machte. Natürlich brachte es ihn um, dass seine Tochter sich so schnell von Dawson hatte einnehmen lassen, aber für sie war es gut gewesen. Nachdem er und Fanny sich getrennt hatten und bis Fanny sich mit Dawson eingelassen hatte, war ungefähr ein Jahr vergangen, und in dieser Zeit war sie sehr still gewesen. Nicht traurig - zumindest hatte sie das nicht zugegeben -, aber sie hatte nicht viel gesprochen. Aber in den anderthalb Jahren, seit Dawson bei seiner Ex ein Thema war, hatte Annie sich wieder berappelt.

»Lassen Sie mich einfach mit Fanny sprechen, okay?«

»Gern.«

Mike rutschte auf dem Sitz hin und her. Er beklagte sich nie darüber, dass er stundenlang im Wagen sitzen musste, über den abgestandenen Kaffee, den stickigen, fauligen Gestank von Schweiß und Socken, der den Wagen erfüllte, wenn sie in der Sonne schmoren mussten. Es war um die dreißig Grad, ungewöhnlich warm für Minneapolis im April. Er konnte sich an Jahre erinnern, in denen am 23. April noch Schnee gelegen hatte. Außer im Hochsommer waren dreißig Grad für Minneapolis *heiß*. Er und Leshawn ließen den Motor für gewöhnlich laufen und die Klimaanlage auf vollen Touren arbeiten - oder im Winter entsprechend die Heizung -, aber Mikes Tochter war auf der Grundschule in eine von diesen kleinen Umweltschutz-Kreuzzüglerinnen verwandelt worden, und sie hatte sich von ihm und Leshawn versprechen

lassen, dass sie den Motor nicht mehr laufen ließen, wenn sie während einer Observation nur herumstanden. Wenn er allein gewesen wäre, hätte Mike wahrscheinlich kapituliert und die Klimaanlage eingeschaltet, aber Leshaun ließ es nicht zu.

»Ein Versprechen ist ein Versprechen, Alter, besonders wenn du es deinem Kind gegeben hast«, hatte Leshaun erklärt, und dann hatte er sogar wiederverwendbare Kaffeebecher aus Metall gekauft, die sie im Wagen aufbewahrten. Zumindest war er nicht so weit gegangen, Mike zu zwingen, die Pißflasche auszuspülen und mehrmals zu benutzen, wenn sie im Einsatz waren und kein McDonald's oder Starbucks in der Nähe war, wo sie rasch auf die Toilette gehen konnten.

Tatsächlich hatten sie nicht mehr allzu viele Beobachtungseinsätze, aber irgendwie vermisste Mike Tage wie heute, an denen sie noch stattfanden. Das gehörte schließlich zum Job, und es hatte etwas Romantisches, so dazusitzen und zu warten. Und zu warten. Und zu warten. Aber heute brachte sein Rücken ihn um. Sie saßen schon seit neun Stunden im Auto, und den Tag zuvor hatte er mit Annie im YMCA mit Schwimmen verbracht, und er hatte sie in die Luft geworfen und war hinter ihr hergehetzt. Mit neun war Annie schon ein ziemlicher Brocken, aber was sollte er machen? Im Schwimmbad nicht mehr mir ihr herumtollen?

Er bog das Kreuz durch und streckte sich ein bisschen, um bequemer zu sitzen. Leshaun hielt ein Röhrchen Advil hoch, aber Mike schüttelte den Kopf. Sein Magen plagte ihn nämlich auch. Kaffee und Doughnuts und fettige Burger und Fritten und dieser

ganze Mist machten es ihm jeden Tag schwerer und schwerer, in Form zu bleiben und die Meilen zu laufen und die Liegestütze zu schaffen, die er brauchte, um die Gesundheitsprüfung zu bestehen. Und jetzt zwei Schmerztabletten einzufahren, um seine Rückenbeschwerden zu lindern, war sicher keine gute Idee. *Fuck*, dachte Mike. Er war doch erst dreiundvierzig. Zu jung, um schon alt zu werden.

»Um wie viel zu spät, Mike?« Fanny war schon auf hundertachtzig, als sie ans Telefon kam.

Mike schloss die Augen und bemühte sich um einen reinigenden Atemzug. So nannte seine Therapeutin es. Einen reinigenden Atemzug. Als er die Augen öffnete, starnte Leshaun ihn an und zog eine Braue hoch. »Entschuldige dich«, formten seine Lippen.

»Es tut mir leid, Fanny. Es tut mir wirklich leid. Wir sind bei einer Observation, und die Ablösung verspätet sich. Es geht nur um eine halbe Stunde. Fünfundvierzig Minuten, höchstens.«

»Du solltest sie zum Fußball fahren, Mike. Jetzt muss ich das tun.«

Mike tat noch einen reinigenden Atemzug. »Ich weiß nicht, was ich sonst sagen soll, Fanny. Es tut mir wirklich leid. Wir treffen uns am Platz.«

Er wollte gern dort sein. Es hatte etwas mit dem Duft des gemähten Rasens zu tun, und er sah gern zu, wenn sein kleines Mädchen hinter einem Ball herrannte. Die wacklige Holztribüne erinnerte ihn an seine eigene Kindheit und daran, wie es war, bei einem Baseball- oder Footballspiel zur Seitenlinie zu blicken und seinen eigenen Dad dort sitzen und mit ernster Miene zuschauen zu sehen. Wenn er sah, wie

Annie mit anderen Kindern herumalberte und wie sie mit konzentriert gerunzelter Stirn versuchte, einen neuen Schritt oder irgendeinen anderen Trick zu lernen, dann war das einer der besten Augenblicke der Woche für ihn. Er dachte dann eigentlich nie an seinen Job oder seine Exfrau oder sonst etwas. Es war eine andere Welt da draußen auf dem Fußballplatz. Das Geschrei der Kids und die Pfiffe der Trainer - das alles wirkte wie eine Reset-Taste. Die meisten anderen Eltern plauderten miteinander, sie lasen Bücher, versuchten, etwas zu arbeiten oder telefonierten mit ihren Handys, aber Mike schaute nur zu. Das war's. Er sah zu, wie Annie rannte und kickte und lachte, und in dieser Stunde Fußballtraining gab es für ihn nichts anderes auf der Welt.

»Natürlich kann *ich* sie hinfahren, aber darum geht es nicht. Es geht darum, dass du einen immer enttäuschst. Ich meine, *ich* kann dich verlassen. *Ich* kann die Scheidung einreichen. Aber sie hat dich am Hals, Mike. Sosehr sie Rich liebt, *du* bist ihr Vater.«

Mike warf einen Blick zu Leshawn hinüber, aber sein Partner hörte demonstrativ nicht zu. Leshawn tat, was er tun sollte: Er starnte in die Gasse zwischen den beiden Gebäuden. Die Chance, dass Two-Two O'Leary, der Pisser, auf den sie warteten, aufkreuzen würde, war nicht sehr groß, aber in Anbetracht dessen, dass er selbst genauso viel Meth verbrauchte, wie er verdealte, und eine Woche zuvor bei einer schiefgegangenen Razzia einen Agenten verwundet hatte, war es wahrscheinlich keine ganz schlechte Idee, dass wenigstens einer von ihnen die Augen offen hielt.

»Ich kann mich nur immer wieder entschuldigen.« Er warf noch einmal einen Blick zu Leshaun hinüber und entschied, dass es ihm egal war, ob Leshaun zuhörte oder nicht. Es war ja nicht so, dass sie über seine Beziehung zu Fanny - oder über Leshauns Beziehung zu *seiner* Ex - noch nicht geredet hätten, und zwar mehr, als er jemals mit einer Therapeutin oder übrigens auch mit Fanny darüber geredet hatte. Wenn er mit Fanny so ausführlich wie mit Leshaun über alles gesprochen hätte, wäre vielleicht heute noch alles okay. »Du weißt, es tut mir leid. Alles. Alles tut mir leid. Nicht nur, dass ich mich verspäte.« Er wartete darauf, dass Fanny etwas sagte, aber sie schwieg. Er redete weiter. »Ich habe mit meiner Therapeutin darüber gesprochen, und ich weiß, ich sage es ziemlich spät. Ich meine, vielleicht komme ich mit allem zu spät, aber ich will wenigstens eingestehen, dass ich schon lange hätte sagen sollen, es tut mir leid. Es war nicht meine Absicht, alles auseinanderbrechen zu lassen, und auch wenn ich im Grunde nicht glücklich darüber bin, macht es mich doch glücklich, dass *du* glücklich bist. Weißt du, Dawson - Rich - scheint dich ja glücklich zu machen, und ich weiß, dass Annie ihn liebt. Jedenfalls tut es mir leid. Ich tue mein Bestes, um ein anderer Mensch zu werden, ein besserer Mann, aber ein Teil von mir wird immer einfach so sein, wie ich bin. Und das gilt auch für meinen Job.«

»Mike.« Fannys Stimme klang matt, und Mike rutschte noch einmal hin und her. Er wusste nicht, ob sein beschissenes Telefon sich verabschiedete oder ob sie leiser sprach. »Mike«, wiederholte sie. »Es gibt etwas, worüber ich mit dir sprechen wollte.«

»Was denn? Willst du dich noch mal von mir scheiden lassen?«

Leshaun reckte den Hals und lehnte sich ein kleines Stück weit aus dem offenen Fenster. Mike richtete sich auf. Ein Wagen fuhr in die Gasse. Ein Honda. Eher kein Auto nach Two-Twos Geschmack, aber es war das erste Mal seit langem, dass sich hier etwas bewegte. Der Kofferraum war noch sichtbar, als der Wagen anhielt, und dann stieg ein schwarzer Teenager, vielleicht fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, auf der Beifahrerseite aus. Mike entspannte sich, und Leshaun ließ sich zurücksinken. Two-Two handelte mit Waffen und Meth, aber er war auch ziemlich dick befreundet mit den Rassisten von Aryan Nations, und deshalb war es kaum wahrscheinlich, dass er mit einem schwarzen Jungen unterwegs war.

»Ich möchte Annies Namen ändern lassen«, sagte Fanny.

»Was?«

»Ich möchte, dass sie denselben Nachnamen trägt wie ich, Mike.«

»Moment mal.« Mike legte das Telefon auf seinem Knie ab und rieb sich mit den freien Händen das Gesicht. Er wünschte, er würde noch rauchen, auch wenn Leshaun ihm nicht erlaubt hätte, sich im Wagen eine Zigarette anzuzünden. Der Wagen. Es war so eng und heiß in dem verdammten Wagen. Mit der kugelsicheren Weste über dem T-Shirt schwitzte er. Konnten sie den Motor nicht wenigstens ein paar Minuten laufen lassen und die verdammte Klimaanlage einschalten? Er musste für einen Moment aussteigen, aufrecht draußen stehen, an der frischen Luft. Er öffnete die Tür. Er brauchte einen

Schwall kalte Luft, wie sie ihn in der Kaugummiwerbung bekamen. Aber draußen war es auch nicht kühler.

»Mike?« Leshaun sah ihn an. »Was hast du vor?«

»Nichts, Mann. Ich gehe nirgendwohin. Ich will nur draußen stehen, okay? Ich will nur einen Moment lang draußen weitertelefonieren. Hast du was dagegen?« Er merkte, dass seine Stimme laut und hart geworden war, und ihm war klar, dass er sich nach dem Gespräch mit Fanny bei Leshaun würde entschuldigen müssen.

Leshaun war ein guter Partner und ein guter Freund, und er würde Verständnis haben, aber trotzdem kam Mike sich vor wie ein Arschloch. Wie ein noch größeres Arschloch. Leshaun nickte nur, und Mike stieg aus. Er schloss die Tür hinter sich, obwohl es bei offenen Fenstern darauf nicht ankam.

Er hob das Telefon wieder ans Ohr. »Wovon redest du da, Fanny?«

»Komm schon, Mike. Das hast du doch kommen sehen. Hast du es nicht kommen sehen?«

»Nein, Fanny, ich hab es nicht kommen sehen.«

»Ach, Mike. Du siehst nie etwas kommen.«

Er hörte, wie das Telefon über Fannys Wange strich und wie sie leise murmelnd etwas zu Dawson sagte. Er drückte sein Handy fest ans Ohr. »Du wirst Annies Namen nicht ändern. *Fuck*, sie ist meine Tochter, und sie heißt Annie Rich, nicht Annie Dawson, verdammt.«

»Mike«, sagte sie, »Annie ist auch meine Tochter. Und es ist bizarr, wenn sie anders heißt als ich.«

»Du hättest deinen Namen nicht in Dawson ändern müssen«, sagte Mike. Noch während er es sagte,

wusste er, dass es die falsche Entgegnung war, aber er konnte nicht anders.

Fanny seufzte. »Wir können später darüber reden, aber es wird passieren. Tut mir leid, Mike, wirklich, aber die Dinge haben sich geändert.«

»Ich versuche ja auch, mich zu ändern.«

»Das weiß ich zu schätzen. Wirklich«, sagte sie, und dann schwiegen sie beide ein paar Sekunden lang. Mike hörte sie atmen, und dann sagte sie schließlich: »Möchtest du mit Annie sprechen?«

»Bitte.« Er gab sich geschlagen.

Er lehnte am Wagen und schaute in die Gasse, rutschte an der Tür entlang, ließ die Schulter kreisen und zog sein T-Shirt unter der Weste gerade. Es war schweißnass. *Aber besser unbehaglich als tot*, dachte er. Der Agent, auf den Two-Two in Eau Claire geschossen hatte, wäre wahrscheinlich gestorben, wenn er keine Panzerweste getragen hätte: Drei Schuss waren in der Weste steckengeblieben, und eine Kugel war glatt durch seinen Bizeps gefahren. Aber von Eau Claire zurück nach Minnesota waren es hundert Meilen, und verdammt, niemand nahm an, dass Two-Two - selbst zugedröhnt bis in die Haarspitzen von seinem Nazi-Meth - nach dem Debakel in Wisconsin in seine Bar zurückkehren würde. Mike fummelte an den Gurten, um die Weste zu lockern. Normalerweise trug er ein Hemd darüber, aber er fand, wenn sie sowieso nur den ganzen Tag im Auto herumsaßen, hatte es wenig Sinn, sie zu verbergen. Und er trug ja auch seine Dienstmarke an der Kette um den Hals. Er hatte es gern, wenn er sie tragen konnte, und es gefiel ihm, dass die Leute ihn anders anschauten, wenn er sich

als Special Agent Rich vorstellte. Aber als er jetzt die Kette befiingerte, dachte er, mitunter sollte er sie vielleicht auch öfter abnehmen.

»Hey, Daddy.«

»Hey, Süße. Wir werden uns am Fußballplatz treffen müssen, okay?«

»Okay.«

»Wie war's in der Schule?«

»Gut.«

»Irgendwas Aufregendes passiert?«

»Eigentlich nicht.«

So war es immer, wenn sie miteinander telefonierten. Wenn sie zusammen waren, konnte er ihren Redefluss nicht bremsen, aber die Unsichtbarkeit des Gegenübers am Telefon bewirkte, dass sie selten mehr als zwei Worte auf einmal sagte. Es war, als glaubte sie, da sei eine Art böser Zauber am Werk, der ihre Seele stehlen würde, wenn sie dem Telefon zu viele Informationen anvertraute. Bei dieser Vorstellung musste Mike lächeln. Es klang wie aus einem Buch von Stephen King.

Er wollte sie fragen, was sie zu Mittag gegessen habe, als er den Wagen sah. Es war ein roter Ford-Truck mit dicken Reifen und getönten Fenstern, und er bog in die Gasse ein. »Süße, ich muss Schluss machen.«

»Okay. Ich hab dich lieb, Daddy.«

»Ich hab dich auch lieb, Baby.« Er spürte, wie sich sein Magen umdrehte, und er hob die freie Hand und befiingerte wieder die Dienstmarke an seinem Hals. »Ich hab dich sehr, sehr lieb. Vergiss das nicht, okay? Egal, was passiert, du darfst es nie vergessen.«

Der Truck hielt an. Mike schob das Telefon in die

Tasche. Er registrierte, wie der Wagen wippte, als Lashaun die Tür öffnete und ausstieg. Mikes Hand wanderte von der Dienstmarke hinunter zur Hüfte, und seine Finger schlossen sich um den Griff seiner Pistole. Das Metall fühlte sich kühl an. Er warf noch einen Blick zurück zu Lashaun. Sein Partner stand jetzt aufrecht. Zu spät begriff Mike, dass Two-Two ihn schon neben dem Wagen hatte stehen sehen. Er hatte die kugelsichere Weste gesehen und die Dienstmarke an der Kette an seinem Hals. Mike hätte nicht neben dem Wagen stehen und telefonieren dürfen. Er hätte sich nicht nach Lashaun umdrehen dürfen. Mike hätte mit seinem Partner im Wagen sitzen und aufpassen müssen. Er hätte so manches müssen.

Two-Twos Beifahrer, ein Vollidiot im Unterhemd und mit rasiertter Glatze, der aussah, als wäre er nicht mal zwanzig, kam aus der Gasse und feuerte mit einer Pistole los. Mike war nicht sicher, ob er den Knall der Kanone gehört hatte, aber er hörte das *plink*, als eine Kugel die Wagentür traf, und er hörte das Glas prasseln, als die Windschutzscheibe zersprang. Er hörte ein Grunzen und dann das dumpfe Geräusch, als Lashaun zu Boden ging. Und das alles, bevor Two-Two ausgestiegen war.

Mikes Kopf war plötzlich leer, und er sah, wie der Mann auf der Beifahrerseite des Trucks das Magazin aus der Waffe fallen ließ, in die Tasche seiner Baggy Pants griff und ein volles Magazin herauszog. Unterdessen ging Two-Twos Wagentür auf, und Mike sah, dass er ebenfalls eine Pistole hatte. Zwei Männer, zwei Kanonen, und Lashaun getroffen, auch wenn Mike noch nicht wusste, wie schlimm. Und

dabei hatte er seine eigene Waffe noch nicht mal gezogen. Er wusste, er sollte irgendetwas tun, aber er stand einfach nur da. Wusste nicht wie, wusste nicht was.

Und dann wusste er es.

Es ging ganz schnell.

Den Jungen an der Beifahrerseite schaltete er zuerst aus. Drei Schüsse, dicht nebeneinander in die Brust. Two-Two und sein Kumpel trugen keine Westen. Er hatte gehört, dass einige Agenten, die man als »Waffennarren« bezeichnen konnte, über die Mannstopp-Wirkung der Dienstwaffe Glock 22 gemeckert hatten, aber danach zu urteilen, dass der Bengel zusammensackte wie ein Beutel Chickenwings, waren die .40er Patronen völlig okay. Er hatte noch nie jemanden wirklich angeschossen und seine Waffe während seiner gesamten Dienstzeit überhaupt nur einmal abgefeuert - ein Schuss, einmal, als er gerade ein Jahr dabei war, und da hatte er nicht getroffen -, und er war überrascht gewesen, wie mühelos und normal es ihm vorgekommen war. Jetzt trafen alle drei Kugeln ihr Ziel, und als der Bengel aus den Schuhen kippte, wirbelte Mike herum und zielte auf Two-Two.

Two-Two hatte jedoch die gleiche Idee und zielte zurück.

Mike wusste nicht, wer zuerst schoss oder ob sie gleichzeitig schossen, denn er spürte den Rückstoß der Waffe in seiner Hand gleichzeitig mit einem Reißen an seinem Ärmel. Aber er wusste genau, wer besser gezielt hatte. Two-Twos Kopf flog in einem Nebel von Blut nach hinten. Als Mike auf seinen Arm schaute, sah er ein Loch im Ärmel des T-Shirts, aber

nichts an seinem Fleisch.

Der Junge auf der Beifahrerseite rührte sich nicht, und Two-Two auch nicht. Mike schob die Pistole in das Holster und lief um den Wagen herum, um nach Lashaun zu sehen. In Lashauns Hemd waren zwei Löcher. Das eine bildete eine blutige Sauerei am Oberarm, das andere saß in der Brust, sauber und klar: Die Weste hatte ihre Arbeit getan. Lashauns Augen waren offen, und Mike war noch nie so froh gewesen, dass dieser große schwarze Motherfucker ihn anschauten. Aber als er jetzt Unterstützung herbeirief, wurde ihm klar, dass er auch seine Exfrau noch einmal anrufen musste.

Jetzt würde er sich wirklich verspäten.

## **Staatliches Informationszentrum für erdbebensicheres Bauen, Kanpur, Indien**

Egal, was sie tat, es kamen immer komische Zahlen zurück. Dr. Basu hatte ihren Computer zweimal neu gestartet, und sie hatte sogar Nadal in Neu Delhi angerufen und ihn die Sensoren im Keller seines Gebäudes manuell überprüfen lassen, aber sie bekam immer wieder die gleichen Resultate: Etwas erschütterte Neu-Delhi mit einer verwirrenden Gleichmäßigkeit. Was immer es war, dachte Dr. Basu, ein Erdbeben war es nicht. Zumaldest benahm es sich nicht wie ein Erdbeben.

»Faiz«, rief sie, »können Sie das bitte für mich überprüfen?«

Faiz hatte es nicht besonders eilig mit seiner Reaktion. Er war im vergangenen Monat zu einer Tagung nach Deutschland geflogen und hatte anscheinend den größten Teil seiner Zeit in Düsseldorf im Hotelzimmer einer italienischen Seismologin verbracht. Seit er wieder hier war, konzentrierte ihr Kollege sich darauf, mit seiner neuen Freundin per E-Mail schmutzige Bilder auszutauschen und einen Job in Italien zu suchen.

Dr. Basu seufzte. Sie war dieses Benehmen von Faiz nicht gewohnt. Er war lustig und charmant, aber auch schlampig und ungezogen, in vieler Hinsicht ein grässlicher Mann. Er hatte ihr ein paar der Fotos gezeigt, die ihm die Italienerin schickte, Fotos, die

ganz sicher nicht dazu gedacht waren, herumgezeigt zu werden, dachte Dr. Basu – aber er war auch gut in seinem Beruf.

»Faiz«, sagte sie, »da ist etwas im Gange.«

Er hämmerte schwungvoll auf seiner Tastatur herum, stieß sich dann mit den Absätzen ab und rollte mit seinem Drehstuhl quer über den Betonboden. »Jawohl, Boss.« Er wusste, sie konnte es nicht ausstehen, wenn er sie so nannte. Er schaute auf ihren Bildschirm und zog die Linien darauf mit dem Finger nach. Auch das konnte sie nicht ausstehen. »Yeah«, sagte er. »Sieht komisch aus. Zu gleichmäßig. Versuchen Sie mal einen Neustart.«

»Hab ich schon«, sagte Dr. Basu. »Die Daten stimmen. Aber sie ergeben keinen Sinn.«

Faiz nahm ein Toffee aus der Schale mit Süßigkeiten, die sie neben ihrem Computer stehen hatte, und fing an, das Zellophan abzuwickeln. »Ines sagt, sie könnte vielleicht in der letzten Maiwoche zu Besuch kommen. Für die Woche brauchte ich dann Urlaub, okay, Boss?«

»Faiz«, ermahnte sie, »konzentrieren Sie sich.«

»Es ist schwer, mich zu konzentrieren, wenn ich weiß, dass Ines nächsten Monat hier sein könnte. Da werden wir meine Wohnung überhaupt nicht verlassen. Sie ist Italienerin, und das bedeutet, sie ist besonders sinnlich, wissen Sie?«

»Ja, Faiz, das weiß ich. Und warum weiß ich es? Weil Sie mir andauernd erzählen, wie ›sinnlich‹ sie im Einzelnen ist. Sind Sie je auf den Gedanken gekommen, dass ich meine Zeit lieber damit verbringe, mich auf die Daten zu konzentrieren statt auf Ihre Freundin und darauf, wie sie gern ...?«

»Sie war noch nie in Indien«, unterbrach Faiz.  
»Aber wir werden nichts Touristisches unternehmen.  
Eine Woche im Schlafzimmer, wenn Sie wissen, was  
ich meine.«

»Es ist unmöglich, nicht zu wissen, was Sie  
meinen, Faiz. Sie sind ein Mann, der dem Wort  
›Zurückhaltung‹ noch nie begegnet ist, und wenn Sie  
nicht ein so wunderbarer und verständnisvoller  
Mensch wären, würde ich Sie rauschmeißen und  
möglicherweise ins Gefängnis sperren lassen. Jetzt  
konzentrieren Sie sich bitte.«

Er wandte sich wieder den Zahlen zu. »Es ist tief  
und kräftig, aber was immer es ist, ein Erdbeben ist  
es nicht. Zu gleichmäßig.«

»Ich weiß, dass es kein Erdbeben ist«, sagte  
Dr. Basu. Sie bemühte sich, nicht aus der Haut zu  
fahren. Sie wusste, da war etwas, das sie übersah,  
und auch wenn Faiz sich hier benahm wie ein  
liebeskranker Idiot, war er doch wirklich ein  
bemerkenswerter Wissenschaftler. »Konzentrieren  
wir uns auf das, was ist, nicht auf das, was nicht ist.«

»Was immer es ist, es wird stärker«, sagte Faiz.

»Was?« Dr. Basu schaute auf den Monitor, aber sie  
sah nichts Auffälliges. Das Rumoren war leise. Es  
hätte ihr eigentlich keine Sorgen gemacht, wenn es  
nur einmal vorgekommen wäre. Erst die  
Regelmäßigkeit, das Muster, gab ihr das Gefühl, dass  
da etwas nicht stimmte.

»Hier.« Faiz berührte den Monitor und hinterließ  
einen Schmierfleck. »Und hier. Und hier. Sehen Sie,  
da ist ein Rhythmus, aber jeder zehnte ist ein  
bisschen größer.«

Dr. Basu scrollte zum Anfang des Musters und

zählte. Stirnrunzelnd notierte sie ein paar Zahlen und nagte dann an ihrem Stift. Das war eine Angewohnheit, die sie im Graduiertenstudium entwickelt hatte. Obwohl ihr schon mehrere Bleistifte im Mund abgebrochen waren, konnte sie es nicht lassen. »Sie bleiben größer.«

»Nein, es ist nur beim zehnten Rumpeln, dass es zunimmt.«

»Nein, Faiz, schauen Sie doch.« Dr. Basu reichte ihm ihren Notizblock und zeigte dann auf den Computermonitor. »Sehen Sie?«

Faiz schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Deshalb habe ich hier was zu sagen, und Sie müssen Kaffee holen.«

Faiz' leises Lachen war wohltuend.

Sie klickte mit der Maus auf die Punkte und isolierte sie, und dann zog sie eine Linie, um die Veränderungen graphisch darzustellen. »Hier. Jedes zehnte Ereignis nimmt zu, und auch wenn die folgenden neun den Grad der Zunahme nicht wieder erreichen, sind sie doch ein bisschen stärker als der vorige Satz - wiederum bis zum zehnten Ereignis.«

Faiz lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Stimmt. Das hab ich übersehen. Aber wenn das so weiterwächst, werden wir Klagen aus Neu Delhi zu hören bekommen. Noch ist vermutlich nichts zu spüren, aber früher oder später ruft uns jemand an und will wissen, was los ist.« Faiz schob seine Brille über die Stirn hinauf. Er fand, dass er damit intelligent aussah. Aus dem gleichen Grund strich er sich über den Bart, während er nachdenklich brummte: »Hmmm, jedes Zehnte.«

Dr. Basu nahm den Bleistift aus dem Mund. »Aber

was hat es zu bedeuten?« Sie klopfte mit dem Stift auf den Schreibtisch und rollte ihn dann von sich weg. »Bohrungsarbeiten?«

»Nein. Falsches Muster.«

»Ich weiß, aber manchmal ist es einfach gut, mir bestätigen zu lassen, dass ich so clever bin, wie ich glaube.«

Faiz nahm den Bleistift und fing an, ihn auf dem Tisch kreiseln zu lassen. Eine Drehung. Zwei Drehungen. Drei Drehungen. Bei der vierten vermasselte er es und musste unter seinem Stuhl nach dem Stift angeln. Seine Stimme kam ein bisschen gedämpft herauf. »Vielleicht das Militär?«

»Vielleicht«, sagte Dr. Basu, aber beiden war klar, dass sie es eigentlich auch nicht glaubte. »Noch irgendwelche Ideen?«, fragte sie Faiz, denn sie selbst hatte keine.

## American University, Washington, D.C.

»Spinnen«, sagte Professor Melanie Guyer und klatschte in die Hände. Sie hoffte, das Geräusch würde bis in die oberen Ränge des Hörsaals tragen, wo zumindest ein Student offenbar schlief. »Kommt, Leute. Die Antwort in diesem Seminar lautet *immer* ›Spinnen‹. Und jawohl, sie häuteten sich tatsächlich.« Sie deutete auf die junge Frau, die die ursprüngliche Frage gestellt hatte. »Und nein, sie haben eigentlich nicht viel Ähnlichkeiten mit Zikaden. Zum einen halten Spinnen keinen Winterschlaf. Na ja, Zikaden tun es eigentlich auch nicht richtig.«

Melanie schaute aus dem Fenster. Sie würde vor dem Seminar nicht zugeben, dass ihr vor Zikaden gruselte. Das ging nicht. Einmal hatte sich eine Fledermaus in ihren Haaren verfangen, als sie in einer Höhle in Tansania nach einem seltenen Käfer jagte, und in Ghana war sie mal aus Versehen in ein Nest von Buschvipern getreten. In Südostasien war sie von einer Tarantulafalken-Wespe gestochen worden, und das hatte sie für den schmerhaftesten Stich gehalten, bis sie in Costa Rica von einer Tropischen Riesenameise gebissen wurde: Das hatte sich angefühlt, als schieße man ihr mit einer Nagelpistole in den Ellenbogen und tauche den Arm dann in Säure. Aber eigentlich graute ihr vor all dem nicht so sehr wie vor Zikaden. Das klickende Geräusch von ihren Trommelorganen, die roten

Augen bei manchen, und wie sie schwärmteten und von den Bäumen fielen und den Gehweg übersäten. Und dann dieses Knirschen. O Gott. Dieses Knirschen. Die Lebendigen unter den Schuhsohlen, die abgestreiften Exoskelette. Und noch schlimmer waren diese Unmengen. Raubtierübersättigung war ein brillantes Konzept unter dem Aspekt der Arterhaltung: Die Zikaden mussten sich nur so massenhaft vermehren, dass alles, was sich von ihnen ernährte, irgendwann satt war. Die Überlebenden machten dann einfach weiter. Nach ein paar Wochen starben sie dann ab, und was blieb, war ein Hülsenfriedhof, der ebenfalls total unheimlich war. Der Himmel sei gepriesen, dass sie noch zehn Jahre Zeit hatten, bis der nächste große Zikadenschwarm über Washington herabkäme. Sie würde beizeiten einen Urlaub planen müssen. Eine Biologin, die auf die Verwendung von Spinnengiften zu medizinischen Zwecken spezialisiert war, konnte kaum zugeben, dass sie große Angst vor Zikaden hatte und nicht aus dem Haus gehen konnte, wenn sie schwärmteten.

»Aber wir reden hier nicht über Zikaden«, sagte Melanie, als sie merkte, dass sie abschweifte. »Wir reden hier über Spinnen. Obwohl Spinnen den Menschen offenbar eine Heidenangst einjagen, gibt es dafür eigentlich so gut wie keinen Grund. Zumindest hier nicht. In Australien sieht die Sache anders aus. In Australien ist alles gefährlich, nicht nur die Krokodile.« Dafür bekam sie ein gedämpftes Lachen von den Studenten. In Melanies Auge galt ein gedämpftes Lachen am Ende einer zweistündigen Vormittagsvorlesung knapp zwei Wochen vor Semesterende als Sieg.

Sie schaute auf die Uhr. »Okay, für Mittwoch dann die Seiten zweihundertzwölf bis zweihundertfünfundvierzig. Nehmen Sie bitte wiederum zur Kenntnis, dass dies eine Abweichung vom Lehrplan ist. Und damit entlasse ich Sie mit einem ...« Melanie hob die Arme und dirigierte, als die Studenten im Chor mit ihr den Abschiedsgruß anstimmten: »Lasst euch nicht von Wanzen beißen.«

Sie sah zu, wie sie alle aus dem Hörsaal schlurften. Ein paar sahen ein bisschen benommen aus, und Melanie wusste nicht, ob es an der frühen Anfangszeit lag oder daran, dass sie selbst wieder monoton geleiert hatte. Sie war eine Forscherin von Weltklasse, auf ihrem Gebiet vielleicht eine der besten, aber obwohl sie sich Mühe gab, war das Vortragen nicht ihre Stärke. Sie hatte versucht, ihren Unterricht dynamischer zu gestalten und hier und da einen Witz wie den über Australien einzustreuen, aber in einer Vorlesung für Studenten im dritten Studienjahr waren ihre Möglichkeiten begrenzt. Die meiste Zeit verzog sie sich daher in ihr Labor und arbeitete mit Postgraduierten, aber ein Teil ihrer Vereinbarung mit der American University bestand darin, dass sie alle zwei Jahre auch eine Vorlesung für Examensstudenten anbot. Sie riss sich nur ungern von der Forschungsarbeit los, aber wenn der Preis für ein komplettes Labor mit Forschungsassistenten und einem Team von drittmittelfinanzierten Promotionsstudenten unter ihrer Leitung darin bestand, dass sie alle zwei Jahre einem Kurs von neunzehn- und zwanzigjährigen Studenten erzählte, die in einem Bananencontainer versteckten Spinnen seien nur selten gefährlich, konnte sie damit leben.

Sie schaute auf ihr Tablet, das die Bilder auf der Hörsaalwand spiegelte. Sie hatte eine Schwäche für *Heteropoda venatoria*, die Riesenkrabbenspinne. Das lag zum Teil daran, dass ihr der erste große Durchbruch in der Forschung - der sie zu dem gemacht hatte, was auf ihrem Gebiet als berühmt gelten konnte, und ihr diese Stelle sowie die nachfolgenden Stipendien und Forschungsmittel verschafft hatte - mit einer Arbeit über *Heteropoda venatoria* gelungen war. Aber wenn sie ehrlich war, gab es noch einen Grund: Als sie im ersten Jahr auf dem College zum ersten Mal einer Krabbenspinne begegnet war, hatte ihr Professor mit seinem starken Akzent die Spinne beschrieben und gesagt, sie habe einen »Schnauze-Bart«. Es gefiel ihr, dass es auf der Welt Spinnen mit Schnauzbart gab. Im Graduiertenstudium hatte sie sich zu Halloween als *Heteropoda venatoria* verkleidet, und das war bei ihren Freunden, die ebenfalls an ihren Dissertationen arbeiteten, gut angekommen. Aber niemand sonst hatte den Witz verstanden. Die meisten dachten, sie wollte als Tarantel oder so etwas gehen, und konnten deshalb mit dem Schnurrbart nichts anfangen. Auf einer Halloweenparty vor zwei Jahren hatte sie dann ihr letztes Spinnenkostüm getragen, nachdem sie zufällig gehört hatte, wie jemand sie als »Schwarze Witwe« bezeichnete. Der Scherz, wenn es ein Scherz sein sollte, hatte einen wunden Punkt getroffen, denn tatsächlich war sie es gewesen, die für Manny, ihren Mann - ihren Exmann -, nie da gewesen war. Nicht wegen seines Jobs, sondern weil sie so viel Zeit im Labor verbracht hatte, war ihre Ehe gescheitert.

Sie schaltete den Beamer ab, schob das Tablet in

ihre Handtasche und ging zum Ausgang. Als sie den Hörsaal verließ, beschloss sie, sich auf dem Weg ins Labor noch einen Salat zu holen, irgendetwas, das frischer war als die Sandwiches, die sie im Kellergeschoss ihres Gebäudes aus dem Automaten ziehen konnte. Da schmeckte man die Konservierungsstoffe bei jedem Bissen. Aber eigentlich, dachte Melanie, war es wahrscheinlich gut, dass die Sandwiches mit Konservierungsstoffen vollgestopft waren, denn sie war nicht sicher, ob sie von jemandem außer ihr gegessen wurden. Sie mussten sich im Automaten eine Weile halten. Selbst ihre zähesten Postgraduierten brachten sich ihr Essen entweder von zu Hause mit oder nahmen die zusätzlichen fünf Minuten auf sich, um den Campus zu überqueren und sich etwas zu kaufen, das man nicht mit einer Handvoll Vierteldollarmünzen bezahlen musste. Apropos zähe Postgraduierte ... Sie blieb stehen, als die Tür hinter ihr ins Schloss fiel.

Die drei standen vor dem Seminarraum und warteten auf sie.

»Professor Guyer?«

Melanie zog die Brauen hoch und versuchte anzudeuten, dass sie ein bisschen verärgert über Bark war. In Wirklichkeit hatte er einen komplizierten ukrainischen Namen, und deshalb nannten alle, auch Melanie, ihn nur Bark. Trotz seiner unübersehbaren Brillanz trieb er Melanie in den Wahnsinn. Es war ein seltsames Talent, das die anderen Doktoranden offenbar nicht besaßen. Fast, als verbringe er seine gesamte Freizeit damit, sich auszudenken, wie er sie ärgern könnte. Zum Beispiel dieses »Professor Guyer?«. Dass er sie Professor

Guyer nannte, während alle anderen im Labor sie mit »Melanie« anredeten, war schon ein Grund für sie, ihn ohrfeigen zu wollen. Sie hatte ihn gebeten, ihn aufgefordert, ihm befohlen, sie Melanie zu nennen, aber er sagte nicht nur weiterhin »Professor Guyer« zu ihr, sondern er tat es auch so, dass es immer klang wie eine Frage, er hob am Ende die Stimme, als wäre er nicht ganz sicher, dass sie wirklich so hieß, als wäre sie vielleicht doch jemand anders als Melanie, obwohl er jetzt seit drei Jahren in ihrem Labor arbeitete.

Dazu kam, dass sie seit Februar mit ihm schlief.

Und das trieb sie mehr als alles andere in den Wahnsinn. Er war nicht nur nervig, er war auch ihr Liebhaber. *Nein*, dachte Melanie. Nicht ihr Liebhaber. Sie konnte diesen Ausdruck nicht ausstehen. *Fuck Buddy* gefiel ihr aber auch nicht. Sexpartner? So was vielleicht. Was immer es war, mit ihm zu schlafen gehörte nicht zu den besten Entscheidungen, die sie je getroffen hatte. Das Problem bestand für Melanie darin, dass sie zwar jedes Mal, wenn er den Mund aufmachte, ein Becherglas zerschlagen und ihm mit den Scherben die Kehle durchschneiden wollte. Aber wenn seine Lippen geschlossen waren - oder, besser noch, sich an ihrem Körper zu schaffen machten - , konnte sie an nichts anderes denken als an ihn. Sie hatte sich selbst nie für oberflächlich gehalten, aber nach der Scheidung hatte sie einfach ein bisschen Spaß haben wollen. Und auch wenn Bark sie durch sein Verhalten ständig ankotzte, hatte sie im Bett nicht nur ein bisschen Spaß mit ihm, sondern eine ganze Menge. Bei Manny hatte sie sich warm und geborgen gefühlt,

wenn sie Sex hatten, aber nach der Auflösung ihrer Ehe war Bark mit seiner heißen, drängenden Art ein schöner Tempowechsel.

Da es also nicht die allerbeste Entscheidung gewesen war, mit ihm ins Bett zu gehen, konnte sie zu ihrer Verteidigung nur anführen, dass es eine Entscheidung gewesen war, die von ein paar Gläsern eines Gebräus befördert worden war, das ihre Doktoranden für die Valentinsparty angesetzt hatten, zu der Melanie sich hatte breitschlagen lassen. »Gift« hatten sie das Getränk genannt, und es hatte ordentlich geknallt. Als sie am nächsten Morgen mit Bark neben sich im Bett aufgewacht war, hatte sie zwei Minuten gebraucht, um darauf zu kommen, *wer* sie war, ganz zu schweigen davon, *wo* sie war, was sie mit Bark zusammen in *seinem* Bett zu suchen hatte *und* weshalb sie beide nichts anhatten. Sie schlich sich ins Bad, ohne ihn zu wecken. Als sie dann mit seinem Mundwasser gurgelte und sich das Haar im Spiegel glattstrich, wurde ihr klar, dass sie die praktische Entscheidung, die sich in ihrer Ehe mit Manny als so schlecht erwiesen hatte, bereits wiederholt hatte: Sie hatte einmal mit Bark geschlafen, und folglich konnte sie es jetzt auch wieder tun. Und wieder und wieder.

An die Party am Valentinstag erinnerte sie sich nur noch verschwommen, aber den Morgen danach sah sie immer noch mit atemberaubender Klarheit vor sich. Bark war brillant, aber davon abgesehen entsprach er nicht der landläufigen Vorstellung davon, wie ein Wissenschaftler auszusehen hatte. Er kleidete sich ansehnlich, aber selbst mit einem Kugelschreiber in der Brusttasche, einer Riesenbrille

auf der Nase und einem Rechenschieber wäre er ein Blickfang gewesen. Er war geradewegs von Cal Tech zur American University gekommen, von der einen Küste zur anderen, und vielleicht hatte er in Kalifornien in die Landschaft gepasst, aber in Melanies Labor und im gesamten Entomologiegebäude fiel er auf wie ein bunter Hund. Er gehörte zu einer ganz anderen Spezies. Melanie war selbst fast eins achtzig, und auch wenn die Tage der Turniere als Studentin in Yale fast zwei Jahrzehnte zurücklagen, ging sie immer noch dreimal in der Woche zum Basketball und viermal morgens zum Schwimmen. Aber Bark war noch einmal einen halben Kopf größer als sie und ein Kerl wie ein Baum. Er war kein Gewichtheber, das wusste sie, und ihr war nicht bekannt, dass er je einen Fuß in ein Fitnessstudio gesetzt oder irgendeinen anderen Sport getrieben hätte, aber selbst bekleidet sah er aus wie gemeißelt. Wenn er nicht hätte promovieren wollen, wäre für ihn auch eine Zukunft als Unterwäschemodel drin gewesen.

Als sie aus dem Badezimmer zurückkam, ignorierte sie ihre Kleider, die zerknüllt auf dem Boden lagen, schlüpfte wieder ins Bett und wartete einfach. Und wartete. Und wartete. Bark schlief wie ein Toter, aber als er sich endlich doch regte, als sie da weitermachten, wo sie in der vergangenen Nacht anscheinend aufgehört hatten, war es das Warten wert gewesen. Selbst noch zwei Monate später, nachdem sie sich jede Woche drei oder vier Mal mit ihm getroffen hatte, kam sie noch nicht darüber hinweg, wie er ohne Hemd aussah. Melanie konnte nicht aufhören, seine Brust anzufassen, seine Arme,

die Muskeln auf seinem Rücken zwischen den Schultern. Ganz anders als bei ihrem Exmann. Manny war nicht klein, aber er war kleiner als sie, und auch wenn er unglaublich einschüchternd wirken konnte, war er nicht gerade ein Muskelpaket. Nein, Manny war innerlich hart - niederträchtig und kleinlich, wenn er glaubte, jemand wolle ihn verarschen, im Büro oder in der Politik -, was für ihn, weil er der Stabschef des Weißen Hauses war, ein und dasselbe war -, und bösartig wie eine Sydney-Trichternetzspinne, wenn er angegriffen wurde. Aber so aggressiv er im Berufsleben auch sein mochte, im Bett war er ein bisschen zu rücksichtsvoll. Und ein Pin-up-Boy war Manny schon mal gar nicht.

Der in Frage stehende Pin-up-Boy, Bark, starrte sie derweil an. Er versuchte es noch einmal. »Professor Guyer?«

»Bark.« Sie warf einen Blick auf die beiden anderen Studenten: Judy Yoo, die viel zu reich war, um ihre Zeit mit dem Studium von Spinnen zu verbringen, und Patrick Mordy, der in seinem ersten Jahr im Graduiertenprogramm war und sich als nicht annähernd so intelligent erwiesen hatte, wie sein Studienbuch und seine Bewerbungsunterlagen hatten vermuten lassen. Melanie hielt es für höchst unwahrscheinlich, dass er den Doktorgrad erwerben würde. »Was ist?«, fragte sie. »Was ist so wichtig, dass Sie nicht warten können, bis ich wieder im Labor bin?«

Bark und Patrick schauten Julie an, die auf ihre Schuhe starrte. Melanie versuchte seufzend, die Geduld nicht zu verlieren. Sie mochte Julie, sie mochte sie wirklich, aber als Mädchen, dem es an

nichts fehlte, konnte sie wahrhaftig eine Dosis mehr Selbstvertrauen gebrauchen. Ihre Eltern hatten einen Haufen Geld. Geld für einen Privatjet. Ein Gebäude auf dem Campus der American University, das nach ihrem Geld benannt war. Geld, das fragte: Was zum Teufel suchte Julie in einem Labor, das Spinnen erforschte? Und Julie war hübsch – nicht nur so, wie Mädchen in den Naturwissenschaften als hübsch galten, weil die Konkurrenz nicht groß war. *Julie wäre sogar unter Germanisten und Juristen hübsch*, dachte Melanie. Und das war *hübsch*. Bei diesem Gedanken lächelte sie. Sie konnte sich einen solchen Gedanken leisten, weil sie selbst mit einem tollen Aussehen gesegnet war. Man konnte ihr das Alter ansehen, aber sie sah gut aus: eine Frau von vierzig Jahren, in deren Gegenwart Männer ihre Ehefrauen anschauten und sich fragten, warum sie keine bessere Entscheidung getroffen hatten. Sie merkte, dass Patrick sie ansah, und wollte zurück lächeln, aber dann zog sie finster die Mundwinkel herunter. Ihre Zöglinge arbeiteten im Labor nicht gewissenhaft, wenn sie nicht streng mit ihnen war.

»Erzählen Sie es mir, während wir hinübergehen«, sagte sie und schob sich an ihnen vorbei. »Ich werde mir unterwegs noch einen Salat kaufen, und wenn das, was Sie mir erzählen, interessant genug ist, lade ich Sie zum Lunch ein. Wenn nicht, das schwöre ich bei Gott – wenn Sie hier sind, weil wieder ein Schwachkopf glaubt, er habe in einem Bananencontainer eine giftige Spinne gefunden, dann lasse ich Sie mit einer Braunen Einsiedlerspinne Eierlaufen spielen.«

Sie hängte sich ihre Tasche über die Schulter und

machte sich auf die Hitze gefasst, die draußen vor dem klimatisierten Gebäude auf sie warten würde. Es waren nur fünf Minuten von hier zum Labor, und sie würde im Café vorbeigehen, um sich ihren Lunch zu holen, aber man würde trotzdem verschwitzt und rot ankommen. Sie genoss die Washingtoner Hitze nicht, und dieses Jahr war sie früh gekommen.

»Die Braune Einsiedlerspinne beißt aber nur, wenn ...«

Melanie fuhr herum, und Patrick klappte den Mund zu. Sie nickte. »Das dachte ich mir. Und was haben Sie jetzt für mich?«

Julie schob sich an ihre Seite, und Patrick und Bark blieben ihr auf den Fersen, als sie die Stufen hinuntergingen, um den Platz zu überqueren. Wattewolken dösten über den Campusgebäuden, aber nichts ließ darauf hoffen, dass ein Regenschauer die Hitze lindern würde. Vielleicht würde sie heute Abend früh Feierabend machen, zu Hause die Klimaanlage hochfahren, sich etwas vom Lieferservice bringen lassen und allein eine schlechte romantische Komödie anschauen, oder zwei. Oder sie würde Bark herüberkommen lassen und eine Nacht mit Aktivitäten verbringen, bei denen er nicht zu reden brauchte. Aber im Grunde ihres Herzens wusste sie, dass sie das Labor heute nicht früher verlassen würde als sonst. Wenn sie eine Frau gewesen wäre, die früh Feierabend machte, hätte sie wahrscheinlich auch noch einen Mann gehabt, der zu Hause auf sie wartete. Das war nicht ganz fair, das wusste sie, denn es war nicht so, dass Manny jemals früher aus dem Weißen Haus gekommen war als sie aus ihrem Labor. Der Unterschied war nur, dass

Manny, wenn er zu Hause war, wirklich bei ihr zu Hause war. Wenn sie zu Hause war, war immer noch ein großer Teil ihrer selbst im Labor geblieben.

»Sie hatten recht«, sagte Julie schließlich.

»Natürlich hatte ich recht«, sagte Melanie. »Womit denn?«

Sie ging zügig und machte sich nicht die Mühe, einen Blick zurückzuwerfen, um zu sehen, ob die Jungs mitkamen. Um Julie machte sie sich keine Sorgen. Die junge Frau hatte vielleicht kein Selbstvertrauen, aber sie war die fleißigste Wissenschaftlerin, die Melanie je gesehen hatte, und selbst ihre fünf Zentimeter hohen Absätze - bescheiden für einen Abend in der Stadt, aber höchst unpraktisch für das Labor - würden Julie nicht daran hindern, an der Seite ihrer Betreuerin zu bleiben.

»Nazca«, sagte Julie.

»Nazca?«

»Nazca«, wiederholte Julie, als müsse das Melanie etwas sagen.

Melanie blieb nicht stehen, aber sie warf einen Seitenblick auf Julie. Noch hundert Meter, und sie würden wieder in einem kühlen Innenraum sein, zumindest für die zwei Minuten, die sie brauchte, um ihren Lunch zu kaufen und einpacken zu lassen, damit sie ins Labor weitergehen konnte. »Nazca? Verdammt, wovon reden Sie, Julie? Nazca? Das ist alles, was Sie haben? Sie lauern mir wie die Erstsemester zu dritt vor meinem Hörsaal auf, und dann kommen Sie damit? Und das soll nicht Zeit haben, bis ich wieder im Labor bin? Nazca?« Sie ging schneller.

»Nazca?«, wiederholte Julie. »In Peru?«

Melanie blieb stehen. »Ist das eine Frage oder eine Feststellung?« Sie drehte sich um und funkelte Bark an, der anscheinend nicht begriff, warum er angefunkelt wurde, aber schlau genug war, sich hinter Patrick zu verdrücken. Sie hätte ihm erneut gern eine Ohrfeige verpasst. Seine Gewohnheit, jeden Satz mit einem Fragezeichen zu beenden, hatte also schon auf Julie abgefärbt. »Nazca. In Peru«, sagte sie und schaute ihre drei Doktoranden an.

Die drei starrten zurück, und auf ihren Gesichtern lag ein leises Lächeln, als erwarteten sie Lob.

Melanie seufzte. »Okay, ich gebe auf. Sie reden von den Nazca-Linien. Und? Würde mir bitte einer sagen, worum es jetzt geht, damit ich mir meinen Salat holen und ins Labor gehen kann?«

»Erinnern Sie sich nicht an die Valentinsparty?«, fragte Bark. Sie konnte nicht erkennen, ob er von der Hitze rot war oder weil er Aufregung verspürte angesichts dessen, was er erzählen wollte, aber er stotterte fast, als er weiterredete. »Sie haben dauernd von Nazca gesprochen? Von den Linien? Der Spinne?«

Patrick kam ihm zu Hilfe. »Sie haben gesagt, sie sind aus einem bestimmten Grund da. Die Erdzeichnungen. Es sind alle möglichen Zeichnungen. Linien und Tiere und so weiter. Ich hatte noch nie davon gehört, aber Sie interessierten sich eigentlich nicht für die Tiere. Sie sprachen von der Spinnenzeichnung. Sie haben gesagt, man kann die Linien vom Flugzeug aus sehen. Sie seien nicht tief, aber es habe trotzdem zweifellos einen Haufen Arbeit gekostet, und Sie meinten, die Spinne müsse

aus einem bestimmten Grund dort sein.«

Melanie konnte sich nicht erinnern, von den Nazca-Linien gesprochen zu haben, aber sie hatte keinen Grund, an den Worten ihrer Studenten zu zweifeln. Tatsächlich war sie von ihnen fasziniert, seit sie das erste Mal davon gehört hatte. Und über die eine oder andere Theorie zu schwadronieren, das war etwas, das ihr im betrunkenen Zustand zuzutrauen wäre. Ebendeshalb trank sie nicht sehr oft.

In Peru war sie nur einmal gewesen, mit Manny, als ihre Ehe schon kurz vor dem Aus war. Dieser Urlaub war der letzte Versuch gewesen, den sie unternommen hatten, um die Trümmer ihrer Ehe wieder zusammenzufügen. Manny hatte Hawaii vorgeschlagen, Costa Rica, Belize, aber sie hatte sich schon seit Jahren gewünscht, die Nazca-Linien zu sehen, auch wenn sie ihn nicht interessierten. Tatsächlich hatte sie, wenn sie ehrlich war, zum Teil nur deshalb darauf bestanden, weil Manny nicht nach Peru wollte.

Aus der Luft betrachtet, sahen sie atemberaubend aus. Weiße Linien in der rötlichbraunen Erde. Schriftzeichen, Tiere und Vögel. Formen, die ihr unverständlich waren. Und dann natürlich die eine, die sie vor allem hatte sehen wollen: die Spinne.

Manche Wissenschaftler - Verrückte, fand Melanie - behaupteten, diese Linien seien Start- und Landebahnen für prähistorische Astronauten, oder die Nazca hätten die Formen mit Hilfe von Heißluftballonen entworfen, aber nach allgemeiner Übereinstimmung hatten die Nazca ganz irdische Mittel benutzt. Archäologen hatten Pflöcke an den

Enden einiger Linien gefunden und die grundlegenden Techniken ergründet, mit denen die Muster angelegt worden waren: Die Nazca hatten sie zunächst abgesteckt und das dunklere Felsgestein bis zu einer Tiefe von weniger als fünfzehn Zentimetern abgetragen, so dass der weiße Boden darunter einen starken Kontrast bildete.

Obwohl sie schon Fotos und Zeichnungen davon gesehen hatte, stockte ihr beim Anblick der Spinne der Atem. Von oben, aus dem kleinen einmotorigen Flugzeug betrachtet, wirkte die Spinne klein, aber sie wusste, dass sie am Boden ungefähr fünfzig Meter lang, vielleicht länger, war. Sie hörte den Piloten rufen und sah, wie er mit dem Zeigefinger kreisende Bewegungen in der Luft machte: Er fragte, ob sie ein paarmal über der Spinne kreisen wollte, wie sie es mit ihrem schrecklichen Spanisch vor dem Start besprochen hatten. Sie nickte und spürte Mannys Hand auf ihrer Schulter. Sie legte ihre Finger auf seine und merkte, dass sie weinte. Nicht, weil sie im wirklichen Leben hatte sehen wollen, wovon sie bisher nur gelesen hatte, nein, es war mehr als das, und bei dem Gedanken daran verzog sie peinlich berührt das Gesicht. Manny hatte sie nichts davon erzählt, weil er nur geseufzt hätte, und dann wären sie in eine dieser endlosen Diskussionen über die Grenzen von Wissenschaft und Biologie und die Möglichkeiten einer Adoption eingestiegen.

Eigentlich begriff sie erst in diesem Augenblick genau, warum sie darauf bestanden hatte, nach Peru zu reisen. Warum sie sich über Mannys Einwände hinweggesetzt und erklärt hatte, dass sie, wenn sie überhaupt verreisten, die Nazca-Linien besichtigen

sollten. Sie wusste ja selbst, dass es verrückt war. Der rationale, wissenschaftlich denkende Teil in ihr, also der Frau, die sich durch ihre Promotionsforschung gewühlt hatte, die jede Woche zwei oder drei Nächte in ihrem Labor verbrachte und die jeden Postgraduierten verscheuchte, der nicht bereit war, genauso hart zu arbeiten wie sie selbst, dieser Teil wusste, dass der Wunsch, Manny mit sich nach Peru zu schleifen, der verzweifelte Griff einer Frau von fast vierzig Jahren nach dem letzten Strohhalm war - einer Frau, die geglaubt hatte, sie könne das Kinderkriegen hinausschieben, bis sie zufrieden mit ihrem wissenschaftlichen Erfolg wäre. Die Reise war der mit Abstand hoffnungsloseste Versuch, aber als sie die Theorie eines Nazca-Forschers gelesen hatte, nach der die Linien rituelle Bilder und die Vögel und Pflanzen und Spinnen Fruchtbarkeitssymbole seien, war sie das Gefühl nicht mehr losgeworden, es gebe einen Grund, weshalb sie sich von diesem Bild immer angezogen gefühlt hatte. Und auf der Reise war die Spinne dort, im peruanischen Vorgebirge, zu ihrer letzten Hoffnung geworden.

In diesem Flugzeug hatte sie Manny mit einer Dringlichkeit begehrt, die es in ihrer Beziehung schon seit langem nicht mehr gegeben hatte. So gern sie in der Luft bleiben und über dem Bild dieser Spinne kreisen wollte, sie konnte es doch kaum erwarten, wieder auf dem Boden zu sein, ungestört in ihrem Zelt, und dort zu tun, was hoffentlich ein Baby hervorbringen und ihre Ehe retten würde.

Sie hatte sich geirrt, sowohl in Bezug auf das Baby als auch auf die Ehe.

Als sie und Manny geschieden wurden, erinnerte sie sich immer noch zärtlich an diese Reise. Während sie in der Luft kreisten, hatte sie hastig ihre eigene Version der Nazca-Spinne gezeichnet.



Nach der Scheidung hatte sie die Seite aus ihrem Notizbuch gerissen, die Ränder säuberlich beschnitten und das Blatt eingerahmt. Jetzt hing es an der Wand neben ihrem Schreibtisch im Labor. Es verschlug ihr nicht den Atem, wie die Linien in der Erde es getan hatten. Deren Maßstab, die Dauerhaftigkeit, die Abwesenheit von Regen und Wind, die diese Linien über mehr als zweitausend Jahre erhalten hatte - das alles hatte sie aus der Fassung gebracht und zugleich glücklich gemacht. Sie stellte sich gern vor, es könnte eine Frau wie sie gewesen sein, die verzweifelt auf ein Baby hoffte und dafür Steine aus der Erde brach, vor fast fünfundzwanzig Jahrhunderten.

Oder früher.

»Vor zehntausend Jahren«, sagte Julie. »Nicht vor zweieinhalbtausend.«

Melanie zupfte am Kragen ihres Shirts, aber eigentlich dachte sie nicht mehr an die Hitze. Sie spürte die ersten Regungen des intellektuellen Interesses, das dazu führen konnte, dass sie von

Neugier verzehrt wurde. Der Umstand, dass es sich um die Nazca-Linien handelte, erleichterte diese Reaktion, aber tatsächlich war es nie besonders schwierig gewesen, ihr Interesse zu wecken. Sie war zwar mittlerweile darin besser geworden, sich an alltägliche Dinge zu erinnern - zu essen, zu duschen, sich umzuziehen und dass zu ihrem Büro ein privates Bad gehörte, war dabei hilfreich -, aber im Grunde ihres Herzens war sie immer noch genauso forschungsbesessen wie früher und am glücklichsten, wenn sie in ihrem Labor die Antwort auf irgendeine Frage suchen konnte. »Was?«, fragte sie jetzt. »Wer sagt denn, dass die Linien vor zehntausend Jahren angelegt wurden?«

»Nicht alle«, antwortete Julie. »Äh, und das sagt ein Freund von mir, mit dem ich studiert habe.«

Normalerweise war ein kleiner Teil von Melanie an solchem Tratsch interessiert, und sie würde jetzt bohren, bis Julie zugäbe, dass es sich um einen Jungen handelte, mit dem sie als Neunzehn- oder Zwanzigjährige geschlafen hatte und für den sie immer noch schwärmte. Aber Melanie hatte allmählich genug von diesen drei Doktoranden.

»Er ist jetzt auch im Promotionsstudium und arbeitet dort vor Ort. Als Archäologe.«

»Ja, natürlich.«

»Genau«, sagte Julie. »Wir schreiben regelmäßig E-Mails, und dabei habe ich Ihre Theorie erwähnt.«

Melanie ging weiter. Die Sache ging ihr auf die Nerven. »Welche Theorie?«

»Die über die Spinne«, sagte Bark. Er wollte noch etwas hinzufügen, aber Julie schnitt ihm das Wort ab.

»Eine der Fragen, die durch die Grabungen vor Ort

beantwortet werden sollen, ist die, ob die Linien alle zusammen in einem komprimierten Zeitabschnitt – im Laufe von ein paar Jahren oder Jahrzehnten – oder über ein paar hundert Jahre verteilt entstanden sind. Wie lange hat es gedauert, sie zu machen? Sie haben bei den meisten Linien Holzpfölcke gefunden, die von den Nazca fast wie zur Landvermessung benutzt worden sein könnten, als sie die Muster entwarfen. Der Freund von mir hat auf dem Gelände der Spinne gearbeitet, und richtig, er hat auch dort Pflöcke gefunden. Sie haben einen davon datiert.«

»Und?«

»Die Spinne ist keine Nazca-Linie.«

Melanie merkte, dass sie schneller ging, als angenehm war, aber das Café war in Sicht, und der Gedanke an die vorübergehende Kühle half ihr, das Tempo beizubehalten. »Sie sieht aber ganz klar aus wie eine Nazca-Linie«, sagte sie.

»Nein«, widersprach Julie. »Die Nazca-Linien sehen aus wie die Spinne. Alle anderen Linien sind ungefähr zweieinhalbtausend Jahre alt, wie Sie gesagt haben, aber die Spinne ist älter. Viel älter. Sie ist zehntausend Jahre alt, plus-minus. Sie war lange vor den anderen Linien da.«

Melanie ging langsamer, als sie die Treppe erreichte. »Und was hat das mit uns zu tun?« Sie warf einen Blick zurück und sah, dass alle drei Studenten stehen geblieben waren. Patrick, Bark und Julie standen drei Stufen unter ihr auf ebener Erde und schauten erwartungsvoll zu ihr herauf.

Julie sah die beiden jungen Männer an, und die nickten ihr zu. »Es waren nicht nur die Pflöcke«, sagte Julie. »Bei seinen Grabungsarbeiten fand er

etwas unter den Pflöcken. Einen vergraben Kasten aus Holz. Er hat einen Teil dieses Holzes datieren lassen, und es ist genauso alt wie die Pflöcke. Zehntausend Jahre. Und Sie werden nie erraten, was in dem Kasten war.«

Julie wartete, und Melanie war zunehmend gereizt. *Dramatische Pausen, dachte sie, wurden maßlos überschätzt, und bei einer Bande von Studenten waren sie vollends ärgerlich.* Aber wider Willen war sie jetzt neugierig geworden und platzte heraus: »Was denn?«

»Ein Eierkokon. Zuerst wusste keiner von ihnen, was es war, aber als es meinem Freund klarwurde, schlug er seinem Grabungsleiter vor, den Kokon zu uns ins Labor zu schicken, um zu sehen, ob wir ihn identifizieren könnten. Sie dachten, der Kokon sei fossilisiert oder versteinert, oder wie man das nennt, wenn etwas lange erhalten ist. Da der Holzkasten zehntausend Jahre alt ist und der Eierkokon in dem Kasten lag, muss der Kokon wahrscheinlich ähnlich alt sein.«

»Hm«, sagte Melanie. »Okay. Sagen Sie ihm, er soll ihn herschicken, dann sehen wir uns die Sache an.«

»Er hat ihn schon geschickt. Er ist im Labor. Ich, äh ... ich hab ihm gesagt, sie könnten unseren FedEx-Frachtcode benutzen, und da hat er ihn per Übernachtkurier hergeschickt.« Julie klang, als rechne sie damit, dass Melanie sie jetzt anschreien würde.

Melanie schluckte ihren Ärger herunter. Die Mittel waren knapp, aber nicht so knapp, dass Julie nicht die Versandkosten übernehmen konnte, wenn es

tatsächlich um eine Laborangelegenheit ging. Obwohl - Melanie fragte sich, was es wohl tatsächlich kostete, etwas per Übernacht Kurier aus Peru zu schicken.

»Da ist noch mehr«, sagte Bark. Er stand sehr aufrecht da und schaute sie mit einer Intensität an, die er sonst nur zeigte, wenn sie allein waren.

»Noch mehr?« Melanie schaute Patrick und Julie und dann wieder Bark an. Alle drei sahen nervös und aufgereggt aus und waren offensichtlich nicht sicher, ob der Grund, weshalb sie sie geholt hatten, wirklich eine so große Sache war, wie sie dachten. »Na?«, sagte sie, und ihr Ton war schärfer als beabsichtigt. »Raus damit.«

Bark sah seine Kollegen an und wandte sich wieder an Melanie. »Was da in dem Eierkokon ist«, sagte er. »Es schlüpft.«

## Das Weisse Haus

»Schmeißen Sie Atombomben«, sagte die Präsidentin. »Starten Sie die Raketen, und die Sache ist erledigt.« Sie lehnte sich im Sessel zurück und schaute den jungen Mann an, der neben ihr wartete. Es war einer der neuen Praktikanten. Manny lächelte. Er hatte seinen Namen vergessen, aber Präsidentin Stephanie Pilgrim hatte sie gern jung und gutaussehend. Klunker fürs Handgelenk, gewissermaßen. Sie fiel nie aus der Rolle bei ihnen – gottlob gehörte das nicht zu den zahlreichen Sorgen, mit denen Manny als Stabschef des Weißen Hauses zu kämpfen hatte –, aber sie hatte sie auf jeden Fall gern um sich. Jetzt streckte sie die Hand aus und legte sie dem Praktikanten auf den Unterarm. »Wie wär's, wenn Sie uns eine große Schüssel Popcorn holen oder so was, vielleicht ein paar Chips und Salsa. Bei diesem ganzen Gerede von Krieg bekomme ich ein bisschen Hunger.«

»Kommen Sie, Steph«, ermahnte Manny. »Sie nehmen das nicht ernst.«

»Ich bin die Präsidentin der Vereinigten Staaten von Amerika, Manny, und Sie reden mich bitte so an, wie es sich gehört«, sagte sie lächelnd. »Präsidentin Steph, ja? Und warum soll ich das ernst nehmen? Es ist eine Übung. Währenddessen laufen in unserem Land die Vorwahlen. Bald werden sie wissen, welcher von diesen Clowns nominiert wird, und dann fangen

sie an, auf mich zu zielen statt aufeinander. Bis dahin hocken wir im Situation Room und tun so, als ob wir wirklich Krieg gegen China führen wollten. Kann ich nicht einfach die Atomraketen einsetzen und Feierabend machen? Ich habe wirklich Wichtigeres zu tun, als Krieg zu spielen, nur weil die Army davon einen Ständer kriegt.«

»Formal gesehen geht es in dieser Situation hauptsächlich um die Navy«, sagte Manny.

»Wie lange kennen Sie mich schon, Manny?«

Manny antwortete nicht. Er kannte Stephanie Pilgrim lange genug, um zu wissen, dass sie keine Antwort hören wollte. Er hatte sie schon gekannt, als sie beide noch jung und dumm und auf dem College gewesen waren. Er war im ersten, sie im letzten Studienjahr, sie hieß Steph, nicht Madam President, und sie quälte ihn in bestimmten, unpassenden Augenblicken gern mit dem Hinweis, sie trage kein Höschen unter ihrem Rock. Nicht, dass sie besonders hemmungslos gewesen wäre. Schon damals hatte sie sorgfältig auf ihren Ruf geachtet, denn sie hatte vorgehabt, eines Tages im Scheinwerferlicht zu stehen. Aber zwischen ihnen hatte es sofort geklickt, und sie hatte sich nicht nur zu ihm hingezogen gefühlt, sie hatte ihm auch vertraut. Man konnte nicht sagen, dass sie ein Paar waren, aber bevor er Melanie kennengelernt und geheiratet hatte, hatten Manny und Steph sich auf eine Weise miteinander verstanden, die weit über eine berufliche Arbeitsbeziehung hinausging. Diese Ebene hatten sie wiedergefunden, nachdem die Sache mit Melanie implodiert war. Na ja, nicht »implodiert«. *Verdunstet* war ein besseres Wort. Aber als er feststellte, dass er

wieder frei und nicht an einer neuen Beziehung interessiert war, während Steph sorgfältig die Illusion einer glücklichen Ehe aufrechtzuerhalten hatte, waren sie mühelos zu der alten Gewohnheit zurückgekehrt, dann und wann miteinander zu schlafen. Für ihn war es mit ein paar Gewissensbissen verbunden gewesen. Aber die betrafen nicht Steph. Sie fühlten sich zueinander hingezogen, sie waren beide ganz ordentlich im Bett, und sie hatten einander gern, auch wenn sie sich nicht *liebten*. Sie respektierten und mochten sich, und sie hatten keine Geheimnisse voreinander. Keiner von ihnen würde dabei verletzt werden. Nein, Gewissensbisse hatte Manny wegen George. Er mochte Stephs Ehemann aufrichtig. Dr. George Hitchens war ein netter Kerl und sicher ein Bonus, wenn es um Wählbarkeit ging. Er war gutaussehend und redegewandt und hatte nichts dagegen, Steph in der politischen Arena ihren Ambitionen nachgehen zu lassen, also der Ehemann einer Politikerin zu sein. Er war blaUBLÜTIG - altes Geld aus Texas - und intelligent genug, um auf eine renommierte alte Ostküsten-Universität zu gehen und dort ein Medizinstudium zu absolvieren, ohne dass irgendwelche Strippen gezogen werden mussten - zumindest nicht so heftig, dass sie auf peinliche Weise offenbar wurden. Er hatte als Dermatologe praktiziert, bis Steph die ganz große Wahl gewann. Als sie ins Weiße Haus gezogen waren, hatte er sich mit Begeisterung in die Rolle des »Prinzgemahls« gestürzt, wie die Presse ihn gern nannte. Wenn es darum ging, irgendwelche Bänder elegant zu zerschneiden, machte ihm keiner etwas vor. Er war

ein Traumgatte für eine Politikerin.

Aber das war das Problem. Stephanie hatte George gern, wie man jemanden gern hat, der ein anständiger und guter Mensch ist, den man seit fünfzehn Jahren kennt. Jemanden, mit dem man zwei Kinder hat. Sie hatte ihn gern, aber sie *liebte* ihn nicht. Hatte es nie getan. Geheiratet hatte ihn die Politikerin, nicht die Frau. Wenn sie sich für eine andere Karriere entschieden, wenn sie nicht Jura studiert hätte, weil das der kürzeste Weg in die Politik und zur Präsidentschaft war, wäre man wahrscheinlich längst vor das Scheidungsamt getreten. Aber das kam jetzt nicht mehr in Frage.

Manny war kein bescheidener Mensch, wenn es um seine Talente ging: In der politischen Sphäre war er ein gottverdammtes Genie. Und obwohl Stephanie Pilgrim eine Maschine war – unangestrengt attraktiv und liebenswert, gescheit und witzig, aus gutem Haus und mit Glück gesegnet, energisch und entschlossen –, wusste selbst Manny, dass es Grenzen für alles gab. Niemand hatte ihr eine ernsthafte Chance zugestanden, als sie ihre Kandidatur erklärt hatte, aber Manny hatte sich selbst übertrffen, und jetzt war er der Stabschef im Weißen Haus. Wenn sie jedoch an der Macht bleiben wollten, würde Stephanie tun müssen, was sie inzwischen gut konnte: auf der messerscharfen Grenze zwischen Frau und Präsidentin der Vereinigten Staaten balancieren. Vielleicht war das Land bereit für einen weiblichen Präsidenten, bereit dafür, dass diese Präsidentin mit ihren zweiundvierzig Jahren der jüngste Oberkommandierende der Streitkräfte war, der je

gewählt wurde - gerade mal vier Tage jünger als Teddy Roosevelt -, vielleicht sogar bereit, dieselbe Frau nach drei soliden Jahren des wirtschaftlichen Wachstums und des Friedens wiederzuwählen - aber nie im Leben würde man eine Frau wiederwählen, die mitten in einer Scheidung steckte.

Stephanie rollte mit ihrem Sessel vom Tisch zurück und rieb sich die Augen. »Du weißt genauso gut wie ich, dass diese Übungen nichts als Bullshit und Zeitverschwendungen sind. Soll das Militär doch seine Manöver und Kriegsspiele veranstalten, lass sie ihre Simulationen durchführen, und wenn das nächste Mal wirklich etwas passiert, werden wir tun, was wir immer tun: Wir werden eine Lagebewertung vornehmen - und die Lage wird ganz sicher anders sein als diese imaginäre Superscheiße mit China -, und dann werden wir entsprechend handeln. Soweit ich sehe, tun wir das alles nur aus einem Grund: Diese Militärfuzzis wollen sehen, ob ich die Eier in der Hose habe, um einen Angriff zu befehlen. Also zeigen wir es ihnen. Wir befehlen einen nuklearen Angriff. Bombardieren, das ganze verdammte Land. Dann machen wir Schluss und kümmern uns um ein paar wirklich wichtige Aufgaben. Außerdem«, fuhr sie fort, »wie lange soll das planmäßig dauern? Drei Stunden? Aber wenn wir jetzt aufhören, hat der Tag zwei Stunden extra.«

Sie sagte den Rest nicht, *konnte* es in einem Raum voller Anzüge und Uniformen nicht sagen, aber Manny wusste, was sie andeutete: Sie könnten eine halbe Stunde dieser Extrazeit für sich abzweigen. Er dachte an die Collegezeit zurück. Sie war drei Jahre älter als er, und als sie sich kennengelernten, war er

noch Jungfrau gewesen. Mit achtzehn hatte er jederzeit mehr als bereitwillig einen ganzen Nachmittag mit ihr im Bett verbracht. Jetzt, mit Anfang vierzig, würde er immer noch bereitwillig den Nachmittag mit ihr im Bett verbringen, aber dazu würde es nicht mehr kommen. Das wichtigste Gut, das die Präsidentin der Vereinigten Staaten hatte, war Zeit.

»Madam President, wenn Sie gestatten.« Das war Ben Broussard, der Vorsitzende der Vereinten Stabschefs. Ben war unter allen Anwesenden derjenige, der Stephanie garantiert auf die Nerven gehen würde. Manny bemühte sich, beim Klang seiner Stimme nicht schmerzlich berührt den Kopf einzuziehen, aber leicht war es nicht. Mit Ben war es vom Augenblick seiner Ernennung an bergab gegangen, und früher oder später - früher wäre besser - würde er säuberlich in den Ruhestand versetzt werden. »Ich weiß, es kann so aussehen, als würden wir mit diesen regelmäßigen Übungen Zeit verschwenden, aber es ist wichtig, plausible Situationen durchzuspielen, damit wir schnell reagieren können, sollte ein Ereignis eine militärische Reaktion erfordern.«

Stephanie blickte zu Manny auf, und ihm war klar, sie hatte bereits gesagt, was sie zu diesem Thema zu sagen hatte. Jetzt war er an der Reihe. Das war einer der Gründe, weshalb sie so gut zusammenarbeiteten. Auch wenn es Quatsch war, sie kannten doch beide die Wahrheit: Eine Frau, selbst wenn sie Präsidentin der Vereinigten Staaten von Amerika war, wurde anders beurteilt. Stimmungen wurden schneller Realität, als einem lieb war, und sie durfte nicht als

Quenglerin wahrgenommen werde. Manny hatte dieses Problem selbstverständlich nicht.

»Kommen Sie, Ben«, sagte er. »Diese Simulation kommt mir ein bisschen überholt vor. Wäre es nicht sinnvoller, die Möglichkeit eines Terrorangriffs durchzuspielen? Oder das Krisenmanagement angesichts einer Explosion in einer etwas heißen Region? Natürlich gibt es ein paar ernsthafte Spannungen mit China, aber wir wissen doch alle, dass wir nicht kurz vor einem Schusswechsel mit ihnen stehen. Anders als bei einem Land wie ...«

»Somalia.« Der Verteidigungsminister Billy Cannon hatte nie Skrupel, Manny zu unterbrechen. Meistens, weil er recht hatte. »Wir sollten Übungen zur Lage mit Somalia veranstalten, denn da werden wir wirklich bald zur Sache gehen müssen. Die Wahrscheinlichkeit offener Kriegshandlungen gegen China ist allenfalls gering. Genauso sinnvoll wäre es, eine Zombieattacke zu simulieren.«

Der Praktikant kam mit einem Tablett zurück und stellte es auf das Sideboard hinter der Präsidentin. Er hatte beides mitgebracht, eine Schüssel Popcorn und eine Schüssel Tortillachips mit Salsa, und nahm die Sachen jetzt vom Tablett, um sie vor der Präsidentin auf den Tisch zu stellen. Manny beobachtete, wie diskret der junge Mann war. Er wartete, bis die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf Billy richtete, bevor er der Präsidentin das Knabberzeug hinstellte, und er hatte nicht vergessen, dass Steph ihren Softdrink gern aus der Dose trank, auch wenn das Personal im Weißen Haus entschlossen war, ihn in geschliffenem Kristall zu servieren. Er hieß Tim oder Thomas oder so ähnlich,

und Manny nahm sich vor, zu sehen, ob man den Jungen nach dem Praktikum nicht übernehmen könnte.

Er legte Steph eine Hand auf die Schulter, eine Vertraulichkeit, die er sich sowohl aufgrund seiner Position als auch wegen ihrer langen Bekanntschaft erlauben konnte, und beugte sich vor, um eine Handvoll Popcorn zu klauen.

Billy Cannon und Ben Broussard lagen sich jetzt in den Haaren. Der Vorsitzende der Stabschefs beharrte darauf, dass diese China-Simulation nützlich sei, und Billy gab ihm Contra. Manny wusste, er sollte ihnen den Hahn abdrehen: Entweder brachte er sie jetzt von dieser Übung ab und sorgte dafür, dass sie den Raum verließen, oder er zwang Steph dazu, wohl oder übel mitzuspielen. Aber es machte ihm Spaß, Billy Cannon beim Streiten zuzusehen. Billy Cannon kam aus einer reichen Familie, aber er sah aus, als gehörte er in eine Uniform. Anders als manche Generäle, die sich gehenließen, sobald sie so weit waren, dass sie Befehle erteilten, statt sie entgegenzunehmen, war Billy immer noch adrett, stramm, ansehnlich und gefährlich aussehend mit seinem graumelierten Haar und der Narbe an der Schläfe, die er im Einsatz bei einem Zweikampf davongetragen hatte. Manny begriff, warum die Frauen in D.C. danach lechzten, an seinem Arm zu hängen. Man erzählte sich sogar, die Zeitschrift *People* sehe ihn auf Platz eins der attraktivsten Typen der Stadt. Früher oder später würde Billy aus dem Militärdienst ausscheiden. Dann würde er für irgendein Amt kandidieren, und er würde es bekommen.

»Amüsieren Sie sich?« Die Nationale Sicherheitsberaterin, Alexandra Harris, erhob sich halb von ihrem Stuhl und griff sich ein paar Tortillachips. Die Salsa ignorierte sie.

Manny mochte Alex, und auch wenn sie oft uneins waren, wie mit den Informationen zu verfahren sei, die sie der Präsidentin überbrachte, hielt er ihre Ernennung für eine von Stephs besten Personalentscheidungen. Alex war gescheit, energisch und loyal, und ganz gleich, mit welcher Meinung sie in eine Auseinandersetzung ging – sobald die Präsidentin eine Entscheidung getroffen hatte, war sie hundertprozentig auf ihrer Seite. In solche Höhen stieg man nicht auf ohne einen ausgeprägten Instinkt für das politische Überleben und einen intensiven Ehrgeiz, der schon aus dem Weltall sichtbar war. Aber soweit Manny sehen konnte, war Alex genau da, wo sie sein wollte. Sie versuchte niemals, die Präsidentin zu unterlaufen. Außerdem war Alex dreiundsiebzig – zu alt, um selbst noch als Präsidentin zu kandidieren. Stephs Wiederwahl vorausgesetzt, würde Alex im ersten Jahr ihrer zweiten Amtszeit bei ihr bleiben und sich dann auf dem Land zur Ruhe setzen.

Endlich ergriff Steph das Wort, und ihre Stimme hatte einen scharfen Unterton. Manny und Alex mochte es amüsieren, den Streit zwischen dem Verteidigungsminister und dem Vorsitzenden der Vereinten Stabschefs zu verfolgen, ob diese Simulation sinnvoll sei, aber die Präsidentin hatte offenbar die Nase voll.

»Gentlemen«, sagte sie zu Ben und Billy, »ich versichere Ihnen, mir ist klar, wie wichtig diese

Übungen sind. Vertrauen Sie mir, wenn ich sage, dass ich diese Dinge in einer Krisensituation mit größerer Ernsthaftigkeit behandeln werde. Bei der nächsten Simulation werde ich mit einer positiven Einstellung dabei sein, vor allem, wenn sie mehr Realitätsbezug aufweist, aber heute haben wir keine Krise.« Sie erhob sich, und alle Anwesenden, die gesessen hatten, sprangen auf.

Den Wechsel vom Liebhaber zum Freund und zurück zum Liebhaber hatte er mühelos, den Weg vom Wahlkampf ins Weiße Haus mit Gleichmut vollzogen, aber die feierlichen Umstände, unter denen seine älteste Freundin »Steph, meine Flurnachbarin im Wohnheim« zum ersten weiblichen Präsidenten der Vereinigten Staaten geworden war, konnte er nur schwer ertragen. Er hatte nie viel für Förmlichkeiten übriggehabt, aber seit der Wahl kam es oft vor, dass er im Rahmen solcher Förmlichkeiten sogar gezwungen war, sich von seinem Platz zu erheben.

»Madam President?« Das war einer der Uniformierten, die in Reih und Glied vor den Computern und Monitoren an der Seite des Raums saßen. An der einen Wand hingen mehrere große Monitore, auf denen die Präsidentin und ihre Berater bestimmte Details verfolgen konnten, aber was der Officer vor sich sah, wurde nicht übertragen. Seine Stimme war so laut, dass sie quer durch den Raum drang und die Präsidentin innehalten ließ. Normalerweise würde jemand in seinem Rang sie niemals direkt ansprechen, ohne dass man ihm eine konkrete Frage gestellt hätte.

»Madam President«, sagte der Mann noch einmal,

und jetzt nahm er den Kopfhörer ab. »Die Chinesen.«

Stephanie seufzte, und Manny schaltete sich ein. »Ich glaube, wir sind für heute fertig«, sagte er. »Beenden Sie die Simulation.«

»Nein«, sagte der Offizier, und der dringliche, rauhe Ton seiner Stimme brachte das leise Rumoren, das sich im Raum erhoben hatte, zur Ruhe. Die Aufmerksamkeit der Präsidentin war geweckt, und Manny wartete auf das, was kam. »Es gehört nicht zur Übung«, sagte der Mann. »Sie ... äh, Sie haben es gleich auf dem Schirm. Ma'am?«

»Na, spucken Sie es schon aus.« Stephanie war stehen geblieben, aber sie sah gelangweilt aus. Die meisten anderen Männer und Frauen packten inzwischen weiter ihre Sachen zusammen. Manny erkannte, dass anscheinend niemand den angstvollen Gesichtsausdruck des Uniformierten bemerkt hatte. Er nahm außerdem zur Kenntnis, dass Alex immer noch saß und mit beunruhigter Miene zuhörte, während ein uniformierter Mann ihr eindringlich etwas ins Ohr flüsterte.

Manny schaute hinauf zu den großen Fernsehschirmen und Computermonitoren an der Wand. Die meisten Informationen dort hatten etwas mit der Simulation zu tun, aber die beiden Großdisplays zeigten jetzt Satellitenbilder von China, fast in Realzeit. Die Übertragungsverzögerung betrug nur dreißig oder vierzig Sekunden. Das Land war zwischen den beiden Monitoren aufgeteilt: Der eine zeigte die dichter bevölkerten Regionen im Ostteil Chinas und das Netz der Straßen in und um Beijing, der andere die Westhälfte des Landes. Eine Linie markierte die oberen Grenzen nach Kasachstan

und zur Mongolei.

Und plötzlich glühte ein Licht auf. Ein brennender Punkt am oberen linken Rand des Displays.

»Heilandsack«, sagte jemand, und im nächsten Augenblick wurde Manny bewusst, dass er es gewesen war.

»Was zum Teufel war das?« Die Präsidentin starnte auf den Bildschirm.

Alle Anwesenden blickten jetzt wie gebannt auf die Karte Chinas, auf das aufblühende und wieder verblasende Licht in der Nordwestecke des Landes. Das heißt, alle außer der nationalen Sicherheitsberaterin. Sie schaute den Uniformierten an, der ihr ins Ohr geflüstert hatte. »War's das?«, fragte sie und drehte sich zu dem Offizier an den Computern um. »War das eine Rakete? Von wem? Sind noch weitere in der Luft? War es nur die eine?«

Der Offizier, der sich eine Muschel seines Kopfhörers ans Ohr drückte, gab Alex ein Handzeichen, schaute auf den Monitor und nickte dann. »Das war's«, sagte er dann. »Und nein, es war keine Rakete.«

Manny hatte abwechselnd Alex, den Offizier und den verglühenden Lichtpunkt angeschaut. »Wenn das keine Rakete war, was zum Teufel war es dann?«

Es war gespenstisch still geworden. Mannys Frage hinterließ ein akustisches Vakuum, und er wusste, er war nicht der Einzige, der zusammenzuckte, als hinter ihnen ein Telefon klingelte. Es war nicht irgendein Telefon, das da klingelte. Es war *das Telefon*. Er erinnerte sich an die Filme seiner Kindheit. Wenn da der Präsident über den heißen Draht mit den Russen sprach, war es meistens ein

rotes Telefon gewesen, unheimlich und als letzte Rettung vor dem nuklearen Winter gedacht. Erst nachdem er einige Zeit im Weißen Haus verbracht hatte, war ihm klargeworden, dass es das Telefon wirklich *gab*. Und es klingelte. Es gab keinen Zweifel, dass die Person am anderen Ende der chinesische Generalsekretär sein würde, und es hatte nur zweimal geklingelt, als Steph schon die Hand auf den Hörer legte.

»Kann irgendjemand«, rief sie mit durchdringender Stimme durch den Raum, bevor sie abnahm, »mir sagen, was wir da verdammt nochmal auf dem Monitor gesehen haben?«

»Das«, sagte Manny und schaute auf das Display, wo der Lichtblitz wieder verblasst war, »das war eine Atombombe.«

## Provinz Xinjiang, China

Einen Moment lang dachte er, er müsse sich übergeben, aber er ging nicht vom Gas. Der Lastwagen hatte es kaum geschafft, durch die Barrikaden zu kommen, und auch nur, weil er zwei Soldaten überrollt hatte. Ein Gedanke an die dumpfen Stöße und die Schreie genügte, um schon wieder zu würgen, aber egal, was passierte, er würde nicht mehr anhalten.

Er hatte zu seiner Schwester und ihrer Familie fahren wollen.

Aber es war zu spät gewesen.

Nein, er würde für keinen Soldaten anhalten, und er würde nicht anhalten, um sich zu übergeben. Er würde überhaupt erst anhalten, wenn ihm der Sprit ausginge und wenn er möglichst viele Kilometer zwischen sich und die Region gebracht hätte. Die Behörden behaupteten, die Situation sei unter Kontrolle, aber der betroffene Bereich schien mit jedem Tag zu wachsen. Inzwischen waren die ursprünglichen Sendungen mit lokalen Nachrichtensprechern und Parteifunktionären, die er kannte, durch Leute ersetzt worden, die er noch nie gesehen hatte, Leute von außerhalb der Provinz. In der Fabrik hatte es Gerüchte gegeben, Gerüchte auch auf dem Markt. Er wusste von mindestens zwei Männern, die im Bergwerk arbeiteten und nicht hatten nach Hause kommen dürfen. Was aber noch

schlimmer war als das alles und ihn schließlich veranlasst hatte, den Schlüsselbund für den Lastwagen zu stehlen und eine Flasche Wasser und ein bisschen Proviant in die Taschen seiner Jacke zu stopfen - so viel, wie er unterbringen konnte, ohne aufzufallen -, war der Umstand, dass vor drei Tagen die gesamte Kommunikation mit der Außenwelt unterbrochen worden war. Festnetz, Mobilfunk, Internet. Nichts kam mehr herein, nichts ging hinaus. Nur die offiziellen Fernseh- und Radiosendungen.

Seit dem ersten Zwischenfall im Bergwerk waren erst fünf Tage vergangen. Er hatte angenommen, dass es nur wieder ein Unfall gewesen war, aber es dauerte nicht lange, und das Getuschel war losgegangen. Ein Virus. Immerhin experimentierte die Armee mit chemischen oder biologischen Waffen. Die alte Frau in dem Restaurant bei seiner Wohnung um die Ecke, die ihm immer seine Suppe brachte, behauptete, es seien Geister, und die Bergleute hätten irgendeine übernatürliche Macht geweckt. Die Schwester eines Freundes, die in ihrer Freizeit meistens Raubkopien amerikanischer Teenagerromane las, meinte, es seien entweder Vampire oder Zombies, und deshalb sei das Militär so schnell angerückt.

Anfangs dachte er sich nichts weiter dabei. Im Bergwerk starben regelmäßig Leute. Das war so und betraf ihn nicht, denn er musste dort nicht arbeiten. Er liebte seinen Job in der Fabrik zwar nicht sonderlich, aber er verdiente dort mit neunzehn mehr Geld im Monat, als seine Eltern glauben wollten. Sie erklärten immer, er übertreibe, wenn er ihnen sagte, wie viel es war. Er hatte eine kleine Wohnung für

sich allein. Er besaß einen eigenen Fernseher, ein Handy, einen Computer, und gelegentlich konnte er sogar eine Nacht mit der Schwester seines Freundes verbringen. Seine eigene Schwester und ihre beiden Kinder wohnten nur ein paar Schritte weit von seinem Apartment entfernt, und er konnte jede Woche ein paarmal bei ihnen zu Abend essen. Die fünfstündige Busfahrt zu seinen Eltern war dagegen eine ziemliche Strapaze, und er konnte sie nicht so oft sehen, wie er es gern getan hätte, aber klagen konnte er trotzdem nicht.

An dem Abend vor fünf Tagen, als die meisten Leute noch glaubten, es sei ein Unfall gewesen, war er zum Essen bei seiner Schwester gewesen. Er hatte seinen Neffen auf seinem Knie reiten lassen, während der aufgeblasene Ehemann seiner Schwester sich über die Sicherheitsmängel im Bergwerk ereiferte, und dass so etwas ja zwangsläufig passieren müsse, solange alle möglichen Vorsichtsmaßnahmen unterblieben.

Er hatte also schon mitbekommen, dass geredet wurde, aber am nächsten Abend war seine Freundin - oder wie immer er sie sonst bezeichnen wollte - herübergekommen, und da hatten sie nicht besonders viel geredet.

Vor drei Abenden hatte er dann wirklich etwas gemerkt. Er hatte sich etwas zu essen gemacht und dann versucht, ins Internet zu gehen. Sein Computer hatte sich geweigert. Das beunruhigte ihn nicht. Das Dorf hatte zwar einen relativ schnellen, aber nicht besonders zuverlässigen Internetanschluss. Er nahm sein Handy und wollte bei seinen Eltern anrufen, aber er fand keinen Netzkontakt. Und im Fernsehen

waren alle Kanäle schwarz bis auf den offiziellen Lokalsender, und das Programm dort war in einem einstündigen Dauerschleife-Modus. Er seufzte, las eine Weile und ging dann schlafen.

Erst am nächsten Morgen auf dem Weg in die Fabrik fiel ihm auf, wie viele Soldaten in die Gegend gekommen waren. Dann sah er die Stacheldrahtrollen, und ihm fiel auf, dass die Jungs in Uniform, Jungs in seinem Alter, ihre Gewehre ein bisschen zu fest umklammerten. Normalerweise blieb er bei der Arbeit für sich, aber jetzt setzte er sich in der Mittagspause zu einer Gruppe älterer Männer. Erschrocken hörte er, dass das Bergwerk abgeriegelt worden war und die Männer, die zum Zeitpunkt des Zwischenfalls in einer Schicht gewesen waren, nicht nach Hause hatten gehen dürfen. Gegen Ende seiner Arbeitszeit verkündete der Vorarbeiter über die Lautsprecher, man erwarte, dass sie weiterarbeiteten, es sei alles in Ordnung, und sie sollten ihre Schichten einhalten.

Sein Handy funktionierte immer noch nicht, und alle anderen hatten auch keinen Empfang, aber er war gescheit genug, um zu wissen, wenn Soldaten anrückten und Stacheldraht abrollten, und wenn die Verantwortlichen versuchten, ihn zu beruhigen und zu erzählen, es sei nichts Außergewöhnliches vorgefallen, obwohl die Situation offensichtlich außergewöhnlich war, dann wurde es Zeit, sich Sorgen zu machen.

Das war der Augenblick, als er die Schlüssel für einen der Lastwagen stahl, eine Flasche mit Wasser füllte und sich einen Apfel und ein paar Cracker in die Taschen seiner Jacke stopfte. Er überlegte, ob er

einen Koffer packen sollte, aber erst einen Tag zuvor hatte er auf dem Weg zur Arbeit gesehen, wie ein Mann von Soldaten totgeschlagen wurde. Der Mann hatte mit seiner Familie in einem Auto gesessen, und der Kofferraumdeckel war festgebunden gewesen, damit das Gepäck nicht herausfiel. Er hatte an dem neuen Tor angehalten, mit welchem das Militär das Dorf abzuriegeln versuchte. Nur durch dieses Tor kam man noch hinaus. Er hatte einen scharfen Wortwechsel zwischen dem Mann und den Soldaten gehört, und als er verstohlen hinüberschaute und sich bemühte, nicht weiter aufzufallen, sah er, wie der Mann aus dem Wagen gezerrt und mit Gewehrkolben niedergeschlagen wurde. Selbst aus der Ferne war klar zu erkennen, dass die Soldaten sehr viel länger auf den Mann einprügeln, als nötig gewesen wäre.

Die ganze Nacht hindurch waren immer wieder einzelne Schüsse zu hören gewesen, und irgendwann war aus der Richtung des Bergwerks etwas gekommen, das sich anhörte wie eine Explosion. Er hatte nicht schlafen können, und schließlich, kurz nach vier Uhr morgens, hatte er seine Wohnung verlassen und sich durch die Nacht geschlichen. Straßen und Gassen waren leer und dunkel, und in der Fabrik war es still. Der Parkplatz für die Lastwagen war nicht eingezäunt, und er hatte den Schlüssel in der Hand, bevor ihm auffiel, dass etwas nicht stimmte.

An der Ecke des Gebäudes hing eine einzelne Lampe, aber obwohl ihr gelbes Licht hell war, warf sie nur ein paar dunkle Schatten über den Parkplatz. Plötzlich wünschte er sich, es wäre heller, aber er

bemühte sich, den Gedanken zu verdrängen. Er wusste, er hatte nur Angst wegen der Geschichten und Gerüchte, wegen der aufmarschierten Soldaten und des neuen Zauns, der nächtlichen Schüsse und Explosionen. Er sollte sich wirklich beruhigen, dachte er, und dann lachte er leise in sich hinein. Warum sollte er sich beruhigen? Er hatte lauter gute Gründe, Angst zu haben.

Er legte die letzten paar Schritte zum Lastwagen zurück und hatte die Hand am Türgriff, als er das Geräusch hörte. Es war eine Art Scharren. Nein. Leiser als Scharren. Es klang wie ein trockenes Blatt, das über den Asphalt wehte. Oder mehrere Blätter. Er sah sich um, aber da war niemand. Und dann fiel ihm auf, dass mit dem Licht etwas nicht stimmte. Nein, nicht mit dem Licht, sondern mit den Schatten. Da drüben, vielleicht zwanzig Schritte weit entfernt, schien einer der Schatten sich leicht zu bewegen und zu pulsieren. Fasziniert schaute er zu, und erst als sich ein schwarzer Faden aus dem Schatten löste und auf ihn zuglitt, schrak er aus der Versonnenheit hoch.

Er hatte keine Ahnung, was das war, und es interessierte ihn auch nicht. Bei allem Zögern hatte er seine Entscheidung schon in dem Augenblick getroffen, als er die Schlüssel zu dem Laster gestohlen hatte. Es machte keinen Sinn, jetzt noch abzuwarten und zu sehen, was genau es war, wovor er hier wegläufen wollte. Er zog sich an der Tür hoch und sprang in die Fahrerkabine. Dabei spürte er, wie etwas seinen Nacken streifte, und im nächsten Moment fühlte sein Nacken sich eiskalt an. Er schlug hinter sich, und seine Hand traf auf etwas Kleines, Festes und wischte es weg. Dann saß er am Steuer,

drehte den Schlüssel im Zündschloss, trat das Gaspedal herunter und ließ den Schatten, was immer er sein mochte, hinter sich zurück. Ohne zu bremsen raste er mit dem Laster durch das Tor und hatte sich einfach durch das Metall gepflügt.

Wachsam fuhr er durch das Dorf und auf die Wohnung seiner Schwester zu. Er hatte ihr nichts von seinem Plan erzählt. Er wusste, sie hätte mit ihrem Mann darüber gesprochen, und ihr Mann war nicht der Typ, dem man ein Geheimnis anvertrauen konnte. Er wusste aber auch, wenn er einfach mit dem Lastwagen bei ihrer Wohnung auftauchte, würde seine Schwester ihren Mann überreden können, den Versuch zu unternehmen. Er mochte seinen Schwager nicht besonders, aber der Mann war nicht völlig dämlich.

Als er jedoch in die Straße seiner Schwester einbog, wurde schlagartig klar, dass die Lage noch schlimmer war, als er gedacht hatte. Man hatte überall transportable Flutlichtlampen aufgestellt, und als er jetzt um die Ecke bog, sah er, dass die Straße in hart gleißendes Licht getaucht war. Fünf oder sechs Armeelaster standen da, und Dutzende Soldaten mit Gewehren liefen umher. Jemand lag am Boden, aber wegen der Farbe des künstlichen Lichts erkannte er erst nach ein paar Sekunden, dass der schwarze Fleck um die Gestalt eine Blutlache war. Und weiter hinten – war das ein Panzer? *O mein Gott*, dachte er. *Das war ein Panzer.*

Ohne nachzudenken, riss er das Lenkrad herum, fuhr durch die Gasse zwischen zwei Häusern, bog wieder ab und steuerte auf den Dorfrand zu. Dort trat er das Gaspedal ganz herunter und durchbrach

das Tor. Zum Glück hatten die Soldaten erwartet, dass er anhalten würde und daher zu spät auf ihn geschossen - das Rückfenster war kaputt -, aber der Laster lief gut, und er selbst war nicht getroffen worden. Alles in Ordnung.

Seitdem waren eine oder zwei Stunden vergangen. Er hatte kein Zeitgefühl mehr. Aber nachdem er jetzt ein bisschen Abstand zwischen sich und das Dorf gebracht hatte, schien wirklich alles in Ordnung. Immerhin, es ging ihm gut. Mit seinem Nacken stimmte zwar etwas nicht - auf dem Parkplatz hatte ihn etwas erwischt, aber er konnte im Spiegel nicht sehen, was es war. Mit den Fingern ertastete er eine kleine Beule, vielleicht auch eine Wunde, aber es war eher taub als schmerhaft. Das eigentliche Problem war jedoch sein Magen. Er spürte, wie es darin brodelte. Das konnte eine Grippe sein, aber wahrscheinlich waren es die Nerven. Wer zum Teufel konnte sagen, wovor er soeben entkommen war? Aber er war ziemlich sicher, er würde seine Schwester nie wiedersehen, nie wieder seinen Neffen oder seine Nichte auf dem Schoß halten. Er musste ein Schluchzen unterdrücken, und dann musste er ein Würgen niederkämpfen.

Es ging ihm *nicht* gut.

Aber er lebte noch.

Er zerrte die Wasserflasche aus der Jackentasche, fummelte den Schraubverschluss auf und trank einen Schluck. Es tat gut und beruhigte seinen Magen für einen Moment, aber dann rollte eine neue Woge der Übelkeit heran.

Vielleicht sollte er anhalten, nur für zwei Minuten, um sich am Straßenrand zu übergeben. Danach

würde er sich besser fühlen.

Plötzlich war es hinter ihm strahlend hell. Wie vom Blitzlicht einer Kamera. Er warf einen Blick in den Rückspiegel, aber das Licht tat seinen Augen weh. Er schaute wieder nach vorn, aber er konnte kaum mehr sehen als den Nachglanz dieses Lichts. Er ging vom Gas und hielt dann vollends an, damit er sich die Augen reiben konnte. Das Licht draußen verblasste schon wieder, und was immer es war, hatte seine Augen nicht geschädigt. Ein Geisterbild der Landschaft war in seine Netzhaut gebrannt, aber es verschwamm bereits. Und dann kam die Übelkeit wieder hoch. Diesmal in einem Ausmaß, das er nicht mehr kontrollieren konnte. Hastig kletterte er aus dem Lastwagen.

Seine Füße berührten den Boden, und er drehte sich um und schaute zurück zum Dorf, wo der Lichtblitz gewesen war. Aber da war kein Lichtblitz mehr. Da war eine Feuerzunge, und sie leckte hinauf zum Himmel.

## **Marine Corps Air Ground Combat Center, Twentynine Palms, Kalifornien**

Lance Corporal Kim Bock kontrollierte ihr Gewehr. Schon wieder. Sie wusste, dass es keinen Sinn hatte, aber es war das erste Mal, dass sie ihre Einheit in einem Manöver unter Feuer führte, und das M16 zu kontrollieren, wirkte beruhigend. Sie hatte in der Grundausbildung ein M16A2 bekommen, aber als sie es nach Kalifornien geschafft hatte, war sie mit dem M16A4 ausgerüstet worden. Sie sah keinen großen Unterschied zwischen den beiden Gewehren, zumindest nicht auf dem Schießstand. Aber es gefiel ihr, dass sie den Tragegriff abnehmen konnte, wenn sie mitten im Manöver waren.

Sie hockte da und versuchte, sich zu entspannen. Die Sonne war krass, aber im Schatten war es okay. Im Softballteam auf der Highschool war sie Catcher gewesen, und sie konnte lange Zeit in der Hocke bleiben, ohne dass es ihr unbequem wurde, aber die drei Männer in ihrer Einheit hatten sich alle auf die Betonplatte gesetzt. Private First Class Elroy Trotter hatte die Augen geschlossen, und soweit Kim es erkennen konnte, war er tatsächlich eingeschlafen. Er geriet anscheinend nie in Aufregung. Die anderen behaupteten scherhaft, Elroy sehe sogar beim Sex gelangweilt aus. In den Umlauf gebracht hatte den Witz Private Duran Edwards, ein schwarzer Junge aus Brooklyn, der viel gescheiter war, als es den

anderen Offizieren klar zu sein schien. Kim war froh, Duran in ihrer Einheit zu haben. In den dritten Mann aus ihrem Team, Private Hamitt »Mitts« Frank, war sie anfangs ein bisschen verknallt gewesen, aber die tägliche Arbeit wirkte, als gieße man Wasser auf ein Feuer. Was übrig blieb, war nur noch Rauch. Kim konnte sich vorstellen, dass sie beide im Zivilleben ein Paar geworden wären, aber sie waren ein Team. Und sie hatte Glück. Der ganze Trupp war cool, und für keinen schien es eine große Sache zu sein, dass eine Frau die Einheit führte. Sie wusste, dass es in der Anfangszeit, als die Streitkräfte die ersten Frauen in Kampfeinheiten eingesetzt hatten, einigen Widerstand gegeben hatte. In der Army hatte es zwei aufsehenerregende Zwischenfälle gegeben, aber auch bei den Marines war es kein reines Zuckerschlecken gewesen. Kim war noch auf der Mittelschule gewesen, als Frauen den gleichberechtigten Status bekommen hatten, aber bis sich die Angehörigen der älteren Generation an die Marines mit Titten gewöhnt hatten, vergingen trotzdem noch ein paar Jahre. Aber Elroy, Duran und Mitts waren so alt wie sie, und sie waren zusammen in der Grundausbildung gewesen. Vielleicht waren sie insgeheim nicht entzückt darüber, von irgendeiner Frau Gefechtsbefehle entgegenzunehmen, aber bei ihr im Speziellen hatten sie nichts dagegen. Kim schätzte man, und das war ein entscheidender Unterschied. Sie wussten, dass sie körperlich fit war und es mit den meisten Männern aufnehmen konnte, und sie wussten, dass sie intelligent und fähig zu schnellen Entscheidungen war. Wahrscheinlich hätten sie auch eine andere

Frau als Lance Corporal akzeptiert, aber wichtig war, dass man sie kannte. Kim vertrauten sie, dass sie auf ihre Leute achtgab.

Kim hörte, wie ihr Name über die Lautsprecher aufgerufen wurde. »Okay«, sagte sie, »wir sind in einer Minute dran. Nicht vergessen, Gewehre auf Schnellfeuer. Scharfe Munition, also seid besonders vorsichtig. Lasst euch Zeit und fällt eure Entscheidungen bewusst. Schnelles Handeln ist nicht gut, wenn es falsch ist.« Die drei Männer rappelten sich auf, Kim erhob sich aus der Hocke, und sie alle streckten die Hände aus und bildeten einen kleinen Stapel aus verschiedenen Hautfarben. »Seid clever«, sagte Kim, »seid stark, seid Marines.«

Sie hörte es gern, wenn sie alle laut brüllend antworteten, sah es gern, wie ihre Hände auf und ab fuhren. Fühlte gern das M16 in ihren Händen, den Sicherungshebel, der klickend auf »Schnellfeuer« schaltete. Es gefiel ihr, wie sie aussah in ihrer Einsatzuniform, umgeben von anderen Marines, und als der erste Adrenalinstoß durch ihre Brust schoss, fühlte sie sich gut als Marine. Ihre Eltern hatten diese Faszination nie verstanden, verstanden heute noch nicht, weshalb sie die Uniform trug, während alle ihre Freundinnen auf dem College waren, im Wohnheim Bier tranken und sich auf Verbindungs partys vergewaltigen ließen. Na ja, Kim war ziemlich sicher, dass ihre Eltern Collegeerfahrungen vor Augen hatten, aber für Kim kam das College nur im Zusammenhang mit den Marines in Frage. Sie hatte Marine werden wollen, seit sie Frauen in die Kampfeinheiten ließen, und in dem Augenblick, als sie zum ersten Mal die Uniform

angezogen und sich die Stiefel zugeschnürt hatte, verstand sie, was es bedeutete: »Einmal Marine, immer Marine.«

Sie bekamen grünes Licht und trabten durch den Korridor. Duran und Elroy schwenkten nach links und gingen hinter einer Betonbarriere in Deckung, und sie und Mitts stürmten nach rechts zu einer schützenden Gebäudeecke. Das hier sollte eine städtische Umgebung sein, und wem auch immer diese Kulisse in den Sinn gekommen war, hatte seine Sache gut gemacht, fand sie. Man fühlte sich tatsächlich wie in einer Stadt. Das Marine Corps Air Ground Combat Center mochte mitten im Nirgendwo liegen - der gängige Spitzname für Twentynine Palms, die Stadt in der Nachbarschaft des MCAGCC, lautete »Neunundzwanzig Stümpfe«, weil es hier absolut keine Gelegenheit gab, sich zu amüsieren -, aber die Ausbildung war erstklassig.

Unter den anderen Marines wurde derzeit gemunkelt, es gebe einen Grund dafür, dass die Ausbildung intensiviert worden sei: Irgendwann in den nächsten zwei Monaten würden sie auf somalischem Boden eingesetzt werden. Kim glaubte diese Gerüchte. Wenn das verschärfte Übungsprogramm nur für sie und die anderen Rekruten gegolten hätte, wäre ihr das Gerede gleichgültig gewesen, aber es betraf eben nicht nur die neuen Marines. Alle hatten einen Zahn zugelegt.

Sie signalisierte Duran und Elroy, sie sollten ihnen Deckung geben, und sie und Mitts rannten zur nächsten Barriere. Zwei Zivilistensilhouetten klappten hoch, und sie hatte den Finger am Abzug, aber sie drückte nicht ab. Dann sprangen Duran und

Elroy an ihnen vorbei, und im Fenster eines Gebäudes vor ihnen schnellte ein Ziel hoch. Mitts sah es nicht - er sicherte die Ebene weiter unten -, aber Kim fuhr herum und drückte ab. Das Gewehr war auf »Schnellfeuer« geschaltet, und ein einzelner Druck auf den Abzug jagte drei Kugeln durch den Lauf. Sie sah, wie das Ziel zersplitterte und herunterfiel. Vor ihnen waren Duran und Elroy bereits in die Hocke gegangen und hatten ihre Gewehre erhoben, aber als sie und Mitts aufsprangen, um weiterzustürmen, hallte eine Stimme aus dem Lautsprecher.

»Feuer einstellen. Alle Marines, Feuer einstellen. Waffen senken. Übung beendet. Feuer einstellen.«

Kim zögerte. Gehörte das zur Übung? Sie wusste, dass sie gelegentlich etwas Unvorhergesehenes einstreuten, um die Unberechenbarkeit des wirklichen Lebens im Feld zu simulieren, aber das hier erschien ihr ein bisschen zu selbstreferentiell für die Marines. Und die Jungs ihres Trupps standen auch schon aufrecht und sicherten ihre Sturmgewehre.

Sie richtete sich also ebenfalls auf, sicherte das M16 und sah Mitts an. »Fuck, was soll das?«

Mitts zuckte die Achseln. »Was weiß ich? Ich fand, es lief gut. Wir sind prima vorangekommen. Haben gut geschossen. Alles sauber. Vielleicht war noch jemand in der Arena? Irgendein Techniker, der nicht rausgekommen ist, bevor wir mit der Übung angefangen haben?«

Elroy und Duran kamen herüberspaziert. Duran machte ein wütendes Gesicht, aber Elroy war ungerührt wie immer. »Vermutlich müssen wir noch mal von vorn anfangen«, sagte er.

Kim seufzte, denn Mitt hatte recht, sie hatten ihre Sache gut gemacht, und es würde schwer sein, sich für einen zweiten Lauf hochzuputschen. Sie wollte dem Trupp den Rückzug zum Korridor befehlen, als der Lautsprecher knisterte. Und dann ertönte ein langgezogener, durchdringender Sirenenton. Das betraf nicht nur die Arena. Er galt für die gesamte Basis. Als kurz darauf eine Stimme bekanntgab, alle Einheiten sollten sich sofort an ihrem Standort melden und dies keine Übung sei, war Kim beunruhigt. Nicht, weil »Dies ist keine Übung« dies oder jenes bedeuten konnte, sondern weil Private First Class Elroy Trotter zum ersten Mal, solange sie sich erinnern konnte, besorgt aussah.

## **Hindukusch, Grenze zwischen Afghanistan und Tadschikistan**

Sie hatte genug von den Prospektoren. Sie hatten sie gelegentlich besucht und um Informationen über die Gegend gebeten, auch wenn ihr unklar war, was genau sie hier zu finden erwarteten. Manchmal hatten sie ihr eins ihrer Schafe abgekauft, und einmal hatten sie sie eingeladen, mit ihnen zu essen. Aber meistens hatten sie sie in Ruhe gelassen. Das hatte sich geändert, nachdem sie ihnen die Steine gezeigt hatte, die sie aus der alten Höhle mit heruntergebracht hatte, in der sie mitunter Schutz suchte, wenn sie oben auf dem Pass festsaß.

Bevor sie die Steine gesehen hatten, waren die Prospektoren selbst anscheinend nicht besonders gern hier gewesen. Den wenigen Sprachbrocken, mit denen sie sich verständigen konnten, hatte sie entnommen, dass sie es hier kalt und unwirtlich fanden. Womit sie nicht unrecht hatten. Sie hatte eine gute Hand mit den Schafen und war wohlhabender als manche, aber selbst als ihr Mann und ihre Tochter noch gelebt hatten, war es nicht einfach gewesen, hier zu überleben. Die Prospektoren hatten es in mancher Hinsicht leichter gemacht - sie hatten ihr ein Messer geschenkt und eine neue Jacke, mit der sie sehr zufrieden war -, aber hauptsächlich waren sie lästig. Sie spielten gern laute Musik in ihrem Camp, und manchmal benutzten

sie Sprengstoff bei der Suche nach dem, was sie zu finden hofften. Sie waren freundlich, aber sie störten, und es war gut, wenn sie bald wieder gingen.

Aber heute gab es Geld. Anscheinend hatten sie keine Vorstellung, wie viel angemessen war, und für das, was sie ihr bereitwillig versprachen, würde sie sie mit Vergnügen hinführen, wohin sie auch wollten. Deshalb brachte sie sie jetzt auf den Pass hinauf. Sie half ihnen, die alte Höhle zu finden, und zeigte ihnen, woher sie die Steine hatte. Warum die Steine sie in solche Aufregung versetzten, war ihr schleierhaft. Sie enthielten weder Gold noch Silber. Aber im Grunde war es ihr gleichgültig. Sie interessierte nur die hübsche Summe, die sie ihr nachher zahlen würden.

Obwohl sie älter war als die meisten der Männer – sie war fast vierzig, und die Männer sahen viel jünger aus, auch wenn sie alle älter waren als ihr Mann bei seinem Tod –, ließ sie sie immer wieder hinter sich. Alle paar Augenblicke musste sie halmachen und darauf warten, dass die Prospektoren sie wieder einholten. Sie schleppten kleine Taschen mit elektronischen Geräten, Schaufeln, Hacken und anderem Werkzeug, aber sie glaubte nicht, dass diese Taschen sehr schwer waren. Eine davon trug sie schließlich selbst. Die Männer hatten ihr, so gut es ging, erklärt, dass sie so hoch oben in den Bergen nicht gut atmen könnten. Also ging sie langsamer und legte Pausen ein, damit alle wieder Luft bekamen.

Spät am Vormittag erreichten sie die Höhle. Der Himmel war noch klar. Der Anführer der Prospektoren, ein Mann namens Dennis, hatte ihr

gesagt, das Wetter werde den ganzen Tag über gut sein, so dass man sich keine Sorgen zu machen brauchte. Er hatte sie zum Beweis vor seinen Computer gesetzt und ihr eine Karte mit lauter bunten Farben gezeigt. Es werde erst am nächsten Tag schneien. Sie war da nicht so sicher. Sie lebte lange genug hier, um Respekt vor den plötzlichen Wetterumschwüngen zu haben. Wenn sie in ein Unwetter gerieten, würde der Abstieg schwierig werden. Aber etwas anderes bliebe ihnen dann nicht übrig. Keiner der Männer trug irgendwas bei sich, was man brauchte, um hier durch die Nacht zu kommen. Sie waren Idioten.

Es fiel ihr leicht, sie zu der Höhle zu führen. Es kam jedes Jahr ein paarmal vor, dass sie mit ihren Schafen darin Schutz suchen musste, wenn sie zu weit draußen von schlechtem Wetter überrascht wurde. Die Höhle war groß genug für die ganze Herde, und der Eingang war schmal und hatte vorgewölbte Ränder, die den Wind abhielten. Normalerweise war es drinnen dunkel, aber das hatte ihr nie etwas ausgemacht. Die Nacht verbrachte sie immer so nah am Eingang, dass sie die Sterne sehen konnte, aber weit genug hinten, um vor Wind und Schnee geschützt zu sein.

Mit den Prospektoren war es anders. Die Höhle hatte eine hohe Decke – das halbe Dutzend Männer konnte aufrecht stehen –, und sie alle hatten starke Lampen bei sich, mit denen sie Wände und Boden beleuchteten. Noch nie hatte sie so viel Licht in der Höhle gesehen.

Einer der Männer richtete den Lichtstrahl auf den Boden an der Wand und hob einen Stein auf, der

aussah wie die, die sie ihnen am Tag zuvor gezeigt hatte. Sie murmelten aufgeregt, und Dennis nahm den Stein in die Hand und betrachtete ihn. Dann kam er zu ihr. »Du hast nicht geflunkert«, sagte er und nickte. »Es könnte sehr gut werden. Wenn wir mehr finden, zahlen wir extra.« Er rieb Daumen und Zeigefinger aneinander für den Fall, dass sie ihn nicht verstanden hatte.

Sie wusste, was das bedeutete: mehr Geld für sie, aber auch die Aussicht darauf, dass die Prospektoren nicht so bald wieder verschwanden.

Draußen wehte ein leichter Wind, und sie schaute zum Himmel hinauf. Er sah immer noch klar aus, aber Dennis' Zusicherungen zum Trotz vertraute sie nicht darauf, dass die Wolken wegbleiben würden. Sie war dem schlechten Wetter zu oft nur mit knapper Not entkommen, und es war auch an einem Tag wie heute gewesen, dass der Schnee über die Berge und durch das Tal gefegt war und sie als Witwe und kinderlose Mutter zurückgelassen hatte. Sie zog sich in die Höhle zurück, hinter den Vorsprung des Eingangs, wo der Wind sie nicht mehr erreichen konnte. Dort sank sie in die Hocke und lehnte sich an die Wand. Wie lange die Männer in der Höhle bleiben wollten, wusste sie nicht, aber sie machte sich darauf gefasst, eine Weile zu warten.

Aus ihrer Perspektive schienen sie es eilig zu haben und zugleich gar nichts zu tun. Sie holten kleine Apparate aus ihren Rucksäcken - ein paar kannte sie schon, und andere hatte sie noch nie gesehen -, und dann sammelten sie Proben vom Höhlenboden auf. Einer von ihnen hatte etwas, das aussah wie ein Zauberstab, und damit strich er an

der Wand entlang. An dem Stab blinkte eine Reihe von Lichtern, und er gab regelmäßige Pieptöne von sich, die offenbar schneller wurden, wenn die Lichter von einem matten Gelb zu grellem Rot wechselten. Als die Pieptöne zu einem anhaltenden Pfeifen wurden, ließ der Mann den Stab sinken und rief Dennis herüber. Alle hörten auf mit dem, was sie gerade taten. Von ihrem Platz an der Wand aus schaute die Frau ihnen zu. Nach ein paar Augenblicken ging ein Mann zum Werkzeugstapel und nahm eine langstielige Hacke, mit der er gegen die Felswand schlug.

Die Frau verlor bald das Interesse, denn sie hatte im Licht der Lampen, die in der Höhle umherwanderten, etwas anderes gesehen. Sie ging hinüber zu den Packtaschen und nahm selbst eine Lampe, die dort stand, hob sie hoch und suchte nach dem, was sie eben gesehen hatte. Das Licht fiel auf die Wand und bewegte die Schatten um sie herum. Es dauerte einen Moment, bis sie sich wieder orientiert hatte und es fand. Da. Oben an der Wand gegenüber. So weit hinten, dass sie es bisher nie hatte sehen können, wenn sie nachts mit ihren Schafen hier untergekrochen war. Es sah aus, als sei die Wand kohlschwarz verschmiert. Asche, dachte sie - aber nein. Sie hob die Lampe höher und wusste, es war etwas anderes. Etwas Älteres. Sie hatte in den Höhlen schon Bilder an den Wänden gesehen, aber dieses hier sah anders aus. Das wusste sie sofort. Es zeigte eine Spinne. Bei dem Anblick fröstelte es sie.

Das Geräusch der Hacke, die hinter ihr gegen die Höhlenwand schlug, war ununterbrochen weiter ertönt, und der Mann, der sie schwang, atmete

schwer.

Die Frau schwenkte den Lichtstrahl über die Wand, aber da waren keine weiteren Malereien, keine Bilder. Da war nur die einzelne Spinne. Ihr war unbehaglich zumute. Sie hatte keine Angst vor Spinnen. Es gab keinen Grund, Angst vor Spinnen zu haben. Aber trotzdem.

Sie hörte kurzen Jubel und ein bisschen Applaus und schaute sich um. Der Mann mit der Hacke strahlte. Er war durch die Wand gebrochen. Dahinter war ein dunkler Raum. Noch eine Höhle. Vielleicht ein Tunnel. Sie konnte es nicht erkennen. Ein anderer Mann nahm die Hacke und fing an, sie zu schwingen. Das Loch vergrößerte sich schnell. Nur ein paar Minuten, und es wäre groß genug für einen Menschen, dachte sie.

Draußen vor dem Eingang schwebte etwas vorbei. Eine Schneeflocke? Beunruhigt spähte sie hinaus. Wie lange waren sie schon hier?

Der Himmel, der vorhin gleißend klar gewesen war, hatte sich mit Wolken bedeckt, und die Temperatur war gefallen. Sie spürte die feuchte Kälte eines aufziehenden Unwetters. Der Klang der Hacke auf dem Fels hinter ihr hatte aufgehört, aber dafür hörte sie etwas anderes. Ein rhythmisches Stampfen. Die Männer redeten unbirrt miteinander. Sie sah sich nach Dennis um, wollte ihm sagen, dass sie aufbrechen müssten. Ein Unwetter zog auf.

Und dann war sie nicht mehr sicher, ob sie zum Himmel oder zur Höhlendecke hinaufschauten. Aber es war dunkel. Und sie schrie.

## **Desperation, Kalifornien**

Sieben Minuten.

Sieben Minuten von der Nachricht über die Atombombe bis zum Verschließen des Bunkers. Gordo schwitzte und musste pissen, aber er hatte Amy vom Truck aus angerufen, und sie und Claymore erwarteten ihn bereits unter der Erde, als er in vollem Galopp die Treppe herunterkam. Amy sah finster, aber entschlossen aus, und Claymore, der eine Menge Zeit zusammen mit Gordo hier unten im Bunker verbracht hatte, schien nichts Außergewöhnliches zu bemerken - Gordo hatte sich angewöhnt, Baseballspiele hier draußen anzuschauen, nicht im Haus, wo es Amy störte, und dabei nahm er den Hund meistens mit. Der tat jetzt, was er immer tat, wenn er Gordo sah: Er wedelte mit dem Schwanz und rollte sich dann auf den Rücken, um sich den Bauch kraulen zu lassen.

Gordo prüfte noch einmal die Bunkertüren - diesmal war es kein Spiel, und nur ein Fehler konnte fatal sein -, zog sich das T-Shirt aus und wischte sich damit den Schweiß aus dem Gesicht. Er bückte sich und kratzte dem schokoladenbraunen Labrador den Bauch, und dann blickte er zu seiner Frau auf. »Sag es«, forderte er sie auf. »Ich will hören, dass du es sagst.«

Amys Mund kräuselte sich zu einem kleinen Lächeln. Er wusste, dass sie unter anderem an ihm

seine Fähigkeit liebte, eine Situation zu entspannen. Selbst in einem Augenblick wie diesem, weniger als zwanzig Minuten, bevor es Atomraketen regnen würde, konnte er dafür sorgen, dass sie sich besser fühlte.

»Du hattest recht«, sagte Amy.

Gordo richtete sich auf und legte eine Hand hinter das Ohr. »Was war das? Es hörte sich an wie ... nein. Ich hab's nicht ganz verstanden.«

Er sah, dass Amy sich bemühte, keine Miene zu verziehen, aber sie schaffte es nicht, und das kleine Lächeln wurde größer. Sie schüttelte den Kopf und sagte dann deutlicher. »Ich hab gesagt, du hattest recht.«

Er kam zu ihr, legte ihr die Hände auf die Hüften und beugte sich herunter, so dass sein Kinn sich in die Mulde zwischen Schulter und Hals schmiegte. »Damit, meine Liebe, steht es achtzehn Millionen sechshundertachtundvierzigtausendreihundertundzwei für dich«, sagte er, »und elf für mich.«

»Gordo«, sagte sie, und er spürte, wie sie sich in seinen Armen entspannte, »du bist der merkwürdigste Idiot, den ich je geheiratet habe, aber ich sage es noch mal. Du hattest recht.«

»Und womit hatte ich recht, meine süße kleine Braut?«

Amy wich zurück, so dass sie die flachen Hände auf seine Brust legen konnte, und gab ihm einen sanften Stoß. »Du hattest recht damit, in diese gottverlassene Kleinstadt zu ziehen. Recht damit, diesen Bunker zu bauen. Recht damit, dass alles früher oder später zur Hölle fahren würde.« Sie ging hinüber zum Fernseher und schaltete ihn ein. »Aber

geirrt hast du dich damit, dass es Zombies sein würden.«

»Na, das steht noch nicht fest«, sagte Gordo, aber er musste annehmen, dass er diesen Punkt tatsächlich verloren hatte. Zombies waren es nicht. Noch nicht.

Er war in die Stadt gefahren, um Pizza zu holen. Das war ihr allwöchentliches Ritual. Mehr für ihn als für sie. Zur beiderseitigen Überraschung hatte Amy den Umzug von New York City nach Desperation in Kalifornien - das Amy manchmal als »desperat und desolat« bezeichnete - schnell verarbeitet. Sie war auf einer Pferderanch in Wyoming aufgewachsen und in Spearfish, South Dakota, auf das Black Hills State College gegangen. Verglichen mit Desperation war Spearfish eine Kleinstadt von akzeptabler Größe mit seinen zwanzigtausend Einwohnern, und so, wie sie aufgewachsen war, schien sie sehr viel eher bereit zu einem Leben in der Kleinstadt als Gordo. Er war in New York geboren und groß geworden, und auch wenn er derjenige war, der auf den Umzug gedrängt hatte, war ihm die Veränderung schwerer gefallen.

Für ihre Arbeit machte es kaum einen Unterschied. Amy war technische Redakteurin, was bedeutete, dass sie überall arbeiten konnte, und Gordo war Day Trader. Er arbeitete während der Börsenzeiten. Dann hockte er vor dem Computer und ließ das Programm laufen, das er selbst geschrieben hatte, um winzige Schwankungen auf den Devisenmärkten zu nutzen. Seine Gewinne waren gleichmäßig, und er hätte sehr viel mehr Geld verdient, wenn er mit ihren kompletten Ersparnissen spekuliert hätte, aber er vertraute nicht darauf, dass die digitalen Nullen am

Ende seiner Kontobilanz noch irgendetwas wert sein würden, wenn die Apokalypse käme. Nein, sehr viel lieber hatte er mindestens zwei Drittel ihres Geldes in einer Form, die er in der Hand halten konnte. Im Moment fühlte er sich verdammt wohl bei dem Gedanken an den Safe dort hinten im Bunker: einhunderteinunddreißig Pfund und vier Unzen Feingold. Zum derzeitigen Kurs - knapp achtzehnhundert Dollar pro Unze - waren das annähernd drei Millionen achthunderttausend Dollar, und wenn die Atomsprengköpfe herunterkämen und die Papierwährungen unwiederbringlich zusammenbrächen, würden die Goldpreise in den Himmel schießen.

Nein, nicht die Arbeit war ein Problem gewesen, sondern die Alltagsrealität des Lebens in Desperation. Es war ein passender Name für diese Stadt, und Gordo befürchtete, Amy könnte merken, wie erleichtert er darüber war, dass die Welt, wie sie sie kannten, endlich unterging. Er war so begeistert gewesen, als sie sich bereit erklärt hatte, New York City zu verlassen, dass er sich sofort Hals über Kopf in die Planung gestürzt hatte. Als Erstes hatte er die Orte recherchiert, die als Wohnsitz in Frage kamen, und versucht herauszufinden, wo sie die Apokalypse am besten würden überstehen können. Zum Glück machte das Internet die Sache außerordentlich einfach. Es war leicht, bestimmte Orte sofort auszuschließen: Alles, was zu nah bei einer militärischen Einrichtung lag, würde in einem Atomkrieg mit Sicherheit getroffen werden, und alles, was zu nah bei einer großen zivilen Ansiedlung lag, würde überrannt werden, wenn es zu einer

Zombieepidemie käme. Ihr Zufluchtsort hingegen musste leicht zu verteidigen sein und so nah bei irgendeiner Kleinstadt mit einer grundlegenden Infrastruktur, dass sie das Haus und den Bunker bauen konnten. Idealerweise sollten bereits ein paar Gleichgesinnte dort sein, die bei der Abwehr mithelfen könnten, wenn alles zusammengebrochen wäre und die marodierenden Horden am schlimmsten wüteten. Gordo wusste, dass dann jeder für sich allein verantwortlich sein würde, aber er wusste auch, dass es Situationen gab, in denen es nützlich sein konnte, Verbündete zu haben. Wenn er und Amy die Menschheit wieder aufbauen würden, wären ein paar helfende Hände sicher gut.

Survivalisten-Siedlungen mit irgendeiner Philosophie, die er oder Amy abscheulich fanden, kamen von vornherein nicht in Frage – zum Beispiel die Camps der weißen Rassisten, die anscheinend in den Gebirgsstaaten verstreut zu finden waren, oder, schlimmer noch, die der Hippies, Veganer, Peaceniks und Umweltschützer, die ihre Behausungen nur aus nachwachsenden Materialien bauten und sich weigerten, auch nur die primitivsten Waffen zur Selbstverteidigung zu besitzen. Aber als er Desperation gefunden hatte, eine Kleinstadt, die bei unabhängig denkenden Survivalisten bereits populär war, wusste er, dass es der richtige Ort war. Als Nächstes hatte er sich auf den Bau des Hauses und des Bunkers gestürzt. Das passende Grundstück hatten sie schnell gefunden, nur drei Meilen weit außerhalb der Stadt. Oder, wie Gordo es sah, außerhalb der »Stadt«: Die Anführungsstriche waren notwendig für eine Stadt, die insgesamt aus vier

Bars, »Jimmy's Dollar Spot« - einem Unternehmen, das gleichzeitig als Supermarkt, Tankstelle, Lebensmittelladen, Waffenhandlung, Postamt, Metallwarengeschäft, Textilkaufhaus und Coffeeshop diente - und schließlich »LuAnne's Pizza & Beer« bestand. Was, wie Gordo erkannte, übrigens bedeutete, dass Desperation letztendlich nicht vier, sondern fünf Bars hatte.

Gordo und Amy hatten fünfundvierzig Hektar für siebenhundertfünfzig Dollar pro Hektar gekauft und sofort angefangen zu graben. Einer der Gründe, weshalb Desperation bei Survivalisten so beliebt war, bestand darin, dass die Gegend ringsum von verlassenen Minen durchsiebt war. Mit etwas Planung war es kein Problem, in der bereits ausgehöhlten Erde einen Bunker zu bauen, denn der größte Teil der Arbeit war bereits getan. Der Stollen, der in die letztendlich von Gordo ausgewählte Mine führte, war groß genug für einen Zementlaster, und in dem Hohlräum, in dem sie den Bunker bauten, war genug Platz für einen Bagger - »für den Fall, dass wir uns ins Freie hinausgraben müssen«, sagte Gordo zu Amy.

In vollem Lauf schaffte er es in drei Minuten vom Haus zum Bunker, aber er brauchte nicht zu laufen. Er fuhr einfach mit dem Truck in den Stollen. Der schwierigste Teil des Projekts war es gewesen, die speziellen strahlungssicheren Türen zu installieren. Davon abgesehen mussten sie vor allem eine Menge einkaufen: haltbare Lebensmittel und Trinkwasser, Jodtabletten, einen Geigerzähler, einen Ersatz-Geigerzähler, Bücher und Bauanleitungen für alles von der Windmühle bis zu einer primitiven

Schusswaffe, Messer und Schaufeln, Erste-Hilfe-Bedarf, Medikamente, Pistolen und Gewehre, Munition und - hochbrisanten Sprengstoff. Gott sei Dank konnte man solche Dinge in Zeiten des Internets für ein schönes Sümmchen Geld einfach online bestellen.

Aber als dann alles gebaut und eingerichtet war und als Gordo alles geplant hatte, was geplant werden konnte, wurde ihm klar, dass sie jetzt nur noch warten konnten - darauf warten, dass das Schlimmste passierte. Warten. Und warten. Und warten.

Er und Amy hatten sich kennengelernt, als er noch bei einem Hedgefonds arbeitete. Sie war frisch vom College nach New York City gekommen, um als Junior Analyst zu arbeiten, und trotz ihrer Jugend waren sie innerhalb eines Jahres verheiratet gewesen. Mit seinen sechsundzwanzig Jahren verdiente Gordo bereits jede Menge Geld als Devisenhändler, aber sie gaben es so schnell aus, wie es hereinkam. Amy hatte die Arbeit an der Börse aufgegeben und schrieb technische Handbücher, und in einem Jahr wurde viermal in ihr Apartment eingebrochen. Das war der Preis dafür, in New York City zu leben, und Gordo fand, er sei zu hoch. Vielleicht stimmte Amy ihm zu, vielleicht nicht, aber sie war bereit, die Stadt mit ihm zu verlassen. Bevor Gordo dreißig wurde, war der Bunker fertig, und sie wohnten jetzt seit mehr als vier Jahren in Desperation, Kalifornien. Die Situation war perfekt. Das Haus stand neben dem Eingangsstollen der Mine, und sie hatten freie Sicht in alle Richtungen. Bei einem Atomangriff konnten sie in den Stollen

flüchten, und wenn es Zombies oder biologische Waffen waren, konnten sie im Haus abwarten, bis sie den Ärger kommen sahen.

Da war nur das Warten. Gordo lebte mit Alarmstufe Rot, seit sie aus der Stadt abgehauen waren, und nach sieben Jahren - drei Jahre Bauzeit für den Bunker und vier Jahre des Wartens darauf, ihn zu benutzen - hatte es ihn müde gemacht, jeden Augenblick bereit zu sein. Und Amy war zwar keine Spielverderberin, aber sie hatte doch angedeutet, sie könnten nicht mehr lange warten, wenn sie noch Kinder haben wollten. Er war jetzt vierunddreißig, und das war zwar noch nicht alt, aber auch nicht gerade jung, und sie waren jetzt so lange zusammen, dass es Zeit wurde. *Zeit wofür?*, wollte Gordo fragen. Hatte sie denn nicht verstanden, dass er nur aus einem Grund nach Desperation hatte ziehen wollen, nämlich weil er fand, es sei Zeit - ja, der Zeitpunkt sei längst überschritten, dass alles zum Teufel ging. Er war nicht sicher, ob er Kinder in eine Welt setzen wollte, von der er wusste, dass sie zerstört werden würde. Andererseits, in jedem Roman über das Ende der Welt, den er gelesen hatte, waren Kinder vorgekommen. Manchmal waren sie nur dazu da, auf die Tränendrüsen zu drücken, aber meistens existierten sie aus einem bestimmten Grund: Sie würden die Welt neu bevölkern. Vielleicht also war es seine Pflicht, vielleicht, dachte er, könnte er Amy glücklich machen *und* als einer der wenigen Männer, die bereit waren, das Ende der Welt zu überstehen, das Richtige tun. Außerdem, zu versuchen, ein Kind zu kriegen, machte sicher mehr Spaß, als darauf zu warten, dass es passierte.

An all das dachte er, als er nach Desperation hineinfuhr und vor LuAnne's Pizza & Beer parkte. Amy hatte sich nicht wohl gefühlt. Sie hatte sich ein bisschen hinlegen wollen, aber darauf bestanden, dass der Pizza-Abend nicht ausfiele. Gordo war ziemlich sicher, Amy wusste, wie wichtig ihm der Vorwand war, in die Stadt zu fahren und ein oder zwei Bier zu trinken, während er darauf wartete, dass LuAnnes Mann mit den behaarten Fingerknöcheln die Pizza für sie machte. Vermutlich hätte er auch einfach in eine der Bars gehen können, aber er fürchtete, diese Option könnte allzu verlockend sein. Es gab vielleicht vierzig oder fünfzig Paare und Familien wie ihn und Amy, die hier herausgekommen waren, weil sie damit rechneten, dass jeden Augenblick alles den Bach hinuntergehen würde - normale Leute, die den Zustand der Welt mit realistischem Blick betrachteten, aber auch zahlreiche ledige Männer, die nicht mehr alle Tassen im Schrank hatten und sich einbildeten, die Regierung habe es auf sie abgesehen, oder behaupteten, sie seien von Aliens kontaktiert worden. Und das waren die, die in den Bars herumhingen. Sie und die Biker. Denn aus irgendeinem Grund, den Gordo nie herausbekommen hatte, war Desperation eine reguläre Station auf dem Motorrad-Rundkurs, und vor den Bars parkten jederzeit Unmengen von Motorrädern. Es gab da irgendein Muster, klare Regeln, die bestimmten, welche Biker in welche Bar gingen, aber Gordo hatte sich nie die Mühe gemacht, sie zu ergründen. Motorräder kamen ihm gefährlich vor. Nein, das war nichts für ihn - aber man konnte ihm an jedem Tag der Woche einen guten, soliden

Truck geben, und er wäre glücklich.

Bei LuAnne's Pizza & Beer war mehr Betrieb, als er erwartet hatte. Er sah die Familie Grimsby an einem langen Esstisch, sieben Mädchen, vier Jungen, der Vater mit dem schütteren Haar, der immer so aussah, als hätte er ein paar Tage nicht geschlafen, und die Mutter, die unfassbar gut aussah für eine Mutter von elf Kindern, die zu Hause unterrichtet wurden. Es ging das Gerücht, Ken Grimsby habe ein Mordsvermögen mit Computern gemacht, bevor er nach Desperation gezogen sei, und er sei zumindest unter anderem hergekommen, weil er schreckliche Angst davor habe, jemand anders könne versuchen, mit seiner Frau zu schlafen. Gordos Blick verweilte eine Sekunde lang auf Patty Grimsby, und er sah ein, dass Ken wahrscheinlich gute Gründe hatte. Patty war auf unerklärliche Weise sexy. Das hatte nicht nur damit zu tun, dass sie Model gewesen war - neunzehn Jahre alt und bei ihrer Hochzeit fast genauso viele Jahre jünger als Ken. Da war noch mehr, eine Art Verfügbarkeit, und obwohl sie niemals etwas gesagt oder getan hatte, das Gordo einen Grund zu der Annahme gegeben hätte, sie wolle tatsächlich mit ihm schlafen, wurde er doch das Gefühl nicht los, sie wolle mit ihm ins Bett. Pheromone. Irgend so was. Vielleicht lag es auch nur an diesen elf Kindern, die da an dem Tisch saßen, an ihrer Fruchtbarkeit, die bei einem Mann die Lust weckte. Oder am Anschein der Fruchtbarkeit: denn es waren zwei Zwillingspaare, zwei Einzelgeburten und auch fünf Adoptionen. Aber woher ihre Kinder auch kommen mochten, sie sah immer noch wie ein Model für Unterwäsche aus, nicht wie die Gattin

eines halbverrückten Survivalisten und Mutter von elf Kindern. Was sie so sexy machte, war sicher eine interessante Frage, aber wohl keine, die er mit Amy erörtern könnte. Er wusste, es gab massenhaft Männer, die ihre Frau zwar niemals betrogen, aber gern Phantasien darüber nachhingen. Er gehörte jedoch nicht zu diesen Männern. Er hatte nie eine andere begehrte als Amy, seit er sie zum ersten Mal in ihrem Kabuff im Büro des Hedgefonds im Herzen von New York City hatte sitzen sehen. Dennoch, es war keine gute Idee, mit ihr über Patty Grimsby und ihre wahrgenommene sexuelle Verfügbarkeit zu sprechen.

Aber mit Shotgun könnte er es tun. Shotgun stand nicht besonders auf Frauen, aber obwohl er schwul war, hatte seine Ehe mit Fred Klosnicks eine Menge Ähnlichkeit mit Gordos, und die beiden Paare waren in den letzten zwei Jahren gute Freunde geworden. Gordo nahm an, dass Shotgun auch einen richtigen Namen hatte, etwas Gutmütiges wie Paul oder Michael oder sogar Eugene, aber niemand in Desperation hatte je gehört, dass er anders als Shotgun genannt worden wäre. Als Gordo ihn jetzt an der Bar sitzen sah, wurde ihm zum ersten Mal klar, wie passend der Name war. Shotgun war groß und dünn, ungefähr eine Handbreit größer als Gordo, der selbst nicht klein war. Shotgun duckte sich reflexhaft, wenn er durch eine Tür ging, und er stieß sich immer wieder den Kopf an der Lampe über dem Billardtisch in der Ecke. Er war schlank und hart wie der Lauf einer Schrotflinte, und sogar die vorzeitig ergrauteten Strähnen in seinem dichten schwarzen Haar erinnerten an Waffenstahl. Shotgun war wahrscheinlich Ende dreißig und, wie viele der

Survivalisten hier draußen, ein Autodidakt.

Es gab hier drei Sorten von Leuten: die schlichten alten Schwachköpfe, die nie irgendwas Besonderes gelernt hatten und sich anscheinend in regelmäßigen Abständen selbst in die Luft sprengten, Männer wie Gordo, die auf einer guten Universität gewesen waren – in seinem Fall war es Columbia – und eine Ausbildung als Ingenieur oder in einem anderen Beruf genossen hatten, in dem es darum ging, Probleme zu lösen, und schließlich Leute wie Shotgun, die einfach höllisch clever waren und sich selbst beibringen konnten, was sie wissen mussten. Shotgun baute ständig etwas Neues oben auf seiner Ranch oder arbeitete an einem Projekt, das sich unmöglich und schrullig anhörte und am Ende jedes Mal funktionierte. Viele der Familien und einzelnen Männern in Desperation und Umgebung waren pleite. Sie lebten in notdürftig mit altem Sperrholz und Plastikplanen hergerichteten Häusern und bauten sich Bunker aus Baustoffresten in unterirdischen Wasserrohren, aber manche hatten auch Geld. Gordo und Amy waren relativ wohlhabend, und in den meisten Gegenden außerhalb von New York City hätten sie wohl als reich gegolten, und die Familie Grimsby musste zehn oder zwanzig Millionen auf dem Konto haben, aber von allen Leuten hier, da war Gordo sicher, war Shotgun der Einzige, der ohne Frage *reich* war. Reich wie in REICH. Reich wie der Zorn Gottes. Shotgun besaß mindestens siebenundzwanzig Patente, von denen Gordo wusste, und ein paar davon betrafen weithin verwendete Geräte und brachten Shotgun auf regelmäßiger Basis

mordsmäßig viel Geld ein.

Wenn man den Mann anschaute, hätte man so etwas niemals vermutet. Jedes Mal, wenn Gordo ihn sah, trug Shotgun die gleichen Sachen: Sneakers, eine dunkle Cargohose, ein schwarzes T-Shirt und eine Chicago-Cubs-Baseballmütze. Er fuhr einen klapprigen Truck, und sein Haus sah von außen so aus, als könnte ein kräftiger Furz es zum Einsturz bringen. Wenn man Shotgun aber näher kennenlernte, sah alles ein bisschen anders aus. Wenn man durch die Tür trat, erkannte man, dass das Haus auf einer stillgelegten Mine stand, und was man von außen sah, war nur eine Hülse. Während Gordo den Bunker in der Nähe seines Hauses angelegt hatte, war Shotgun noch konsequenter gewesen und hatte den Bunker zu seiner Wohnung gemacht. Was also von außen wie ein Fertighaus mit extragroßer Garage aussah, war nur der Überbau für die ausgebaute Wohnfläche und Werkstätten von knapp zweitausend unterirdischen Quadratmetern. Die Wohnung umfasste vier Schlafzimmer und eine Kombination aus offener Küche und Wohn- und Esszimmer, die in ein schickes Hochhaus in New York City gepasst hätte. Was Gordo aber das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ, waren die Werkstätten. Hightechgeräte und jedes elektrische Werkzeug, das man sich vorstellen konnte. Wenn Shotgun nicht darauf warten wollte, dass ihm etwas geliefert wurde - oder wenn es noch gar nicht existierte -, konnte er es selbst herstellen. Und in der Garage, die größer als ein Basketball-Court war, hatte er neben ein paar Spielsachen wie einem Maserati und einer klassischen Corvette noch zwei

schwere Baumaschinen und, was das Eindrucksvollste war, ein sechssitziges Flugzeug.

Natürlich war Gordo über nichts von all dem so aufrichtig überrascht wie darüber, dass er ein homosexueller Survivalist war. Wenn die beiden Paare sich trafen, fingen Gordo und Shotgun an, über technische Probleme oder über die Qualität eines bestimmten Messers zu reden, und Amy und Fred unterhielten sich über Filme und Bücher und Kochrezepte. In New York hätte Gordo sich nichts weiter dabei gedacht, sich mit einem schwulen Paar anzufreunden, aber hier draußen in Desperation war es doch ein bisschen merkwürdig. Es gab einfach nicht viele schwule Survivalisten, von denen Gordo wusste. Auch nicht viele Farbige. Es waren überwiegend weiße, verrückte, heterosexuelle Ledige oder Familien. Vermutlich passten er und Amy in diese Kategorie. Na ja, korrigierte er sich dann, Shotgun und Fred waren verheiratet, also waren sie eine Familie. Sie waren weiß, und man musste ein bisschen verrückt sein, um nach Desperation zu ziehen. Aber keine Kinder. Er hatte Shotgun mal danach gefragt und ihm erzählt, er und Amy würden sich vermutlich daranmachen, die Welt neu zu bevölkern, wenn sie im Bunker eingeschlossen wären. Aber was Shotgun sich vorgenommen hatte, wusste er nicht so genau.

Fred und Amy hatten an einem Tisch gesessen, aber er und Shotgun waren am Tresen gewesen, als er danach zum ersten Mal gefragt hatte. Shotgun hatte die Bierflasche angesetzt und ausgetrunken, bevor er antwortete. Er war nicht sauer, aber er ließ sich Zeit. Sie kannten einander lange genug und

hatten so viel Sympathie angesammelt, dass Gordo wusste, er durfte etwas Dummes sagen, und Shotgun würde sich die Zeit nehmen, ihm zu erklären, warum es dumm war. Und hier und jetzt war er ziemlich sicher, dass er etwas Dummes gesagt hatte.

Shotgun stellte seine Bierflasche hin, signalisierte LuAnne, sie solle ihm eine neue bringen, und starrte Gordo dann an. »Na, Buddy, was glaubst du, wofür ich hier bin? Ich *könnte* mich für die Menschheit als abstraktes Konzept interessieren, dafür, die Welt neu zu bevölkern und das alles. Aber es interessiert mich einen Scheißdreck. Weitestgehend. Ich bin hier für Fred und mich. Ich bin hier, weil ich, wenn die Atombomben fallen« - und Shotgun war sicher, dass es Atombomben sein würden, keine Zombies, keine Grippeepidemie -, »weil ich dann gern meine natürliche Lebenszeit vollenden möchte.«

Wie es jetzt aussah, hatte Shotgun leider recht mit seinen Atombomben.

In Gedanken versunken hatte Gordo sich auch an diesem Tag an der Bar niedergelassen und seine Pizza bestellt, und während er sein Bier trank, schwatzte er mit Shotgun. Wie sich herausstellte, war Fred genau wie Amy nicht ganz auf dem Posten und hatte Shotgun allein losgeschickt, um Pizza zu holen.

»Wir sollten Fred und Amy zusammen auf eine Couch setzen, damit sie Gesellschaft haben, wenn sie sich beschissen fühlen. Du und ich, wir können uns dann wie Nerds unterhalten.«

»Apropos«, sagte Shotgun, »ich wollte dir das hier zeigen.« Er hatte an einem neuartigen Wasserfilter gearbeitet und holte eine Zeichnung des Bauteils

heraus, das er sich ausgedacht hatte, um einen Engpass im Design der Pumpe zu umgehen. Es war eine elegante Lösung, und Gordo schlug noch eine kleine Änderung vor. Sie diskutierten und achteten dabei nicht auf den Fernseher und den Tisch hinter ihnen, wo Patty und Ken Grimsby versuchten, ihre elf Kinder satt zu bekommen. Erst als eine junge Frau hinter ihnen zum zweiten Mal ansetzte, unterbrachen sie ihre Diskussion und schauten sich um.

»Ich habe gefragt, weiß einer von Ihnen, ob hier jemand ein Stück Land zu vermieten hat? Wir sind neu in Desperation«, sagte sie, als genügte es nicht, dass Gordo und Shotgun sie und ihren Boyfriend noch nie gesehen hatten. Sie war jung, höchstens zwanzig, und der junge Mann, der hinter ihr stand, war nur wenige Jahre älter. Gordo brauchte ihn nur kurz anzusehen, um zu wissen, dass er den Mann nicht leiden konnte. Er kannte den Typ. Ein zorniger Hippie. Tat, als sei er aus Liebe zur Umwelt und so weiter dabei, aber tatsächlich hatte er nur zu viel Angst davor, es mit dem wirklichen Leben zu versuchen. Dazu kam, zornige Hippies hatten am Ende immer idealistische Hippiemädchen wie die hier. Und richtig – wie war ihr Name?«

»Flower«, sagte sie. »Und das ist Baywolf. Schreibt sich, wie man es spricht.«

»Ah«, sagte Shotgun. »Wie Großes hören wir von den Geerdänen, den Volksfürsten aus der Vorzeit Tagen ...«

»Nein«, unterbrach ihn der Mann. »Nicht wie in dem Gedicht.«

Gordo lächelte bemüht, aber er spürte, dass sein Gesicht sich säuerlich verzog. Er hatte den *Beowulf*

als Student an der Columbia University für ein Seminar lesen müssen, und es hatte ihm die Lust an englischer Literatur sofort verdorben, aber trotzdem, der Kerl hatte etwas unbestreitbar Pissiges an sich. »Dann also wie *Bay* und *Wolf*«, sagte er. »Selbst ausgedacht?«

»Meine Eltern haben mich *Flower* getauft«, sagte das Mädchen. »Sie waren Hippies.« Sie lächelte und war verständig genug, um verlegen zu sein, auch wenn sie es offensichtlich schon ihr ganzes Leben lang hatte erklären müssen.

»Aber jetzt sind sie keine Hippies mehr?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Meine Mom ist Investmentbanker, und mein Dad ist Steueranwalt. Sie sind nicht gerade begeistert, dass ich das College abgebrochen hab, aber sie haben es ja auch getan und nachher ging's weiter. Also können sie sich kaum beschweren.«

*Flower* war wohl ganz okay, dachte *Gordo*, aber als *Baywolf* dann sprach, sah er sich in seiner Meinung über den jungen Mann bestätigt.

»Der Alte ist ein Arschloch. Unterstützt uns finanziell nicht ein bisschen.«

»Schon mal mit Arbeiten versucht?«, schlug *Shotgun* vor. »Das kann die finanzielle Lage verbessern.«

»Hey, fuck you«, sagte *Baywolf* und packte *Flowers* Handgelenk. »Komm.«

Sie schüttelte ihn ab und sah wieder *Gordo* an. »Und, wissen Sie, ob's hier was zu mieten gibt?«

*Gordo* trank sein Bier aus und warf einen Blick zu *LuAnne* hinüber. Sie winkte zweimal knapp. Er war jetzt zwanzig Minuten hier, und es würde noch mal

zwanzig Minuten dauern, bis die Pizza fertig wäre. Ihr Mann arbeitete beschissen langsam in der Küche, aber die Pizzen waren nicht schlecht, zumal es das einzige Restaurant im Umkreis von fünfzig Meilen war. Mit einem Kopfnicken orderte er ein neues Bier und sah dann das Pärchen an. Baywolf machte ein finsternes Gesicht, aber es war klar, dass er sich an das hielt, was Flower sagte. *Gut so*, dachte Gordo. Sie war niedlich, und diese Blubberköpfchen-Nummer schien wirklich nur eine Nummer zu sein.

»Und was bringt dich und Mr. Wolf nach Desperation?«

Baywolfs Gesicht wurde noch finsterer, aber Flower hatte anscheinend nichts gegen die Frage. »Das Gleiche wie alle hier, glaube ich. Wir wollten einfach weg aus der Großstadt und eine Zeitlang irgendwo in einer Gegend campieren, die vielleicht nicht das volle Programm abkriegt.«

Shotgun zog eine Braue hoch. Gordo wusste nicht, ob er komisch sein wollte oder ob er tatsächlich Skepsis demonstrieren wollte, aber amüsant war es so oder so. Für einen Mann, der sich unter der Erde einen regelrechten Weltuntergangspalast eingerichtet hatte, betrachtete Shotgun die anderen Survivalisten überraschend kritisch. »Lass mich raten«, sagte er. »Vampire?«

»Natürlich nicht.« Flower klopfte ihm auf den Arm. »Vampire gibt es doch nicht wirklich. Wir machen uns Sorgen wegen Zombies.« Sie wartete eine Sekunde und lächelte dann. »War ein Scherz.« Sie wartete, bis Shotgun zurücklächelte, und machte dann ein todernstes Gesicht. »Ich glaube durchaus an Vampire.«

Gordo entschied, dass er das Mädchen mochte. Sie hatte eine gute Einstellung, und wenn sie jetzt schon bereit war, Shotgun zu veräppeln, würde sie hier draußen in Desperation vielleicht ganz gut zurechtkommen. Ihr Boyfriend war eine andere Sache, aber das war ja kaum Gordos Problem. »Shotgun vertritt eher die Denkschule der Nuklearen Apokalypse«, sagte er.

»Shotgun?«, wiederholte Flowers Boyfriend verachtungsvoll. »Das ist Ihr Name?«

Gordo kannte Shotgun lange genug, um zu erkennen, dass die Krümmung seiner Lippen kein Lächeln war. »Ja, *Baywolf*. Mein Name ist Shotgun.«

Gordo streckte Flower die Hand entgegen. »Gordon Lightfoot. Aber alle nennen mich Gordo.«

»Gordon Lightfoot? Wie der Sänger?« Flower schüttelte ihm die Hand. Sie hatte einen festen Griff.

»Yep. Wie der Sänger. Aber wir sind nicht verwandt. Ihr könntet Burly drüben im Lead Saloon fragen, falls ihr eine Bleibe braucht. Die Hütte seines Bruders steht seit einiger Zeit leer. Wahrscheinlich vermietet er sie billig. Ist ein alter Trailer, drüben bei der Grimsby-Farm. Macht äußerlich nicht viel her, aber wie ich Burly kenne, ist er sauber und wasserdicht.« Er drehte sich um und wollte sein Bier von der Theke nehmen, aber er tat es nicht.

Der Fernseher.

Er schlug Shotgun auf den Arm. »Heilige Scheiße. Siehst du das?«

Anstelle der Gameshow war ein Nachrichtensprecher auf dem Bildschirm erschienen. Gordo kannte den Mann nicht, aber es war nicht zu übersehen, dass er gehetzt war. Am unteren Rand

des Bildschirms stand »Atomexplosion«.

»Burly?«, fragte das Mädchen hinter ihm.

»Moment. Hey, LuAnne, stellst du das Ding mal kurz lauter?«

LuAnne tappte folgsam hinüber, und Gordo merkte, dass es hinter ihm still geworden war. Die Eltern Grimsby hatten ihre elf Kinder zum Schweigen gebracht.

»... vor wenigen Minuten. Wie das Weiße Haus verlautbart, hat der chinesische Ministerpräsident bestätigt, dass es sich bei der Explosion um einen Unfall handelte, der sich bei einer Übung ereignete. Wir bitten nochmals um Entschuldigung für die Unterbrechung Ihres gewohnten Programms, aber wie soeben gemeldet wurde, ist in der nordchinesischen Provinz Xinjiang vor weniger als zwanzig Minuten ein Nuklearsprengkopf zur Explosion gekommen. Das Ausmaß der Zerstörung ist zwar noch unklar, aber nach Angaben des Weißen Hauses handelte es sich um einen isolierten Zwischenfall. Die chinesische Regierung spricht von einem Militärunfall. Zur Zeit müssen wir annehmen, dass ein Militärflugzeug mit einem Nuklearsprengkopf auf einem Übungsflug abgestürzt ist. Weitere Informationen gibt es noch nicht, wir schalten jetzt zum Weißen Haus, wo ...«

Gordo wartete nicht ab, um zu hören, was der Reporter aus dem Weißen Haus wusste oder nicht wusste. Er und Shotgun warfen einander einen Blick zu und hasteten zur Tür hinaus, dicht gefolgt von Patty und Ken Grimsby und ihrer Brut. Das letzte Bild, das sich von LuAnnes Pizza & Beer in sein Gedächtnis brannte, war LuAnne, die ihr weißes

Handtuch auf den Tresen warf, während Flower und Baywolf verwirrt hin und her schauten.

Er verschwendete keinen weiteren Gedanken an das Hippiemädchen und den zornigen Boyfriend, als er das Gaspedal durchtrat. Er sah, wie Shotguns Truck zu schnell um die Ecke raste und eine Staubwolke aufwirbelte, aber er war zu sehr damit beschäftigt, Amy anzurufen, um sich auch noch Sorgen wegen Shotgun zu machen. Als er in seine Einfahrt einbog, schoss er so schnell über die Kante bergab, dass er sicher war, mit allen vier Rädern durch die Luft zu fliegen. Sein Herz schlug wie ein Presslufthammer, als er auf die Bremse trat und losrannte, um die Bunkertür zu öffnen.

Und dann, nach all dem, waren sie zu dritt allein im Bunker, und die Türen waren gesichert. Claymore wedelte mit dem Schwanz, Amy sagte, er habe die ganze Zeit recht gehabt, und Gordo hatte ein nervöses Gefühl in der Magengrube.

Er war bereit für das Ende der Welt.

## **Marine Corps Air Ground Combat Center, Twentynine Palms, Kalifornien**

Eine kleine Atomexplosion, und alle drehten durch. Die Nachrichtensprecher hatten die ganze Nacht geschnattert – sprechende Köpfe, die aus dem Arsch redeten. Aber anscheinend hatte niemand den ersten Berichten etwas hinzuzufügen, die besagten, es habe sich womöglich um den Absturz eines Militärflugzeugs während einer Übung gehandelt. Die chinesische Regierung erklärte jetzt, die Atomexplosion sei Teil einer »inneren Angelegenheit«, und man sei dabei, das »betroffene Gebiet zu sichern«. Nicht gerade beruhigend, dachte Kim, aber wahrscheinlich immer noch kein Grund für eine derart hohe Alarmstufe. Sie waren einsatzbereit und konnten jederzeit in Aktion treten, auch wenn sie nicht ganz sicher war, was sie noch tun sollten, falls es Atomsprengköpfe regnen würde. Kopf einziehen, in Deckung gehen? Wahrscheinlich war es besser, in einem Flugzeug mit Kurs nach nirgendwo zu sitzen, wenn die Atompilze in die Höhe wuchsen. Aber dann fiel ihr ein, dass sie irgendwo gelesen hatte, eine Atomexplosion könne elektromagnetische Pulse auslösen, die jedes elektronische Gerät flachlegten. An Bord eines Flugzeugs zu sein, dessen Elektronik verbrutzelt war, erschien ihr nicht wie ein vielversprechender Start in den Tag.

Kim gähnte und drehte sich auf ihrer Pritsche um.

Gunnery Sergeant McCullogh hatte den ganzen restlichen Abend damit verbracht, die Kompanie anzukläffen, bis alles so einsatzbereit war, wie es sein konnte, und dann hatte Gunny getan, was ein guter Offizier tat: Er hatte ihnen erlaubt, sich auszuruhen. Das war eine der militärischen Maximen, die sich als wahr erwiesen hatte: Schlafe, wann immer du kannst. Kim wusste, dass Mitts wahrscheinlich die ganze Nacht wach bleiben und über den kommenden Tag nachdenken würde. Bei Duran war sie nicht sicher, aber Elroy hatte anscheinend niemals Probleme mit dem Schlafen. Kim hatte zwar ihre Albträume - die üblichen, in denen sie eine Entscheidung traf, die einen der Männer das Leben kostete, und dazu einen neuen, aber keineswegs überraschenden Traum, in dem das Fleisch von ihren Knochen schmolz, als sie von einer Atomexplosion überrollt wurde -, aber sie hatte doch auch eine Zeitlang gut geschlafen. Trotzdem wäre es nett gewesen, nach dem Aufwachen noch ein Stündchen gemütlich liegen zu bleiben. Das gehörte zu den Dingen des Zivillebens, die sie am meisten vermisste. Sie liebte die Ordnung, die Disziplin, die Uniform, die Waffen, die Aussicht auf eine gesunde Klopperei, das Gefühl, zu etwas zu gehören, das größer war als sie, sie liebte alles, was man bei den Marines bekam, aber verdammt - eins vermisste sie: sich sonntagnachmorgens im Bett zu räkeln und sich mit dem Aufstehen Zeit zu lassen.

Sie kratzte sich kurz am Kopf, setzte sich auf, zog das Gummiband von ihrem Handgelenk und band sich das Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen. Sie hatte tatsächlich eine Zeitlang befürchtet, sie

würde sich den Kopf kahlrasieren müssen, wenn sie zum Militär ginge. Sie wusste, sie hätte sich diesen Look leisten können. Sie war nicht eitel, nur ehrlich in Bezug auf die Tatsache, dass sie ein hübsches Gesicht hatte. Eine athletische Figur hatte sie immer schon gehabt, aber als Catcher beim Softball war sie zeitweilig eher stämmig als geschmeidig gewesen. Drei Monate bei den Marines hatten sämtliche Polster beseitigt. Es war, als habe sie eine Metamorphose durchgemacht und sich in die Frau verwandelt, die sie immer schon hatte sein wollen. Es gab zwar Zeiten, in denen es ihr schreckliche Angst einjagte, ein Lance Corporal und für ihre Einheit verantwortlich zu sein, aber zugleich war sie so selbstsicher wie noch nie in ihrem Leben. Das hieß selbstverständlich trotzdem nicht, dass sie es eilig hatte, sich die Haare abzuschneiden.

Im Laufschritt eilte sie in den Speisesaal und setzte sich zu ihrer Einheit. Duran rutschte auf der Bank zur Seite, um ihr Platz zu machen. »Wieso die Aufregung?«

Mitts blickte auf, schaufelte sich sein Rührei aber kein bisschen langsamer in den Mund. Kim sah seine dunklen Augenringe. Der Teil ihrer selbst, der gern mit ihm geschlafen hätte und sich hatte vorstellen können, unter anderen Umständen eine Beziehung mit ihm einzugehen, hatte Mitleid, aber der andere, der sich daran gewöhnen musste, das Kommando über ihren Trupp zu haben, wusste, sie musste dafür sorgen, dass er sich im Griff hatte. Wenn er, zumindest in den Augen ihres Staffelführers, Mist machte, bedeutete das, dass auch Kim Mist gemacht hatte.

Elroy schüttelte den Kopf und nahm einen Schluck Kaffee. »Man hört Verschiedenes. Zum Beispiel, dass es kein Unfall war. Die Chinesen haben absichtlich einen Atomsprengkopf gezündet.«

Kim spürte, dass ihre Kinnlade herunterklappte, und machte den Mund wieder zu. »Eine wilde Vermutung?«

»Nein«, sagte Elroy. »Honky Joe. Und wenn Honky Joe sagt, es war kein Unfall, steckt meiner Meinung nach mehr dahinter als eine wilde Vermutung. Er sagt, er hat lange im Internet rumgelesen, und da ist davon die Rede, dass die Chinesen versuchen, irgendwas zu vertuschen. Er sagt, vieles hört sich an wie der dämliche Bullshit, den man erwarten würde, zum Beispiel, dass es sich um eine Zombieepidemie handelt. Er aber hält es für glaubhaft, dass da was Reales zugrunde liegt. Er meint, es war vielleicht was Biologisches.«

Kim stocherte in ihrem Rührei. Meistens bekamen sie echte Eier, aber die hier waren gummiartig und von rosa Pünktchen durchsetzt. Sie mochte Eipulver-Rührei nicht, aber manchmal war es durch den Käse besonders funky. Und die rosa Pünktchen sollten wahrscheinlich irgendeine Art Fleisch sein. Speck? Sie probierte vorläufig lieber nicht und nickte Elroy zu.

Honky Joe war ein schräger Vogel, aber er war verdammt clever. Viel zu clever. Er würde entweder den Bach runtergehen oder Offizier werden. Honky Joe war ein schwarzer Junge aus Washington, D.C. Sein Dad war irgendwas Wichtiges auf Capitol Hill. Was seine Motivation gewesen war, sagte Honky Joe nicht, aber nachdem er sich ins Pentagon gehackt

hatte und dabei geschnappt worden war, hatte sein Vater dafür gesorgt, dass er zu den Marines gehen konnte, statt bei den feinen Leuten in einem der Bundesgefängnisse einzuziehen. Gleich zu Beginn der Grundausbildung hatte Honky Joe ein Spielsyndikat gegründet, das die Wetten für eine benachbarte Rennbahn einsammelte, und bevor es wieder geschlossen wurde, hatten alle Beteiligten aus ihrer Hundert-Dollar-Einlage an die zwei Riesen gemacht. So ein Typ war er, und auch wenn er am Ende meistens den schwarzen Arsch versohlt bekam, fanden alle, es lohnte sich, zuzuhören, wenn er etwas zu sagen hatte.

»Sonst noch was?«

Elroy schüttelte den Kopf. »Nichts Offizielles über das hinaus, was du schon weißt, aber wenn ich ein Zocker wäre – und glaub mir, ich bin einer –, würde ich einen Zehner darauf wetten, dass wir vor dem Abend losmarschieren.«

Kim bot Duran ihren Speck an, und er pickte die fettigen Krümel von ihrem Teller. »Irgendeine Ahnung, wohin?«

»Definitiv außerhalb der Vereinigten Staaten. Darauf wette ich.«

Mitts legte die Gabel hin und wischte sich mit seiner Serviette den Mund ab. Er sah wirklich beschissen aus, dachte Kim. Falls Elroy damit recht hatte, dass der Aufbruch nahte, würde er hoffentlich vorher noch Zeit finden, sich ein bisschen hinzulegen.

»Ich glaube, die flippen alle wegen gar nichts aus.« Mitts zerknüllte seine Serviette und legte sie auf sein Tablett. »Nicht, dass eine Atombombe nichts wäre,

aber sie haben sie ja nicht uns auf den Kopf geworfen. Vielleicht hat Honky Joe recht, vielleicht war es mehr als nur ein Unfall bei einer Übung, aber was immer es ist, wir reden hier ja nicht von einem Schusswechsel. Egal, wohin sie uns schicken, wir werden die meiste Zeit nur darauf warten, dass die hohen Offiziere und die allgemeine Öffentlichkeit sich beruhigt haben. Gleiche Scheiße, anderer Tag.«

Kim sah, wie Gunnery Sergeant McCullough durch den Raum gelaufen kam und mit den Company Staff Sergeants die Köpfe zusammensteckte. Was immer er sagte, bewirkte, dass die Staff Sergeants unverzüglich aufsprangen.

»Vielleicht hast du recht, Mitts.« Kim deutete mit dem Kopf durch die Halle zu den drei Männern. »Aber wenn ich sehe, wie Gunny und die Staff Sergeants plötzlich losflitzen, würde ich sagen, es wird die gleiche Scheiße, ein anderer Tag *und* ein anderes Land. Ich glaube, Elroy hat recht. Es geht ins Ausland.«

## **Henderson Tech Falcon 7X, über Minneapolis, Minnesota**

Henderson konnte nicht sagen, ob er schlief oder wach war. Seit er den Pfad verlassen hatte, um im Dschungel zu schießen, war alles nebelhaft verschleiert wie in einem Traum. In einem bösen Traum. Keiner der Piloten und keine der Flugbegleiterinnen machten irgendeine Äußerung, die darauf hinwies, dass sie irgendetwas an seinem Benehmen komisch fanden, aber andererseits, wenn dir eine Falcon 7X gehörte, konntest du von deiner Flugzeugbesatzung auch ein gewisses Maß an Diskretion erwarten.

Anfangs hatte Henderson ein schlechtes Gewissen gehabt, mehr als fünfzig Millionen Dollar auszugeben, um sich einen eigenen Jet zu kaufen, und noch einmal siebenundzwanzig Millionen, um ihn seinen Wünschen anpassen zu lassen. Das kam ihm verschwenderisch vor. Aber im Großen und Ganzen war es so viel Geld nun auch wieder nicht, und es war sehr viel einfacher, diese Investition zu tätigen, als sich mit dem ganzen Schwachsinn abzugeben, den es mit sich brachte, wenn man es über die Firma laufen ließ – selbst wenn man der Gründer dieses Unternehmens war und es aus dem Nichts zu einem Börsenwert von über zweihundertfünfzig Milliarden Dollar gebracht hatte. Jetzt nach dem Börsengang musste er sich natürlich an die Regeln halten. Nicht,

dass ihn das störte. Letztes Jahr hatte er auf Platz vier der reichsten Amerikaner gestanden, und was sollte er ohne Frau, ohne Kinder, ohne Geschwister mit seinem ganzen Geld anfangen? Bis vor kurzem war ihm das alles scheißegal gewesen, aber er hatte die Firma mit fünfzehn Jahren gegründet und arbeitete mittlerweile nonstop seit mehr als dreißig Jahren. Und jetzt wollte er ein bisschen von seinem Geld und seiner Zeit haben, *ohne* zu arbeiten. Und da hatte er sich gedacht, wenn er jetzt etwas für sich selbst tun wollte, könnte er sich zum Beispiel ein eigenes Flugzeug kaufen. Und offengestanden, auch wenn er fast sein gesamtes Erwachsenenleben hindurch rasend erfolgreich gewesen war, fand er es immer noch cool, dass er sich so etwas leisten konnte. Die individuelle Gestaltung des Jets hatte ihm großen Spaß gemacht, obwohl er dabei fünf Designer verschlissen hatte, aber die Falcon 7X war das Geld wert, das er dafür ausgegeben hatte. Die Kabine war traumhaft schön. Zumindest war sie es, wenn sie nicht von Spinnen wimmelte.

Es musste ein Albtraum sein, aber es war so nah an dem, was in Peru passiert war, dass er nicht vollkommen sicher sein konnte. Er hatte den letzten Morgen in Peru auf der Toilette verbracht, aber er war trotzdem bereit gewesen, sich auf die Dschungelwanderung einzulassen. Du wurdest nicht zum viertreichsten Amerikaner, wenn du nicht den Mumm hattest, mit Dünnpfiff fertigzuwerden. Aber peinlich war es trotzdem gewesen. Der Führer, Miggie, war entspannt gewesen, aber Henderson war es trotzdem unangenehm, immer wieder haltmachen und zum Scheißen im Gebüsch verschwinden zu

müssen, während die Frauen und sein Bodyguard auf ihn warteten. Er machte sich nichts vor. Er sah nicht übel aus. Ein bisschen schwer vielleicht. Ziemlich schwer. Okay, ein bisschen fett, und offensichtlich auf der falschen Seite der Vierzig, aber wenn er bloß Arzt oder so was gewesen wäre, hätte er eine tadellos aussehende Frau haben können. Aber mit ein paar Milliarden auf der Bank konnte er sich drei superheiße Models leisten. Das machte den Durchfall allerdings noch lange nicht angenehmer. Er hatte versucht, Wasser zu trinken und ein bisschen Salz aufzunehmen, aber die Hitze und die Höhe waren strapaziös gewesen. Er hätte die Wanderung grundlos absagen, hätte einfach tun und lassen können, was er wollte, und niemand hätte etwas gesagt. Für Leute wie ihn galten andere Regeln. Geld, zumindest in der Höhe, wie er es besaß, veränderte alles. Für Henderson änderte es nur nichts an der Tatsache, dass er Ausreden nicht leiden konnte. »Stehe zu deinen Fehlern und arbeite weiter, oder pack dein Zeug zusammen und verschwinde«, so lautete ein Mantra seines Unternehmens. Aber, Mann, sein Bauch hatte ihn umgebracht.

Er hatte den Pfad sicher zum vierten oder fünften Mal verlassen, sich soeben den Arsch mit irgendwelchem Blattwerk abgewischt und dabei inbrünstig gebetet, es möge nicht giftig sein, als er die ersten Schreie hörte. Er machte ein Dutzend Schritte zurück zum Pfad, aber nur so weit, bis er sah, wie der Führer von einer schwarzen Flut überrollt wurde. Die drei Frauen klammerten sich aneinander. Sein Leibwächter drehte sich um und wollte wegrennen, aber er stieß gegen die Frauen

und fiel mit zweien von ihnen zu Boden. Henderson warf einen Blick dorthin zurück, wo der Wanderführer gestanden hatte, aber der Mann war verschwunden. Und dann sah er, wie die schwarze Woge über die Frau hinwegflutete, die noch stand. Tina. Sie hieß Tina.

Er hörte weitere Schreie, aber da war noch mehr. Da war ein Rascheln, eine Art Klicken und Ticken. Es klang saftig und gespenstisch zugleich. Der Leibwächter kam schwerfällig auf die Beine, aber schwarze Flecken flossen ihm über Rücken, Arme und Kopf. Henderson konnte nicht erkennen, woraus diese Flecken bestanden, aber sie bewegten sich, spalteten sich auf und ließen auf dem Körper des Leibwächters auseinander, um wieder zu verschmelzen, auch wenn der Mann immer wieder danach schlug und sie abstreifen wollte. Und dann spürte Henderson, wie seine Eingeweide sich schon wieder verflüssigten, denn von da, wo er im Wald stand, sah er trotz des Laubwerks, was mit dem Gesicht des anderen passierte: Es sah tatsächlich so aus, als ob das Gesicht des Leibwächters sich auflöste. Die Haut schien sich abzuschälen, und Fleisch, Muskeln und dann Knochen traten zutage. Der Mann stand da, schrie und schlug um sich, hämmerte auf seinen Kopf und auf den restlichen Körper ein, aber das Schwarz wurde immer dichter.

Das genügte Henderson. Er wandte sich ab und rannte los. Er hatte keine Ahnung, wohin, und im dichten Urwald konnte er sowieso nur blindlings durch das Gestüpp stürmen. Vermutlich war er dabei nicht schneller als ein schlendernder Fußgänger, aber er wusste, er musste weg von hier,

ganz gleich, wie schnell es ging. Zuerst hörte er nichts als seinen eigenen Atem, das Rütteln und Rascheln seiner Hände und Beine an Ästen und Blättern, aber dann drang auch dieses Geräusch wieder an seine Ohren, das Klicken und Ticken. Wenn er vorher geglaubt hatte, er biete alle seine Kräfte auf, so rannte er jetzt mit der Energie der Verzweiflung. Er spürte einen Stich und dann ein taubes Gefühl am Knöchel, und etwas kratzte über seinen Arm, vielleicht ein Ast, vielleicht auch etwas Schlimmeres. Henderson lief weiter, schlug sich mit der flachen Hand auf Arme und Beine, fluchte und weinte und konnte sich kaum noch aufrecht halten. Er stolperte und rollte über den Boden, stieß sich den Ellenbogen und wartete darauf, verschlungen zu werden, aber als er so dalag, wurde ihm klar, dass außer seinem Keuchen im Dschungel nichts mehr zu hören war.

Er rieb sich den Arm und kratzte dann an seinem tauben Knöchel. Als er die Hand wieder hob, war sie blutverschmiert. Etwas krabbelte über seinen Nacken, und er klatschte darauf. Das feste Etwas zerplatzte unter seiner Hand. Er zupfte es von der Haut und hielt es vor sich hoch.

Iih. Ihn schauderte. Er hatte Angst vor Spinnen, und diese hier war schwarz und behaart. Er hatte sie mit der flachen Hand zerquetscht, aber sie war groß. Und im nächsten Moment musste er einen Schrei unterdrücken, als er begriff, dass diese Spinne Teil der schwarzen Flut gewesen war, die über den Wanderführer, seinen Leibwächter und die drei Models hinweggerollt war. O Gott. Ein Spinnenschwarm.

Er rappelte sich auf und bemühte sich nach Kräften, in gerader Linie weiterzugehen. Früher oder später würde sich hoffentlich jemand auf die Suche nach ihm machen. Milliardäre verschwanden ja nicht einfach, ohne dass man es bemerkte.

Ein wenig später - seinem Gefühl nach konnte nicht mehr als eine Stunde vergangen sein - stolperte er aus dem Dschungel und stand unversehens auf einer Asphaltstraße. *Was jetzt, verdammt?* Er sah sich um, aber nichts gab ihm einen Hinweis auf die Richtung, die er nehmen sollte. Er drehte sich zweimal um sich selbst und entschied sich dann willkürlich für eine Richtung. Und o Wunder - drei Minuten später hielt neben ihm ein Jeep mit zwei Wissenschaftlern aus dem Forschungszentrum im Naturschutzgebiet an. Er bot ihnen dreißigtausend Dollar dafür, dass sie ihn direkt zum Flughafen fuhren, ohne Fragen zu stellen.

Als er an Bord seiner Falcon 7X im Ledersessel saß, fühlte er sich schon fiebrig. Auf der Fahrt zum Flughafen hatte er die Wissenschaftler zweimal anhalten lassen, damit er sich erleichtern konnte, und als er endlich an Bord des Jets war, hatte er sich sofort ein Imodium eingeschmissen. Das half gegen den Durchfall, aber jetzt hatte er Schweißausbrüche und hämmерnde Kopfschmerzen. Sein Fußknöchel pochte und war vermutlich schon entzündet. Scheiß Dschungel. Scheiß Viehzeug. Er konnte es nicht erwarten, wieder in die USA zu kommen und ein paar gute alte Antibiotika zu schlucken. Er hatte mehr als genug vom Dasein als internationaler Abenteurer. Wem wollte er was vormachen? Warum gab er sich mit Strapazen ab? Von jetzt an würde es bei schönen

Hotels bleiben. Heißes Wasser und Gourmetessen, und wenn er die Gesellschaft von superheißen Models in Anspruch nahm, wollte er seine Blowjobs im Liegen und auf Baumwolllaken mit 600er Fadendichte genießen. Das, fand Henderson, war eine gute Art und Weise, einen Teil seines Vermögens auszugeben. Und scheiß auf den Dschungel.

Er wusste, es würde Fragen geben, wenn er landete. Egal, wie viele Milliarden er besaß, da war immer noch die Kleinigkeit des verschwundenen Wanderführers, des Bodyguards und der drei Models, die mit ihm nach Peru geflogen waren. Schön, auf den Führer kam es wahrscheinlich nicht weiter an, und der Tod des Bodyguards war Teil seines Berufsrisikos, aber nicht mal Henderson konnte drei halb prominente Models einfach verschwinden lassen. Zum Glück hatte er keine Vorgeschichte mit Drogen oder Gewalt, und man konnte auch nicht sagen, dass Leichen seinen Weg pflasterten. Wenn die Fragen also kämen, würde er sie an seine Anwälte weiterleiten und einfach die Wahrheit sagen: Irgendwelche Tiere hatten sie angegriffen, und er - krank, verletzt und desorientiert - hatte panisch die Flucht ergriffen. Seine größte Sorge in diesem Moment war hingegen die Frage, ob die Spinnen, von denen es hier in seinem Jet überall wimmelte, real oder Teil eines Albtraums waren.

Er hörte ein gleichmäßiges Dröhnen und sah, dass die Spinnen wie schwarzes Moos an den Wänden und der Decke des Jets hingen. Er fühlte, wie sie auf ihm herumkrabbelten. Seine Haut juckte, und er zuckte und schlug nach ihnen. Jäh schrak er hoch und

blinzelte heftig. Er hatte geträumt. Ein Albtraum. Ein dunkler Fleck schwebte durch sein Gesichtsfeld, und er rieb sich die Augen, um klar zu sehen. Da war nichts. Er sah eine der Flugbegleiterinnen, eine Brünette namens Wilma oder Wanda oder so ähnlich. Sie starrte ihn an, und er versuchte, sich gerade hinzusetzen. Er wusste, dass er erbärmlich aussah. Die bloße Bewegung ließ ihn schmerzlich zusammenzucken. Sein Kopf, sein Bauch, der Knöchel, das Fieber. Er fühlte sich miserabel. *Scheiß drauf*, dachte er und ließ sich im Sessel zusammensacken, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, sie anzulächeln.

Sie kam durch den Gang zu ihm und berührte seinen Arm. »Wir landen in ungefähr zehn Minuten, Mr. Henderson. Kann ich Ihnen vorher noch etwas bringen?«

Ihm war, als bewege sich da etwas am Rande seines Gesichtsfelds, noch ein schwarzer Fleck, aber als er zusammenzuckte und sich umdrehte, war da nichts. Nur sein Spiegelbild im Fenster. Noch einmal rieb er sich die Augen. Anscheinend verscheuchte das die schwebenden Flecke, die ihn quälten.

»Ein Tonic Water wäre gut«, brachte er hervor. »Und sehen Sie mal, ob sie die Temperatur herunterregeln können. Es ist heiß hier drin.« Sie wollte sich abwenden, aber er rief sie zurück. »Und verbinden Sie mich mit meiner Assistentin. Ich fühle mich beschissen. Sagen Sie ihr, wir fahren sofort zu meinem Arzt.«

Sie nickte und verschwand in der Pantry. Henderson schloss für einen Moment die Augen und riss sie dann wieder auf. Auf dem Tisch vor ihm stand

das Tonic Water in einem schweren Tumbler aus geschliffenem Kristall. Offenbar war er für ein paar Sekunden eingenickt. Er schüttelte den Kopf. Noch einmal wollte er nicht einschlafen. So mies er sich fühlte, Schlafen bedeutete Träumen, und Träumen bedeutete im Moment, dass diese gottverdammten Spinnen ihn plagten. Er hatte schon vor der Reise nach Peru Angst vor Spinnen gehabt, schon bevor er mitangesehen hatte, wie sich das Gesicht seines Leibwächters auflöste. Hier in seinem Jet wusste er wenigstens, dass die einzigen Spinnen die in seinem Kopf waren. Der ihn übrigens umbrachte. Kopfschmerzen! Da war ein Druck, der aus der Mitte seiner Stirn zu kommen schien. Er würde sich Aspirin bringen lassen, wenn Wilma oder Wanda, oder wie sie sonst heißen mochte, zurückkäme.

Er fühlte, wie der Jet weiter sank, und durch das Fenster sah er die ersten Randbezirke von Minneapolis. Normalerweise kam er gern hierher zurück und schaute hinaus auf die Stadt, in der er geboren und aufgewachsen war und wo er eins der größten Technologieunternehmen der Welt gegründet hatte. Aber als er heute aus dem Fenster schauen wollte, verzerrte er im grellen Licht das Gesicht. Jeder Herzschlag dröhnte wie ein Vorschlaghammer gegen seine Schläfe. Und schlimmer noch: Irgendetwas kribbelte in seinem Schädel, als müsse er gleich niesen, und bei diesen Kopfschmerzen würde es auf der Welt nichts Schlimmeres geben als ein Niesen. Sein Schädel würde explodieren. Der Schmerz in seinem Kopf war plötzlich so stark, dass schwarze Punkte vor seinen Augen tanzten.

Er nieste und sah, wie feine Blutstropfen an die Wand sprühten. Schleim tropfte ihm aus der Nase. Es fühlte sich an, als ob darin etwas herumzappelte, und als er den Schnodder wegwischen wollte, erkannte er, dass da tatsächlich etwas Zappelndes aus seiner Nase kam. Er spürte ein hartes, haariges Bein und zog daran. Heilige Scheiße, verdammt. Es war eine Spinne.

Er zog sich eine gottverdammte Spinne aus der Nase.

Er hielt das Spinnenbein zwischen Daumen und Zeigefinger. Das Biest schwang hin und her und klickte ihn an. Ja, es machte tatsächlich klickende Geräusche mit dem Maul oder den Mundwerkzeugen, oder wie zum Teufel man es sonst bezeichnete, und dann drehte die Spinne sich zu seiner Hand herum und biss in den Daumenballen. Es war ein stechender Schmerz, schlimmer als ein Zwicken, aber seltsam eisig. Henderson fluchte und schleuderte das Tier von sich.

Und dann verschwand der Schmerz, der in seinem Kopf noch übrig war, es verschwand der Schmerz vom Biss der Spinne, ja, sogar der Horror davor verschwand, dass soeben eine verschissene Spinne aus seiner Nase gekommen war, weil ein plötzliches Brennen in seinem Bein begann, welches in seiner Intensität alles überdeckte. Am schlimmsten war es in der Umgebung der Wunde an seinem Knöchel, die er sich im Dschungel zugezogen hatte - als halte jemand eine brennende Kerze an seine Haut. Von da aus strahlte es um seine Wade herum und nach oben. Er starrte hinunter, und einen Moment lang nahm er an, er habe schon wieder einen Albtraum, denn er

sah tatsächlich, wie seine Haut sich dort kräuselte und wellte.

Wie in Trance hörte er sich selbst grunzen und dann schreien, und obwohl er wusste, dass es wegen des Schmerzes in seinem Bein war, fühlte es sich wie ein Traum und gleichzeitig völlig anders an: Er war außerhalb seiner selbst und sah zu. Ein Teil seiner selbst wand sich in seinem Ledersessel, stemmte sich gegen den Sicherheitsgurt und umklammerte seine Wade, schreiend und weinend zugleich, und ein anderer Teil schien gelassen zuzuschauen, als die Flugbegleiterin durch den Gang gelaufen kam, dicht gefolgt vom Copiloten, der aus dem Cockpit stürzte. Henderson war nicht sicher, welcher Teil es war, der sah, wie die Haut an seinem Knöchel aufplatzte wie ein Reißverschluss aus schwarzem Blut. Heraus quollen Spinnen auf den Boden. Sie schwärmteten über Wilma oder Wanda hinweg und über den Copiloten, obwohl sie alle drei schrien und um sich schlugen und sich gegen die schmerzhaften Bisse wehrten.

Von diesem Moment an versuchte er gar nicht mehr, herauszufinden, welcher Teil seiner selbst beobachtete, wie ein schmales schwarzes Rinnsal auf die offene Cockpittür zufloss. Er sah gar nichts mehr, aber er spürte noch, wie das Flugzeug sich steil nach vorn neigte.

## Minneapolis, Minnesota

Mike zeigte der Uniform an der Tür zu Leshauns Zimmer seine Dienstmarke. »Agent Rich. Was dagegen, wenn meine Tochter sich für zwei Minuten hier hinsetzt, während ich meinem Partner Hallosage?«

Die Uniform - ein junger Asiate, der aussah, als komme er frisch von der Akademie und langweile sich zu Tode, weil er den ganzen Tag vor einem Krankenhauszimmer sitzen musste - musterte Mikes Anzug und seine Marke.

»Wieso ist sie nicht in der Schule?«

»Sie hatte gestern Abend Fieber. Es geht ihr prima, aber nach den Schulvorschriften muss sie vierundzwanzig Stunden fieberfrei sein. Ich hab heute keinen Dienst, und deshalb sind wir zusammen unterwegs. Sie wissen, wie das ist.« Der Cop zog die Brauen hoch. »Nein, wahrscheinlich wissen Sie nicht, wie es ist. Aber es ist so, wenn man Kinder hat.«

Der Cop nickte und deutete auf den Stuhl neben ihm. Annie blickte nicht einmal auf von dem Spiel, das sie auf Mikes Handy spielte. Sie ließ sich auf den Stuhl fallen und ließ ihre kleine Ente weiter Körnchen fressen, oder was die Ente sonst tun sollte.

Der Cop linsten ihr über die Schulter und zog die Stirn kraus. »Hey, wie bist du über Level acht hinausgekommen?«

Mike betrat Leshauns Zimmer und schloss die Tür

hinter sich. Er konnte Annie durch die Glastür sehen. Annie ins Krankenhaus mitzunehmen war nicht ideal, das war ihm klar, aber er wusste auch, wenn sein Partner fit genug wäre, würde er sich freuen, Annie zu sehen. Die Frage war, *ob* Leshaun fit genug war. Zwei Kugeln. Eine in die Weste, die andere durch den Arm.

Mike wartete eine Zeitlang und sah Leshaun beim Schlafen zu. Dann entschied er sich dagegen, den lädierten Kollegen zu wecken. Die Ärzte hatten gesagt, Leshaun werde morgen aus dem Krankenhaus entlassen und in ein oder zwei Wochen wieder diensttauglich sein. Er hatte ein Scheißglück gehabt. Die erste Kugel war glatt durch den Bizeps gefahren. Das war zwar eine blutige Sauerei gewesen, aber Gott sei Dank war nichts Lebenswichtiges beschädigt worden. Um über die zweite Kugel hinwegzukommen, würde Leshaun wahrscheinlich länger brauchen. Da, wo die Weste das Geschoß aufgefangen hatte, waren zwei Rippen gebrochen, und die würden ihm eine Weile zusetzen. Mike legte die Zeitschriften, die er mitgebracht hatte, auf den Nachttisch und zog eine Visitenkarte aus der Anzugtasche, um ein paar Worte zu schreiben. Als er mit dem Kuli klickte, ertönte draußen vor dem Krankenhaus ein lautes Geräusch, ein machtvolles *Rumms*, und der Boden bebte leicht. Mike schaute aus dem Fenster, aber er sah nichts. Also kritzelloste er seine kurze Nachricht auf die Rückseite der Karte: Leshaun solle ihn anrufen, und er werde später noch mal vorbeischauen.

Draußen schaute Annie dem Cop beim Entenspiel auf dem Telefon zu und gab ihm Tipps, wie er

möglichst viele Körnchen fressen konnte.

»Haben Sie das Geräusch gehört, Officer?« Der Cop blickte auf und gab Annie betreten das Telefon zurück.

»Nein, Sir. Ich sitze seit längerer Zeit im achten Level fest, und Ihre Tochter hat mir gezeigt, wie man weiterkommt.«

»Sie ist clever, die Kleine«, sagte Mike. »Danke, dass Sie auf sie achtgegeben haben.« Er streckte Annie die Hand entgegen. »Komm, Prinzesschen. Onkel Leshawn schläft noch. Ich komme später noch mal her, wenn ich dich bei deiner Mom abgeliefert hab. Was hältst du von einem Eis? Vielleicht macht es die Hitze ein bisschen erträglicher.« Er schüttelte den Kopf. »Verrücktes Wetter für April, nicht wahr?«

Er war dabei, den Wagen rückwärts aus der Lücke in der Parkgarage zu fahren, als sein Telefon klingelte. Annie kannte die Übung und reichte es nach vorn, ohne zu meckern. Mike erkannte die Nummer nicht, aber es war eine Vorwahl aus der Region D.C. Also nahm er den Anruf an.

»Ist da Special Agent Rich?«

»Ja, aber ich habe heute dienstfrei.«

»Jetzt nicht mehr. Hier ist der Direktor.«

»Was für ein Direktor?«

»Der Direktor.«

Mike musste sich beherrschen, um nicht mit einem kräftigen *Bullshit* herauszuplatzen: Nicht, dass Annie solche Wörter noch nie von ihm gehört hätte, aber wenn der Anrufer wirklich der Direktor des Dienstes war, war es vermutlich nicht zu seinem Vorteil, wenn er wie ein Trottel redete.

»Ein Flugzeug ist abgestürzt«, sagte der Direktor.

»Vor vielleicht fünf Minuten. Sie sind der nächste Agent bei der Absturzstelle, und wir brauchen Sie dort.«

Mike klemmte das Telefon zwischen Schulter und Ohr und legte den Vorwärtsgang ein. »Ich hab das Geräusch gehört. Wusste aber nicht, was es war.«

»Na, jetzt wissen Sie es. Sie kennen Bill Henderson?«

»Von Henderson Tech?«, fragte Mike. Sein Telefon war von HT, und der Computer in seinem Büro war ebenfalls von HT. Aber selbst wenn Mike nicht gewusst hätte, was für ein Telefon und was für einen Computer er hatte - es gab wahrscheinlich im ganzen Land keinen einzigen Menschen, der nicht wusste, wer Bill Henderson war, und schon gar nicht in Minneapolis, wo seine Erfolgsstory unübertroffen war. Henderson beschäftigte mehr als vierzigtausend Leute an neun Standorten am Westrand der Stadt. Und das war nur Minneapolis. »Ja, ich kenne Bill Henderson. Ich meine, ich kenne ihn natürlich nicht persönlich, aber ich weiß, wer er ist. Warum?«, fragte Mike und sagte dann sofort: »Oh.«

»Zur Zeit haben wir keinen Grund zu der Annahme, es könnte sich um etwas anderes als einen Unfall gehandelt haben. Sie erhalten mehr Details am Unfallort. Aber wenn ein Milliardär vom Himmel fällt, speziell ein Milliardär, der im letzten Wahlkampf der Präsidentin als größter Einzelspender aufgetreten ist, muss man alles in Betracht ziehen. Wenn irgendetwas - *irgendetwas* - nach Terrorismus aussieht oder darauf hindeutet, dass es sich um etwas anderes als einen gewöhnlichen Flugzeugabsturz handelt, erwarte ich auf der Stelle

einen Anruf. Und wenn ich aus dem Fernsehen erfahre, dass es etwas Verdächtiges gab und Sie mir nichts davon erzählt haben, sehe ich schwarz für Ihre Karriere. Sie können es den örtlichen Behörden überlassen, die Absturzstelle abzusperren, aber wir haben innerhalb einer Stunde ein Team startklar, das am Nachmittag dort sein wird. Damit das ganz klar ist: Alles läuft über mich. Sie melden sich bei dieser Nummer, unter der ich sie hier anrufe, und Sie halten mich ständig auf dem Laufenden, Agent Rich. Verstanden?«

»Äh, jawohl, Sir.«

»Gut. Jetzt kommt mein Assistent. Von ihm erfahren Sie die Details.«

Von dem Assistenten erfuhr Mike die Lage der Absturzstelle. Er beendete das Gespräch und drehte sich zu Annie um.

»Tut mir leid, Prinzesschen, aber es geht um etwas Wichtiges. Wir müssen das Eis verschieben, okay?«

Annie runzelte finster die Stirn, aber er sah, dass sie nur so tat, und sie machte kein Theater, als er sagte, er müsse Fanny anrufen. Das Telefon schaltete klickend auf die Voicemail.

»Fanny«, sagte er, »ich bin's. Mir ist was dazwischengekommen. Du musst Annie abholen. Ich würde das nicht tun, wenn es nicht um etwas Wichtiges ginge, aber glaub mir, ich muss den Einsatz übernehmen.« Er nannte die Adresse und bat Fanny, ihn so bald wie möglich zurückzurufen. Dabei widerstand er dem Drang, ihr zu sagen, sie solle einfach der Rauchwolke folgen. Die graue Fahne hing dick in der Luft. Er wusste, dass die Adresse, die er bekommen hatte, mehr als zehn Straßen weit

entfernt war, aber die Rauchwolke schien näher zu rücken. Unterwegs wählte er Dawsons Nummer, aber Annies Stiefvater war anscheinend auch nicht in der Nähe seines Telefons. Mike musste sich anstrengen, den Gedanken zu unterdrücken, seine Exfrau und ihr neuer Mann kämen deshalb beide nicht ans Telefon, weil sie nackt miteinander im Bett lagen.

»Okay, Prinzesschen«, sagte er über die Schulter. »Mommy meldet sich nicht. Also musst du es noch eine Zeitlang bei mir aushalten. Leider muss ich jetzt arbeiten.«

Er schaltete die Blinklichter ein, hielt sich aber eingedenk seiner Tochter auf dem Rücksitz an das Tempolimit. Auf der Straße war nicht viel Verkehr, aber schon jetzt sah er vor sich das Blitzen der Rettungsfahrzeuge.

»Daddy?«

»Ja, Prinzesschen?«, sagte er abgelenkt. Er musste sich überlegen, was er mit ihr anfangen sollte, wenn sie an der Absturzstelle wären. Annie lebte nicht abgeschirmt. Sie wusste, dass er beim Dienst arbeitete, wusste, dass er eine Waffe trug, wusste, dass es gelegentlich Typen wie Two-Two gab, die auf ihn schießen konnten, wusste, warum Leshawn im Krankenhaus lag. Aber deshalb war es noch lange keine gute Idee, mit ihr um den rauchenden Krater herumzuspazieren, den das Flugzeug im Boden hinterlassen hatte. Oder, verdammt, dachte er – wahrscheinlich war es noch schlimmer. Vielleicht hatte das Flugzeug ein Wohnhaus oder ein Bürogebäude oder so was getroffen.

»Daddy«, sagte Annie, und ihre Stimme klang zögernd. »Ich glaube, ich bin langsam zu alt dafür,

dass du mich dauernd ›Prinzesschen‹ nennst.«

»Oh.« Mike bremste vor einer roten Ampel, spähte nach links und nach rechts und rollte dann über die Kreuzung. Das Sirenengeheul kam näher, und er fragte sich, wie groß dieser Riesenschlamassel sein würde. Krankenwagen, Feuerwehr, Polizei, Stadtwerke, Versorgungsunternehmen und wahrscheinlich alles, was County und Staat aufzubieten hatten. Wahrscheinlich auch FBI und andere Bundesbehörden. »Okay, Prin... Annie. Annie.«

Er warf einen Blick in den Rückspiegel, aber Annie schaute aus dem Fenster und sah zu, wie draußen die Häuser vorbeizogen. Sie musste über ihre Bemerkung eine Weile nachgedacht haben, und okay, auch wenn der Ausdruck überstrapaziert war, es brach ihm das Herz. Herrgott, sie war doch erst neun. Nicht mal in einem zweistelligen Alter. Aber natürlich war es in Wirklichkeit nicht das, was ihn störte. Er nannte sie »Prinzesschen«, weil sie seine schöne Annie war und immer sein würde. Aber er wurde den Gedanken an das Gespräch vom Tag zuvor nicht los, in dem Fanny darauf bestanden hatte, sie und Annie müssten denselben Nachnamen tragen.

Mike hatte Fanny damals nicht darum gebeten, ihren Nachnamen in Rich zu ändern, als sie heirateten, aber sie hatte es trotzdem getan, und er hatte keinen Einspruch erhoben, als sie den Namen Dawson angenommen hatte, als sie wieder geheiratet hatte. Er hatte Verständnis dafür, dass man, wenn man einen Mann heiratete, der mit Vornamen Rich hieß, nicht auch mit Nachnamen Rich heißen wollte, vor allem aber nicht, wenn der Name aus einer

ersten Ehe stammte. Aber es wurmte ihn, dass es für Fanny keine große Sache war, Annies Nachnamen zu ändern. Fanny war nie eine Frau von der Sorte gewesen, die ihr Kind als Schachfigur benutzt, und er war sicher, dass sie es nicht so meinte, sondern genau so, wie sie es sagte - nämlich, weil sie es verrückt fand, ein Kind mit einem anderen Nachnamen zu haben -, aber er kapierte nicht, warum es ausgerechnet jetzt, ein paar Monate, nachdem Fanny Rich zu Fanny Dawson geworden war, plötzlich so wichtig sein sollte. Warum jetzt? Was hatte sich in der neuen Ehe seiner Exfrau geändert?

Oh.

Jetzt begriff er.

»Hey, Prin... Annie?« Er würde sich daran gewöhnen müssen. »Wie geht's Mommy eigentlich? Alles okay zu Hause?«

»Gut«, sagte Annie.

Ein Feuerwehrwagen donnerte vor ihnen über die Kreuzung, und Mike bremste ab, um in beide Richtungen zu schauen, bevor er abbog. Sie waren jetzt so nah, dass er Leute am Straßenrand stehen sah, die nach vorn zeigten. Noch einen Block, vielleicht zwei.

»War sie irgendwie krank oder so was?«

»Sie schläft viel«, sagte Annie. »Sie geht früher ins Bett als ich. Rich liest mir jetzt vor, wenn ich schlafen gehe.«

Mike hielt an und schloss die Augen. Gleich würde er kotzen, und das war komisch, denn im Grunde hatte er Annie gefragt, ob seine Exfrau an Morgenübelkeit litt. Als sie mit Annie schwanger

gewesen war, hatte sie damit keine Probleme gehabt, aber sie war in den ersten drei Monaten die ganze Zeit müde gewesen.

Eine Sirene plärrte hinter ihm los, und er klappte die Augen auf, fuhr auf die Kreuzung und bog um die Ecke. Er wollte Annie noch eine Frage stellen, aber dann sah er das Gebäude.

Es war eine Schule. »Oh, *fuck*«, sagte er.

»Daddy! Du schuldest mir einen Dollar!«

»Sorry, Annie. Später, okay?«

Die Straße war verstopft von Rettungsfahrzeugen, Polizeiwagen und Feuerwehrtrucks, und im Rückspiegel sah er etwas, das aussah wie ein Einsatzwagen der SWAT-Spezialeinheit. Das Gebäude war alt und hatte eine Klinkerfassade, und auf dem Schild am Eingang stand BILL HENDERSON GRUNDSCHULE. Mike hätte fast gelacht. Hendersons Flugzeug war offensichtlich auf das Gelände einer Grundschule gestürzt, die seinen Namen trug. Aber der Anblick von zwei- bis dreihundert Kindern, die da auf dem Rasen vor dem Gebäude herumwimmelten, verhinderte, dass er es komisch fand.

»*Fuck!*«

»Daddy!«

»Ja. Sorry. Ist bloß. Okay.« Noch einmal versuchte er, Fanny anzurufen, aber er landete wieder bei der Voicemail. Er steuerte an den Straßenrand, schräg neben einen Streifenwagen, und blieb dann einen Moment lang sitzen, um zu überlegen, wie es weitergehen sollte.

»Daddy?«

Er seufzte. Im Grunde hatte er keine Wahl. Er

hatte den Direktor bisher nur im Fernsehen gesehen, wenn er bei Kongressanhörungen dabei war. Wenn Mike hier Mist baute, würde er aus Minnesota wegversetzt werden und am Arsch der Welt auf dem schlimmsten Posten in ganz Amerika arbeiten müssen, wo immer das sein mochte. Er drehte sich zu Annie um und sah, dass sie ihn anstarrte und auf eine Antwort wartete. »Es ist wegen meinem Boss«, sagte er, aber er glaubte nicht, dass er es ihr würde erklären können. Es war egal. Er konnte Annie nicht im Wagen lassen, aber wenn er jetzt nicht ausstieg – und somit einen direkten Befehl des Direktors ignorierte –, würde er bald sowieso nicht mehr in Annies Nähe wohnen. »Okay, okay, okay«, sagte er. »Wie würde es dir gefallen, mir heute mal zu helfen, Schatz?«

Annie zuckte die Achseln, aber sie stieg aus, als er es tat. Sie trottete hinter ihm her, als er an den Zuschauern und den anrollenden Kamerateams vorbeiging, und blieb bei ihm, als er seine Dienstmarke hochhielt und unter dem gelben Flatterband hindurchschlüpfte, das schon aufgespannt worden war. Er bog um die Ecke des Gebäudes und blieb plötzlich erleichtert stehen. »Fuck. Gott. Sei. Dank.«

»Das macht jetzt drei Dollar, Daddy.«

Er warf Annie einen Blick zu und schaute dann wieder hinaus auf das Feld hinter dem Schulgebäude. Das Gebäude war unversehrt, aber auf dem Fußballplatz zog sich eine tiefe Furche durch die Erde. Sie begann bei dem einen Tor und reichte fast bis zum anderen, wo die dicke Rauchsäule spiralförmig aus einem verknäulten Haufen Metall

aufstieg. Ein Trupp Feuerwehrleute richtete einen Wasserstrahl auf einen kleinen Abschnitt, der noch brannte und von dem anscheinend der größte Teil des Rauchs kam. Zwei andere Löschfahrzeuge schienen ihre Gerätschaften schon wieder einzuladen, und soweit Mike es erkennen konnte, standen die Rettungssanitäter nur herum. Wenn Kinder auf dem Spielfeld gewesen wären, als das Flugzeug aufschlug, hätte die Lage jetzt wesentlich dramatischer ausgesehen.

Eine uniformierte Polizistin ging an ihnen vorbei. Mike hielt sie auf. »Keine Kinder?«

»Nein«, sagte die Frau. »Ich nehme an, die waren gerade zum Mittagessen hineingegangen. Eine der Lehrerinnen hat gesagt, sie wären drei Minuten vorher noch draußen gewesen. Die Leute im Flugzeug hatten weniger Glück. Gibt nicht viel zu tun. Man kann nur das Feuer löschen und sauber machen.« Sie schaute zu Annie hinunter und lächelte kurz. »Was ist mit der Kleinen?«

»Sie hatte gestern Abend Fieber und durfte deshalb noch nicht in die Schule. Ich hatte eigentlich frei, und heute ist mein Daddy-Tag«, sagte Mike. »Aber Sie wissen ja, wie das ist. Manchmal hat man keine Wahl, was die Arbeit angeht. Ich hab versucht, meine Exfrau anzurufen, aber ... Könnten Sie ...« Er starrte die Polizistin an.

Sie begriff, was er meinte. »Nein. Sorry, Mann. Ich bin im Dienst, und ich kann hier nicht den Babysitter spielen, schon gar nicht für einen Zivilisten.«

Mike zuckte die Achseln. »Man kann's ja mal versuchen.«

»Genau genommen ist das ein sexistischer

Scheißdreck.« Sie sah Annie an. »Entschuldige, Schätzchen.«

Annie zuckte die Achseln. »Daddy sagt oft solche Wörter.«

»So oft nun auch wieder nicht, Prin... äh Annie.«

»Du hast das F-Wort schon dreimal benutzt.«

»Ja«, sagte Mike. »Entschuldige.« Er sah die Polizistin an. »Und Sie haben recht. Einen Mann hätte ich wahrscheinlich nicht gefragt. Echt bescheuert von mir.«

»Es gefällt mir nicht, aber ich kann's verstehen«, sagte die Polizistin. »Viel Glück bei all dem hier. Und vielleicht sollten Sie mit ihr nicht allzu nah an die Unfallstelle herangehen. Es ist, äh – vielleicht nicht altersgerecht.«

»Grausig?«

»Das halbe Flugzeug hat sich aufgelöst, und was übrig ist, hat das Feuer erledigt.« Sie wollte weitergehen, aber dann blieb sie stehen und berührte Mikes Arm. »Versuchen Sie es bei einem der Rettungswagen. Suchen Sie dort eine kleine dicke blonde Frau. Sagen Sie ihr, Melissa lässt fragen, ob sie Ihnen helfen könnte. Zumindest bis Ihre Exfrau aufkreuzt.«

Mike nickte. Er nahm Annie bei der Hand und ging geradewegs zu den Rettungswagen hinüber. Dort stellte sich heraus, dass die kleine dicke blonde Frau die einzige Frau unter den Sanitätern war. Mike sagte sein Sprüchlein auf: Annie habe nicht in die Schule gehen dürfen, weil sie gestern Fieber gehabt habe, und jetzt sei er unerwartet zum Dienst befohlen worden und so weiter. Aber er hätte sich die Mühe sparen können. Als er den Namen der

Polizistin erwähnte, fing die Sanitäterin an zu strahlen und winkte Annie zu sich in den Wagen. »Ich hab eine Tochter in ihrem Alter«, sagte sie. »Wir vertreiben uns schon die Zeit. Was dagegen, wenn ich ihr Süßigkeiten gebe?«

Mike hätte nicht mal Einwände gegen einen Sack voll Bonbons erhoben, wenn er dadurch seine Tochter nicht mit zum Wrack nehmen brauchte. Er schickte Fanny eine SMS und schrieb ihr, Annie sei bei den Rettungssanitätern. Er fügte auch die Adresse noch einmal hinzu, für den Fall, dass sie ihn auf der Voicemail nicht verstanden hatte. Als er sich von dem Rettungswagen entfernte, hatte Annie schon ein Kaugummi im Mund, spielte ein Videospiel auf dem Telefon der Frau und flächte sich auf der Transportliege, als wäre es eine Couch.

In der Umgebung des Flugzeugwracks war das Gras nass von den Schläuchen der Feuerwehr, und der Boden unter seinen Schuhsohlen war glitschig. Er wünschte, er hätte ein Paar gute Stiefel an. Als er an einem Stück Blech von der Größe einer Motorhaube vorbeirat - Teil einer Tragfläche? -, hob ein großer Mann mit olivenfarbigem Teint und Anzug die Hand.

»Sorry, mein Freund.«

Mike zeigte ihm seine Dienstmarke. »Agent Rich. Ich muss mich nur ein bisschen umsehen.«

»Moreland«, sagte der Mann. »Und ich bedaure, aber Sie werden sich hier überhaupt nicht umsehen. Police Department. Wir haben alles im Griff.«

Mike spürte das Gewicht des Telefons in seiner Tasche und widerstand, dem Drang, es herauszuholen. Der Direktor hatte gesagt, er werde

jede benötigte Unterstützung bekommen, aber er war ziemlich sicher, dass es besser aussehen würde, wenn er ein bisschen Eigeninitiative zeigte. »Hören Sie, Moreland, ich will hier nicht das Arschloch spielen. Ich weiß, wie es ist, wenn die Bundesbehörden eingreifen, und ich möchte gern nett sein. Ich hatte heute eigentlich meinen freien Tag. Ich habe meine Tochter bei mir« - er zeigte hinüber zu Annie, die inzwischen auf dem Kotflügel eines Rettungswagens saß und einer Gruppe von Sanitätern offenbar irgendeine Geschichte erzählte -, »und eben war ich im Krankenhaus und habe meinen Partner besucht, der gestern angeschossen wurde. Sie haben von der Schießerei im Nordostviertel gehört?«

»Ja. Sie waren involviert?«

»Ja, das waren wir. Und nachdem ich zwei Aryan-Nation-Motherfucker erschossen und zugesehen habe, wie mein Partner trotz kugelsicherer Weste mit einer Schussverletzung und zwei gebrochenen Rippen ins Krankenhaus gebracht wurde, und angesichts dessen, dass ich heute eigentlich meinen freien Tag habe, damit ich mit meiner Tochter zusammen sein kann, mit derselben Tochter, deren Fußballtraining ich gestern Abend wegen der erwähnten Schießerei verpasst habe - tja, da bin ich selbst nicht allzu begeistert davon, hier sein zu müssen. Das Dumme ist bloß, ich habe einen Anruf bekommen, bei dem mir befohlen wurde, herzukommen. Einen Anruf von jemandem, der so hoch oben sitzt, dass ich eine Scheißangst bekommen habe. Wenn es nötig wäre, könnte ich ihn zurückrufen, und dann würde es dunkle Anzüge

regnen, von jetzt bis Weihnachten. Ich könnte Ihren Arsch wegen Verstoßes gegen Bundesgesetze anschwärzen, aber das möchte ich nicht. Und warum nicht?«

Moreland wusste anscheinend nicht, ob er über Mikes Tirade lächeln oder die Stirn runzeln sollte, aber er spielte mit. »Weil Sie hier nicht das Arschloch spielen wollen.«

»Ganz recht. Ich will hier nicht das Arschloch spielen. Ich will nichts weiter, als mich hier ein bisschen umsehen, und wenn ich das kann, und wenn ich die Person, die mich angerufen und mir mitgeteilt hat, dass ich heute arbeiten muss, obwohl mein Partner angeschossen wurde, obwohl ich gestern zwei Nazi-Vollpfosten abgeknallt habe wie ein richtiger Held, und obwohl ich die gottverdammten Rettungssanitäter bitten musste, auf meine Tochter aufzupassen - wenn ich derselben Person versichern könnte, dass es hier nicht den geringsten Anlass zur Sorge gibt, dann wäre das toll. Ich würde es total gern vermeiden, es hier dunkle Anzüge regnen zu lassen wie bei einem Frühlingsschauer, und Sie würden es sicher total gern vermeiden, dass Ihr Arsch Teil einer Ermittlung durch die Bundesregierung wird.«

Moreland sagte ein paar Sekunden lang gar nichts, aber Mike sah, dass der Blick des Mannes zu Annie und den Krankenwagen hinüberhuschte. Schließlich entspannte Moreland sich und trat ein kleines Stück zur Seite. »Haben Sie diese Rede geprobt?«

Mike grinste. »Ein bisschen. War aber das erste Mal, dass ich sie halten musste. Ziemlich gut, hm?«

Moreland zuckte die Achseln, zog ein Paar

Nitrilhandschuhe aus der Tasche und reichte sie Mike. »Dass es ›dunkle Anzüge regnet, von jetzt bis Weihnachten‹, das war nicht übel, aber bei dem Teil mit meinem Arsch und den Verstößen bin ich mir nicht so sicher.«

»Das war improvisiert. Ich werde noch dran arbeiten.« Mike nahm die Handschuhe und fummelte die Hände hinein. »In ein, zwei Stunden haben wir ein komplettes Team hier draußen, aber gibt's bis dahin irgendetwas, das ich wissen muss?«

»Das kleine Stück da drüben, wo sie immer noch löschen, das sind wahrscheinlich die Triebwerke. Trümmer der Maschine sind über das ganze Spielfeld verstreut. Wenn Kinder da draußen gewesen wären, hätte es ein Blutbad gegeben. Aber was Sie sehen wollen, liegt hauptsächlich hier. Zwei Leichen, stark verkohlt, aber mehr ist nicht zu sehen, solange die Spurensicherung nicht fertig ist. Vom Tower hab ich noch nichts gehört, aber soweit ich weiß, ist das Flugzeug in einem Stück heruntergekommen und erst beim Aufschlag zerrissen. Nichts lässt vermuten, dass es mehr war als ein Unfall. Nach einer Bombe sieht es jedenfalls nicht aus. Aber ich bin auf diesem Gebiet auch kein Spezialist. Innerhalb der nächsten Stunde sollten die Leute von der Bundesluftfahrtbehörde hier sein.«

»Sonst noch was?«

»Yeah«, sagte Moreland. »Gehen Sie da hin, und Sie wollen nie wieder was Gegrilltes essen.«

Vorsichtig bewegte Mike sich durch den Rumpf des Jets. Das Flugzeug lag nicht waagerecht, aber es kam ihm fast so vor. Wasser aus den Schläuchen der Feuerwehr tropfte von der Decke und sammelte sich

auf dem Teppich. Mikes Fuß rutschte auf etwas aus, und als er die Hand ausstreckte, um sich irgendwo festzuhalten, spürte er einen scharfen Schmerz, als ein Stück Metall in seine Haut schnitt.

»Fuck.« Er ballte die Faust und öffnete sie dann wieder, um sich den Schnitt anzusehen.

Der Aufprall hatte den Jet aufgerissen, als habe eine riesige Katze ihre Krallen in den metallenen Leib des Flugzeugs geschlagen, und die Metallränder waren so scharfkantig, dass er sich daran einen Hautlappen aufgeschnitten hatte. Der Nitrilhandschuh war zerfetzt. Er zog ihn ab und steckte ihn in die Tasche. Er merkte, dass er das Wrack, auch wenn alles nach einem Unfall aussah, bereits wie einen Tatort behandelte. Der Anruf des Direktors hatte Eindruck gemacht.

Er spürte, wie das Blut von seiner Handfläche über seinen Arm herunterlief. Er zog sich die Krawatte vom Hals und wickelte sie um seine Hand, um nicht überall Blut zu hinterlassen. Dann wühlte er eine Mini-Lampe hervor. Da, wo der Rumpf aufgerissen war, fiel ein wenig natürliches Licht herein, aber als er auf die erste Leiche stieß, war er froh, dass er die Taschenlampe hatte.

Es war eine Frau. Oder es war eine Frau *gewesen*. Von ihrem Rock war noch so viel Stoff übrig, dass Mike es deutlich erkennen konnte, aber der Rest des Leichnams war komplett verunstaltet. Die Beine waren gebrochen und das eine in einem Winkel verdreht, bei dessen Anblick er wahrscheinlich gewürgt hätte, wenn er ein Neuling gewesen wäre. Aber all das war nicht so verstörend wie die Brandverletzungen. Sie war verkohlt und beschädigt,

wie er es nicht erwartet hatte. Auf dem Kopf waren ein paar Haarbüschele übrig, kurz abgebrannt, aber die Farbe war noch erkennbar. Gesicht und Oberkörper jedoch waren nur noch Fetzen. Die Haut war teils zu schwarzen Schuppen, teils zu rosarotem Schleim geworden, stellenweise riefig und überraschend roh. Offensichtlich war sie durch die Kabine geschleudert worden, und Mike nahm an, bei der Autopsie würde man feststellen, dass Metallsplitter ihren Körper zerrissen hatten. Wie auch immer, Henderson war sie nicht, und der Rock und die paar weißen Stofffetzen, die zu einer Bluse gehörten, sahen nach einer Uniform aus. Eine der Stewardessen. Nein, Flugbegleiterinnen, dachte er. Flugbegleiterinnen.

Er leuchtete mit seiner Taschenlampe dahin, wo der vordere Teil des Flugzeugs sein sollte, aber da war kaum mehr zu sehen als ein klaffendes Loch. Alles, was vor der Pantry gelegen hatte, war weg. Scheußlich. Er überlegte, ob er aus dem Flugzeug verschwinden und sich die Schnittverletzung an der Hand mit ein paar Stichen nähen lassen sollte. Der Direktor hatte gesagt, ein Team des Dienstes werde kommen und die Sache übernehmen, aber so gern er auch einfach auf sie gewartet hätte - der Direktor hatte unmissverständlich erklärt, dies sei ein heißes Eisen. Warten war keine Option.

Mike versuchte, seine Finger zu krümmen und zu strecken. *Fuck.* Das tat beschissen weh. Er zog eine Grimasse und klemmte sich die Taschenlampe zwischen die Zähne, um die blutgetränkte Krawatte mit der anderen Hand abzuwickeln. Als er sie von der Wunde lösen wollte, klebte der Stoff fest und zog den

Hautlappen hoch. Die Blutung nahm sofort wieder zu. Tja, dachte er, das war dumm. Er wickelte den Schlipス wieder stramm um den Handballen, wo er ihn hätte lassen sollen. *Wenigstens war es die linke Hand*, dachte er. Wenn er hier fertig wäre, und wenn Fanny bis dahin immer noch nicht aufgetaucht war, würde er vielleicht noch einmal mit Annie ins Krankenhaus fahren müssen, um die Wunde nähen zu lassen. Scheiße. Er schuldete der Kleinen ein Eis *und* einen Besuch im Spielzeuggeschäft.

Wie durch Zufall klingelte genau in diesem Moment Mikes Handy, und auf dem Display sah er Fannys Nummer.

»Ich bitte dich, Mike«, sagte sie. »Im Ernst? Und du hast sie zum Spielen in einen Krankenwagen gesteckt?«

»Mir ist kaum was anderes übriggeblieben, Fanny. Es geht ihr gut. Tu mir nur diesen Gefallen, okay? Es ist wichtig. Komm her, so schnell du kannst.«

Als er auflegte, war ihm klar, dass er dafür würde bezahlen müssen, aber lieber führte er ein weiteres ungemütliches Gespräch mit seiner Exfrau, als dass ihm sein höchster Vorgesetzter mit seinem ganzen Gewicht auf die Füße träte. Selbst wenn es sich tatsächlich nur um einen Unfall handelte, musste er dafür sorgen, dass es so aussah, als habe er maximale Anstrengungen unternommen. Wenn er alles richtig machte, würde er dabei am Ende vielleicht sogar gut aussehen, aber wenn er Mist baute, würde der Direktor ihn lebendig begraben, das stand fest. Dass er dafür seine Annie-Zeit opfern musste, war nicht ideal, aber es war nicht zu umgehen. Eis essen, Spielzeuggeschäft *und*

Buchladen, entschied er.

Er konnte nicht genau sagen, ob die Verletzung an seiner Hand pochte oder brannte, aber sie tat weh. Er achtete darauf, nicht noch mehr scharfe Kanten zu berühren, als er zu der Öffnung zurückslurfte und in Richtung der Krankenwagen hinausschaute. Annie saß immer noch auf dem Kotflügel, und zufällig blickte sie auf und sah ihn. Er winkte ihr zu, und sie winkte zurück. *Gut, dass Fanny jetzt kam*, dachte Mike. Annie würde sich nicht darüber beschweren, dass ihre Mutter sie abholte. Sie war ein gutes Kind. Ein unproblematisches Kind. Sie verstand, dass sein Job Anforderungen stellte. Die Scheidung war hart gewesen, aber sie hatte ihm nie einen Grund gegeben, sich beschissen zu fühlen. Komisch, dachte er, wie schnell ein Kind sich an eine neue Situation anpassen konnte, wie es alles, was in seinem Leben passierte, für normal hielt. Er wünschte, er wäre genauso schnell wie Annie mit der Scheidung zurechtgekommen. Oder genauso schnell wie seine Exfrau. Er hatte zwei beiläufige Affären gehabt, aber nicht ernsthaft versucht, eine neue Beziehung zu finden. Fanny dagegen war schon wieder glücklich verheiratet. Und offenkundig schwanger.

Die blonde Sanitäterin sah ihn und rief über den Rasen hinweg, es sei alles in Ordnung. Mike schrie zurück, Annies Mom werde in ungefähr zehn Minuten da sein. Die Sanitäterin streckte einen Daumen hoch - er hoffte zumindest, dass es der Daumen war und nicht der Mittelfinger -, und Mike kehrte zurück in den Bauch des Flugzeugs.

Er stieg an den Überresten der Flugbegleiterin vorbei und achtete auf die Trümmerreste, die auf dem

Kabinenboden verstreut lagen. Dass er auf die Asche trat, konnte er jedoch nicht verhindern, und die knirschenden, knackenden Geräusche unter seinen Sohlen klangen verstörend, als ginge er auf Erdnussschalen. Er bemühte sich, vorsichtig zu sein für den Fall, dass dies am Ende wirklich ein Tatort sein sollte. Wenigstens war es kein Passagierflugzeug. Gott sei Dank. Er hatte Freunde, die an Katastrophenschauplätzen oder Massengräbern gearbeitet hatten, und jeder Einzelne von ihnen hatte erzählt, das krachende Geräusch brechender Knochen unter den Schuhsohlen sei etwas, über das man nie mehr hinwegkomme.

Im Innern des Jets war es heiß, viel heißer als draußen in der Sonne. Mike dachte unwillkürlich, es sei die Restwärme des Feuers, das in der Kabine gewütet hatte. Er schwitzte bereits, und das Hemd klebte ihm am Rücken. Er wünschte, er hätte draußen daran gedacht, das Jackett abzulegen. Als er einen Blick auf die Uhr warf, sah er, dass seit dem Absturz weniger als eine halbe Stunde vergangen war. Der Lichtstrahl seiner Taschenlampe erfasste einen verkohlten Leichnam, der angeschnallt auf einem Platz in der Mitte der Kabine saß. Mike dachte, dass Bill Henderson davon nur noch herzlich wenig hatte, aber der Direktor hatte recht: Wenn ein Milliardär vom Himmel fiel, wurde der Fall ein bisschen anders behandelt.

Etwas kitzelte sein linkes Handgelenk. Die Schnittwunde blutete durch die Krawatte. Er wischte das Blut am Jackett ab und trat näher an den Leichnam heran.

Es war Henderson. Kein Zweifel.

Die untere Hälfte des Körpers war von Brandwunden verwüstet, und die Knochen lagen teilweise bloß. Das eine Bein war vollständig frei von Haut, Fett und Muskeln, das andere mindestens zur Hälfte. Aber seltsamerweise, erkannte Mike, wirkte Hendersons Oberkörper schrecklicher: Abgesehen von ein paar Ascheflecken auf dem langärmeligen Hemd sah Henderson von den Hüften bis zum Hals so unversehrt aus wie eine Schaufensterpuppe in einem Kaufhaus. Und zum Glück ließ das wenige Tageslicht, das durch die Fenster und den Riss in der Seitenwand hereinfiel, den Kopf des Mannes im Schatten.

Mikes Lichtstrahl wanderte um Henderson herum über Wand und Decke. *Es musste die Hölle gewesen sein hier drin*, dachte er. Der Kunststoff war geschmolzen, wulstig verformt und von Flammen geschwärzt. Es war nur eine Vermutung, aber wahrscheinlich war Treibstoff von den Triebwerken in die Kabine geströmt. Wenn sie Glück gehabt hatten, waren sie beim Absturz gestorben, bevor die Flammen sie erreichen konnten.

Er ging noch näher heran, und wieder knirschte die Asche unter seinen Füßen. Durch den offenen Mund atmete er tief ein - der Gestank von verbranntem Plastik und Fleisch war zu viel - und richtete die Taschenlampe auf Hendersons Kopf. Bei dem Anblick überkam ihn ein Würgreiz.

Die Haut über dem rechten Ohr und fast bis hinauf zur Schädelmitte war tief und rosarot verbrannt. Schwarze Asche hatte sich vermischt mit Blut und freigelegtem Fett, und das versengte Haar kräuselte sich zurück. Aber nicht davon wurde Mike übel,

sondern von Hendersons linkem Auge, von Nase, Mund und Wangen. Mike schluckte die Übelkeit herunter, schloss für ein paar Sekunden die Augen und bereitete sich darauf vor, noch einmal hinzuschauen. Er merkte, dass er schwitzte, und wischte sich mit dem Handrücken der verletzten Hand über die Stirn. Als er die Augen öffnete, fühlte er, dass wieder etwas über sein Handgelenk rieselte. Immer mehr Blut drang jetzt durch die Krawatte, und er hoffte inständig, dass es nicht auf den Boden tropfte. Er zog schnell das Jackett aus und schlang es auch um die Hand. Das sollte jetzt für eine Weile genügen.

Dann nahm er sich zusammen und schaute in Hendersons Gesicht. Das linke Auge war durch die Wucht des Aufpralls herausgerissen worden und hing aus der Höhle, der Rest der Gesichtshälfte war ein einziges dunkles Loch. Nur der Knochen war noch da. Vielleicht war Treibstoff daraufgespritzt. Das Schlimmste jedoch war der Mund. Er hing offen, ein Rinnensal aus Blut und Kohle glänzte im Mundwinkel, und die halb abgebissene Zunge baumelte herunter. Allmächtiger *fuck*. Hoffentlich würden die Leute von der Luftfahrtbehörde bald kommen und die Blackbox finden, denn wenn das kein Unfall war, wollte er gar nicht wissen, was die Ursache sein konnte. Es sah nicht aus, als sei Henderson friedlich gestorben. Jedenfalls war hier der Beweis dafür, dass nicht einmal Milliardäre dem Tod entrinnen konnten. Der Steuer vielleicht, wenn sie die richtigen Berater hatten, aber dem Tod nicht.

Unheimlich und wundersam war das unzerbrochene Kristallglas auf dem Boden neben

Hendersons Sitz. Mike hob es auf und wünschte halb, es sei noch Schnaps darin. Er schnupperte. Gin? Er stellte es auf den Tisch vor Henderson und schaute dann noch einmal in sein Gesicht. Fast hätte er geschrien.

Es sah aus, als bewegte sich da etwas. Nein, dachte Mike, da bewegte sich *wirklich* etwas. Er wusste, es konnte nicht stimmen, aber es sah aus, als komme da etwas aus Hendersons Gesicht.

Er leuchtete mit seiner Lampe direkt auf Hendersons zerstörten Kopf, und dann schrie er wirklich, denn da *kam* etwas aus Hendersons Gesicht.

Er fuhr zurück und geriet ins Taumeln, und ohne nachzudenken, streckte er die ins Jackett gewickelte Hand aus, um sich an dem entblößten Drahtgestell festzuhalten, das von einem Sitz übrig geblieben war.

»*Fuck!*« Das tat weh.

»Alles okay da drin, Agent Rich?« Das war Moreland, der Cop in Zivil. Er leuchtete mit einer Taschenlampe herein, und Mike musste blinzeln, als er zurückschaute.

»Ja, hab mir nur ziemlich übel die Hand zerschnitten. Ich bin gleich draußen.«

»Ist wirklich scheußlich da drin.«

»Was Sie nicht sagen.« Mike hatte sich schon wieder zu Hendersons Leiche umgedreht und hoffte, was immer er da aus dem Gesicht hatte kommen sehen, würde sich als Sinnestäuschung und Schattenspiel erweisen.

Aber nein.

Mike sah es ganz deutlich. Es war eine Spinne. Zwei Drittel des behaarten, golfballgroßen Körpers

hatten sich aus dem Fleisch im oberen Teil von Hendersons rechter Wange hervorgewühlt. Mikes Hand pochte, und das Blut tropfte jetzt frei herunter. Im Flugzeug hörte man nichts als sein eigenes Keuchen und die Spinne, die sich aus Hendersons Gesicht hervorarbeitete. Das klang wie ... Oh, Scheiße. Es klang wie Kauen. Wieder würgte Mike, und dann konnte er sich nicht mehr beherrschen. Er rannte zurück zu der Öffnung, durch die er hereingekommen war, hielt sich mit der unverletzten Hand fest, beugte sich hinaus und erbrach, was von seinem Frühstück noch übrig war.

Das meiste klatschte auf den Boden, und das war gut so, aber ein bisschen geriet auch auf seine Hose, was immer noch besser war, als mitten in das zu sichernde Wrack zu kotzen. Als er sich aufrichtete, lief ihm die Nase, und seine Augen trännten. Er musste sich mit dem Hemdsärmel über das Gesicht wischen. Ihhhiii. Die Kosten für die chemische Reinigung würde er als begründete Spesen in Rechnung stellen. Scheiß auf den Direktor, und scheiß auf das hier, dachte er.

»Ekelig, was?« Moreland war sichtlich zufrieden mit sich.

Mike gab keine Antwort. Er ging zurück durch die Röhre der Kabine und leuchtete Henderson noch einmal ins Gesicht, und in diesem Augenblick bereute er, dass er schon gekotzt hatte, denn *jetzt* musste er wirklich kotzen: Die Spinne war weg.

Voller Panik ließ er den Lichtstrahl über die Wand und die Decke streichen, über Hendersons Gesicht und Oberkörper und hinunter über das verbrannte Fleisch und die blanken Knochen seines Beins. Und

da! Erleichterung. Die Spinne. Auf dem Boden.

Sie bewegte sich langsam. Mike wusste, es war nicht das richtige Wort bei einem achtbeinigen Wesen, aber es sah aus, als ob sie hinkte. Er beugte sich vor und machte schmale Augen. Mit dem Tier stimmte offensichtlich etwas nicht. Zwei seiner Beine bewegten sich nicht, und es schleppete seinen Körper über den Boden. Vielleicht war sie bei dem Absturz auch verletzt oder verbrannt worden? Mike schüttelte den Kopf. Wen interessierte, was mit der Spinne passiert war? Die einzige wichtige Frage war: Wie zum Teufel war sie in Hendersons Kopf gekommen?

Während er heftig grübelnd beobachtete, wie die Spinne ihren Leib über den Boden schleifte, wurde ihm klar, dass eine andere Frage ihn viel mehr beunruhigen sollte: Warum um Himmels willen kam diese Spinne auf ihn zu? Denn es war absolut klar, dass sie auf ihn zukam. Sie versuchte nicht, zu fliehen oder sich zu verkriechen, und es sah auch nicht so aus, als sei ihr seine Anwesenheit nicht bewusst. Sie tat nichts von all den Dingen, die Mike mit seiner begrenzten Erfahrung mit Krabbeltieren für natürlich hielt. Nein, sie bewegte sich eindeutig in seine Richtung. Mike trat zur Seite, und die Spinne passte ihre Route sofort an und kam weiter auf ihn zu. Er ging noch einen Schritt nach links und stieß gegen den Tisch neben Hendersons Sitz. Wieder änderte die Spinne ihre Richtung. Mike wollte nach seiner Pistole greifen, aber sofort wurde ihm klar, dass es vielleicht Overkill wäre, mit einem Schuss auf eine Spinne zu reagieren.

Er richtete sich auf, um das Biest einfach mit dem

Fuß zu zertreten - es mochte groß und haarig sein, und wie es sich aus Hendersons Gesicht herausgewühlt und Mike ins Visier genommen hatte, war natürlich unglaublich gespenstisch, aber es war immer noch ein Tier, das er zertrampeln konnte. Aber im nächsten Augenblick machte die Spinne vor einem dunklen Fleck auf dem Boden halt.

Es dauerte eine Sekunde, bis Mike begriff, was die Spinne da tat. Der dunkle Fleck auf dem Boden war Blut. Er warf einen Blick auf das Jackett, das er sich um die Hand gewickelt hatte, und sah, wie ein Blutstropfen auf den Boden fiel.

Der dunkle Fleck auf dem Boden war *sein* Blut.

Und soweit er sehen konnte, trank die Spinne.

Mike hätte am liebsten gekreischt. Er musste seine ganze Kraft aufwenden, um nicht schreiend davonzurennen, aber dann spürte er die Tischkante hinten an seinem Oberschenkel und erinnerte sich an das Kristallglas, das er vom Boden aufgehoben hatte. Er klemmte sich die Taschenlampe wieder zwischen die Zähne, und vorsichtig, aber möglichst schnell, drehte er das Glas um und stülpte es über die Spinne. Er nahm die Taschenlampe aus dem Mund und richtete sie auf das Glas.

Die Spinne schien nicht sofort etwas zu bemerken, aber nach ein paar Sekunden rastete sie komplett aus. Sie warf sich gegen die Glaswand, so heftig, dass Mike das Klingeln hören konnte. Er war froh, dass Milliardäre ernstzunehmende, schwere Bleikristallgläser in ihren Flugzeugen mit sich führten, nicht die kümmerlichen Plastikbecher, die er immer bekam, wenn er in der Economy Class flog.

Plötzlich wurde er geblendet. Etwas leuchtete ihm

in die Augen, und er merkte, dass Moreland eine Taschenlampe auf ihn gerichtet hatte. Der Polizist war in die Kabine gekommen.

»Ist das eine Spinne?«, fragte er.

Mike nickte und schaute auf das Glas hinunter. Das Tier hatte aufgehört zu toben und arbeitete anscheinend wieder an dem Blutstropfen. »Sie haben hier wahrscheinlich keine großen Gläser herumliegen? Mit Metaldeckel, in den man Löcher piksen könnte?«

Moreland hockte sich vor dem Glas nieder und klopfte darauf. Die Spinne reagierte sofort und rannte wieder gegen die Glaswand. Die Beine machten beunruhigende Geräusche, ein Rascheln wie von Laub, das über den Gehweg weht, und wenn der Körper gegen das Glas prallte, gab es ein klares Klingen, das beinahe angenehm gewesen wäre – wie das Läuten eines Windglockenspiels –, wenn es nicht von einer Fleisch und Blut fressenden Kreatur gekommen wäre, die etwa ein Viertel so groß wie Mikes Faust war.

Mike zuckte zurück. »Wie wär's, wenn Sie das bleiben ließen?«

Moreland richtete sich auf und wandte sich ab, um wieder hinauszugehen. »Ich werde sehen, was ich auftreiben kann. Ich wette, die Sanitäter oder die Feuerwehrleute haben irgendeinen Behälter, der sich eignet.«

Mike hielt seine Lampe weiter auf das Glas gerichtet, während Morelands Schritte sich entfernten. Irgendetwas plagte ihn – und das war mehr als nur eine Spinne, die sich aus Hendersons Gesicht hervorgewühlt hatte. Es hatte etwas mit dem

Flugzeug zu tun. Widerstrebend schwenkte er den Lichtstrahl von der Spinne weg und sah sich um. Er leuchtete auf die Wand und die Decke, aber da war nichts als versengtes Metall, zerschmolzener Kunststoff, Brandspuren. Auf dem Boden wirbelten Ascheflöckchen auf, wenn der Wind durch das Loch hereinwehte, aber die größeren Klumpen von verkohltem Material blieben liegen, entweder weil sie zu schwer oder weil sie mit dem Boden verschmolzen waren. Mike streckte das Bein vor, stieß mit der Schuhspitze gegen einen dieser Klumpen und sah zu, wie er zu einem lockeren Aschehaufen zerfiel. Waren hier noch mehr von diesen Spinnen? Waren sie im Feuer verbrannt? Er ging ein paar Schritte weiter in den vorderen Flugzeugteil, und das Licht seiner Lampe fiel auf das, was von der Flugbegleiterin übrig war.

»Oh«, sagte er laut, obwohl außer ihm niemand im Flugzeug war.

Er beugte sich über den Leichnam, um sich die Haut genauer anzusehen. Sie war zernarbt und an manchen Stellen verschwunden. Zum Teil waren es nur Brandwunden, aber an anderen Stellen, wo sie vermutlich von Metallsplittern zerrissen worden war, konnte er plötzlich nicht mehr so sicher sein. Das Fleisch wölbte sich merkwürdig und sah roh aus, und plötzlich wurde seine Haut klamm. Hatten Spinnen auch an ihr gefressen? Er spähte durch den Riss in der Wand ins Freie und sah Moreland, der über das Feld auf ihn zukam. Er hatte irgendeinen Behälter in der Hand.

Mike drehte sich um und sah nach dem Kristallglas. Er befürchtete plötzlich, die Spinne

könnte nicht mehr da sein. Erleichtert stellte er fest, dass das unheimliche Ding immer noch in seiner gläsernen Falle war.

»Fuck«, murmelte er und zog sein Handy aus der Tasche. Er wusste nicht genau, wie er es dem Direktor erklären sollte, aber er war ziemlich sicher, dass fleischfressende Spinnen nicht zur Kategorie »alles andere als ein Unfall« zu zählen waren, auf die der Direktor gehofft hatte. Bevor er die Nummer wählte, sah er sich um. Gab es hier sonst noch etwas? Hatte er etwas übersehen? Das hier war immerhin Bill Henderson, nicht irgendeine namenlose Hausfrau oder der Laufbursche eines Konzerns bei einem Drogendeal, der schiefgelaufen war. Nur fünf Minuten nach dem Absturz hatte der Direktor ihn als den nächsten verfügbaren Agenten angerufen. So etwas zu vermasseln konnte Mike sich nicht leisten, und wenn sich später herausstellen sollte, da war noch etwas ganz Offensichtliches gewesen, irgendein Hinweis auf irgendeine Sache, die er hätte sehen müssen und die Hendersons Flugzeug zum Absturz gebracht hatte, dann würde er für den Rest seiner beruflichen Laufbahn eimerweise Scheiße fressen. Also sah er sich noch einmal im Flugzeug um und betrachtete die verbrannten, verwüsteten Leichen und die verstreute Asche, die der warme Wind langsam aufwirbelte und verwehte. Die vom Flugzeug übriggebliebene metallene Röhre war wie ein Backofen unter der für die Jahreszeit zu heißen Frühlingssonne, und die scharfzackigen Kanten der aufgerissenen Wand und die freigelegten Drähte bildeten ein Diagramm der Katastrophe. Zu seinen Füßen ertönte wieder der Kristallklang der

Spinne, die mit ihren Beinen oder ihrem Leib, oder wie immer diese Teile sonst heißen mochten, gegen die Glaswand schlug. Nein, entschied Mike, da war diese einzelne verkrüppelte Spinne und sonst gar nichts. Er hatte nichts übersehen.

Aber er irrte sich. Ganz hinten in der Dunkelheit regte sich leise etwas in der Asche.

## Indischer Ozean

Er schob die beiden Gewehre auf das Bootsdeck und stieg die Leiter hinauf. Die .40er Smith & Wesson steckte in seinem Hosenbund.

»Okay«, sagte er. Er hob die Gewehre auf und trug sie hinüber zu seiner Frau. »Siehst du sie immer noch?«

Sie schüttelte den Kopf. »Da stimmt was nicht.«

Er reichte ihr das .22er Gewehr. Mit der Winchester wurde sie nicht fertig. Das Kaliber .22 war vielleicht nicht ideal als Mannstopper, aber er hatte sie damit üben lassen, bis sie auf fünfzehn Meter einen zollbreiten Ring dreimal hintereinander traf. Das würde hoffentlich nicht nötig sein, aber gerade hatte er kein gutes Gefühl. Er hob das Fernglas wieder an die Augen. Sie waren seit zwei Jahren gesegelt und nur einmal mit Piraten aneinandergeraten, vor der afrikanischen Küste. Sie hatten Glück gehabt.

Bis heute.

Keine Frage, was für ein Boot das war. Da, wo sie waren, mitten auf dem Meer, sah man kein Schlauchboot, wenn es nicht von einem Mutterschiff kam. Und dieses da, ein Zodiac, war groß und auf Schnelligkeit getrimmt, und eine Handvoll Männer hockten darin. Als seine Frau das Boot im Fernglas entdeckt und ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, war er sofort losgeeilt, um einen Notruf abzusetzen.

Und er war unter Deck gerannt, um die Gewehre und seine Pistole zu holen. Er wusste, wie es lief. Sie wussten es beide. Es war ein Risiko, das man einging, wenn man in gewissen Weltgegenden segelte. Hilfe würde kommen. Irgendwann, vielleicht. Vorläufig aber waren sie auf sich selbst gestellt, und das, was man ab und zu in den Nachrichten lesen konnte, war nur ein Teil der Sache. Im besten Fall würde man sie gefangen nehmen und ein Lösegeld verlangen, das sie nicht aufbringen könnten. Im schlimmsten Fall würde er sterben, und seine Frau ... na, diesen beunruhigenden Gedanken würde er im Kopf behalten, wenn er den Finger am Abzug hätte und sich überlegte, ob er schießen sollte. Aber seine Frau hatte recht: Irgendetwas stimmte nicht.

Als er das Schlauchboot das erste Mal gesehen hatte, hatten die acht oder neun Männer darin vorgebeugt dagesessen, als könnten sie das Segelboot mit dieser Körperhaltung noch schneller erreichen. Aber als das Boot jetzt über das ruhige Wasser schoss, standen die Männer auf.

Er hatte gar nicht erst versucht, dem Schlauchboot zu entkommen. In der kleinen Community von Seglern, die sich hatten auszahlen lassen, um frühzeitig in den Ruhestand zu wechseln und ihre Zeit auf See zu verbringen, war ihr Boot weder das protzigste noch das ärmlichste. In Madagaskar hatten sie sich mit einem Ehepaar aus der Technologiebranche angefreundet, dessen Boot eine fast hundertprozentige Sonderanfertigung war, und vor der Küste von Sri Lanka hatten sie auf einem Schiff zu Abend gegessen, das so verschlissen war, dass er mit dem Fuß durch eine verrottete

Decksplanke gebrochen war und mit zehn Stichen hatte genäht werden müssen. Ihre Segelyacht hingegen war gut in Schuss, aber sie hatten sie gebraucht gekauft und nicht viel Geld für Schönheitsreparaturen übrig gehabt. Sie war schnell. Okay, kein Rennboot, aber für einen Segelkreuzer ziemlich flink. Nicht, dass es darauf jetzt angekommen wäre. Bei dem Heulen des Schlauchboots, das da auf sie zukam, hatte er gleich gewusst, dass er und seine Frau den Piraten nicht entkommen würden.

Aber komisch war es doch. Die Männer schauten gar nicht mehr zu ihnen herüber. Sie kletterten vom Bug weg nach hinten, und einer von ihnen schlug um sich. Es sah aus, als habe er einen Anfall, und die anderen fürchteten sich. Wäre das nicht was? Wenn sie vor Piraten gerettet würden, weil einer von denen einen epileptischen Anfall hatte und die anderen abergläubisch waren? *Das wäre eine lustige Geschichte*, dachte er. Lustiger jedenfalls, als wenn er und seine Frau entführt und ermordet würden. Oder Schlimmeres.

Er ließ das Fernglas sinken und drehte sich zu seiner Frau um. »Vergiss nicht, worüber wir gesprochen haben«, sagte er. »Wenn du schießen musst, schieß. Wir sind nicht in Charleston.« Er sagte nicht, dass er die zusätzliche Pistole letzten Endes nur aus einem Grund hatte - nämlich, damit er im Fall der Fälle noch eine Kugel für sie beide übrig hätte.

Er schaute wieder über das Wasser hinaus, und selbst ohne Fernglas konnte er sehen, dass mit dem Boot wirklich etwas nicht stimmte. Es hatte jetzt den

Kurs geändert und kam nicht mehr auf sie zu. Statt schnurgerade durch das Wasser zu schneiden, entfernte es sich in einem anmutigen Bogen, als wollte es einen weiten, sanft gerundeten Kreis fahren. Und die Männer darin ... kämpften sie? Es sah aus, als wollten sie dem Mann, der einen Anfall erlitten hatte, einen dunklen Stoff vom Leib reißen.

Er drehte sich zu seiner Frau um. Sie hielt das Gewehr fest umklammert. Er wusste, sie hatte Angst, und er streckte die Hand aus, umfasste ihren Nacken und küsste sie, bevor er das Fernglas wieder an die Augen hob.

*Fuck, was war das jetzt?* Das Boot fuhr wieder geradeaus und auf sie zu, aber die Männer waren nicht mehr da. Stattdessen sah man im Schlauchboot eine Art dunkler Flüssigkeit, die schimmerte wie Öl. Er spähte noch ein paar Sekunden hinüber, bevor er erkannte, dass es keine Flüssigkeit war, sondern etwas, das sich anscheinend aus eigener Kraft bewegte. Er ließ das Fernglas sinken und hob sein Gewehr.

Er schoss zweimal und zielte auf die Luftkammern, bevor er begriff, dass es keine gute Entscheidung war. Selbst die kleinsten Schlauchboote der Marke Zodiac hatten drei Luftkammern, eine auf jeder Seite und eine im Boden. Er wusste nicht, wie viele ein großes Boot wie dieses dort hatte. Wahrscheinlich mehr als drei, aber selbst dann – das größte Problem war, dass er seine Winchester Model 70 mitgenommen hatte. Er liebte seine Winchester. Sie war höllisch präzise, aber sie hatte nur fünf Patronen. Rehe schießen? Aber sicher. Piraten jagen oder ein Zodiac versenken? Nicht ideal. Ein AR-15

mit zwei Dreißig-Schuss-Magazinen, das wäre ideal gewesen. Er hätte das Boot beharken, das Magazin wechseln und weiterfeuern können, bis das Scheißding sank. Stattdessen hatte er jetzt noch drei Schuss übrig. Aber er brauchte das Boot ja nicht zu versenken. Niemand saß mehr am Steuer. Er brauchte es nur vom Kurs abzubringen, weg von ihnen. Wenn er die Luftkammer auf der einen Seite des Zodiac zerschossen hätte, würde das Boot dort abdrehen. Sie brauchten ihm nicht zu entkommen, sie mussten es nur ausmanövrieren. Er hob das Gewehr an die Schulter, spähte durch das Zielfernrohr und zögerte dann. Das Schlauchboot war ziemlich nah, vielleicht noch hundert Meter weit entfernt, und es kam geradlinig auf sie zu. Seine Geschwindigkeit würde beim Zielen kein Problem sein - er war immer schon ein guter Schütze gewesen -, aber er war nicht sicher, ob er die Luftkammer vollständig zerstören könnte. Vielleicht würde die Luft einfach nicht so schnell entweichen. Vielleicht würde die Kammer nicht im Wasser schleifen und das Zodiac wegsteuern. Vielleicht würde er seine letzten drei Patronen abschießen und dann dastehen und zusehen, wie das Boot sie rammte.

Der Motor. Auf ihn musste er zielen. Drei Schuss, um den Motor zu stoppen, und dann könnten sie dem Zodiac einfach entkommen. Er schwenkte das Gewehr ein paar Millimeter weiter und nahm das Motorgehäuse ins Fadenkreuz. Das Boot fuhr so verdammt schnell, dass er nur noch ein paar Sekunden Zeit hatte. Der erste Schuss ging daneben. Er sah Plastik vom Gehäuse absplittern. Aber die

zweite Kugel traf. Das Brummen des Bootsmotors verstummte, und er ließ das Gewehr sinken. Eine Patrone war noch übrig.

Seine Frau kam an seine Seite.

»Wo sind ... was ist das? Ich verstehe nicht ...«

Das Zodiac glitt weiter auf sie zu. Der Motor war zwar tot, aber der Schwung bewegte das Boot noch langsam weiter durch das Wasser. Die schwarze Masse im Boot hob und senkte sich wellenförmig, als wäre sie selbst ein Ozean, aber in einem anderen Rhythmus. Fast zehn Meter weit vor ihnen kam das Boot zur Ruhe, aber er konnte hören, wie da etwas an den Gummi- und Holzteilen des Bootes scharrte und klickte.

Er drehte sich zu seiner Frau um. »Ich muss ans Radio.«

Er wandte sich ab und ging unter Deck.

Seine Frau kam ihm nach und stellte eine Frage nach der anderen.

Keiner von beiden sah die seidenen Fäden, die sich glitzernd und schimmernd aus der Masse der Spinnen erhoben. Weiß und wispernd drehten sie sich in der sanften Brise, und Spinnen schwebten durch die Luft.

## Das Weisse Haus

»Zwei weitere nach Deutschland. Landung in zwei Stunden.«

Der Vorsitzende der Vereinten Stabschefs stieß mit seinem dicken Zeigefinger auf die Karte, die auf dem Touchscreen-Display zu sehen war.

Manny hörte ihm zu, aber er überflog gleichzeitig die Pressemitteilung, die einer seiner Referenten zu dem Flugzeugabsturz verfasst hatte, bei dem anscheinend Bill Henderson ums Leben gekommen war. Der Direktor des Dienstes hatte einen Mann vor Ort, und ein Team war auf dem Weg, um sicherzustellen, dass es wirklich nur ein Unfall gewesen war. Eine Sorge mehr für Manny.

Natürlich war die Nuklearexplosion die große Meldung des Tages, aber die Präsidentin würde auch etwas über Henderson sagen und zu seiner Beerdigung gehen müssen. Herrgott. Minneapolis. Das hatte Manny gerade noch gefehlt. Bill Henderson war ein aggressives Arschloch gewesen - das war einer der Gründe, weshalb er Milliardär geworden war -, aber er war auch ein unerschütterlicher Verbündeter der Partei im Allgemeinen und Stephs im Besonderen gewesen. Selbst wenn er nicht seine reichsten Freunde als Spender geworben hätte, wäre sein Beitrag zu den Wahlkampfkosten genug gewesen, um ihnen über die Hürde zu helfen. Zumal es nicht so leicht war, einen spendablen Milliardär zu

ersetzen. Die anderen Kandidaten hatten ein buntes Clown-Auto voll mit Possenreißern, mit dem sie Wahlkampf machten. Aber früher oder später würde einer von ihnen ein ernsthafter Gegner für Steph werden. *Ohne Hendersons Geld und mit den verdamten Chinesen, die da mit Atombomben warfen, würde es vielleicht ein echtes Rennen geben,* dachte Manny plötzlich. Er wusste, dass er sich damit im Moment nicht beschäftigen sollte. Das war die Lüge der Politik: dass sie dazu da waren, dem Gemeinwohl zu dienen. Aber es war eine Lüge, die Manny glaubte – oder vielleicht immer geglaubt *hatte?* – und die auch Steph glaubte. Jetzt allerdings war nicht die Zeit für Politik. Jetzt gab es eine Krise und wirklichen Grund zur Besorgnis. Über Atombomben konnte man nicht einfach hinweggehen. Nein. Er musste über die Chinesen nachdenken.

Er seufzte und sah zu, als Ben Broussard seine Präsentation zu Ende führte.

Der Vorsitzende der Vereinten Stabschefs schaute die Präsidentin und dann die anderen Anwesenden an. »Bis morgen Abend achtzehn Uhr haben wir sie einsatzbereit vor Ort, und von dort aus können wir sie dann als schnelle Eingreiftruppe je nach Bedarf hierhin und dorthin in Marsch setzen.« Wieder tippte er auf die Landkarte. »Irgendwelche Fragen?«

Es gab keine, und Ben nahm wieder Platz. Die Präsidentin starrte einen quälenden Augenblick lang auf die Karte. Dann drehte sie sich um und fragte: »Irgendwelche Kommentare?«

Manny sah, dass Alexandra Harris, die Nationale Sicherheitsberaterin, irgendwann in den letzten zwei Minuten unauffällig hereingekommen war.

Auf die Frage der Präsidentin antwortete sie ohne Zögern. »Falsche Reaktion.«

»Sie finden, wir überreagieren? Auf eine Atombombe?« Ben schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Er sah nicht verärgert aus. Er sah stinkwütend aus. Zum ersten Mal kam Manny auf den Gedanken, dass das Problem mit Ben vielleicht einfach darin bestand, dass er zu diesen Militärs der alten Garde gehörte, die sich unabhängig von allem, was sie erzählten, einfach nicht damit abfinden konnten, eine Frau als Oberkommandierenden zu haben. Oder, in diesem Fall, als Nationalen Sicherheitsberater. Billy Cannon, der Verteidigungsminister, reagierte zumindest nicht so, wenn Alex ihn herausforderte, aber das lag wahrscheinlich daran, dass Billy die Nationale Sicherheitsberaterin sah, wenn er Alexandra Harris anschaute, während Ben sie anschaute und eine Frau sah. Bei dem Gedanken hätte Manny gern leise gelacht, denn in Wirklichkeit sah Alex nur aus wie eine Großmutter, war aber höllisch gescheit. Trotzdem erwartete er irgendwie immer, dass sie ein paar Bonbons aus ihrer Handtasche holte.

Manny griff nach seinem Glas Cola light und trank einen großen Schluck. Das Prickeln der Kohlensäure half ein bisschen, aber was er eigentlich brauchte, war ein süßer Koffeinkick. Er ließ den Blick zu Steph und wieder in die Runde am Konferenztisch wandern. Ein kurzer Blick genügte ihm, um zu sehen, dass die Präsidentin es nicht eilig hatte, einzutreten. Darin war sie gut; sie war bereit, die Leute reden und streiten zu lassen, bevor sie sich einschaltete, und auch dann stellte sie meistens erst ein paar Fragen.

Wenn sie schließlich eine Entscheidung traf, wusste sie immer, wovon sie redete.

Alex nahm mit höflichem Nicken eine Tasse Kaffee von dem Tablett einer Mitarbeiterin, und ohne die Stimme zu heben, schaute sie Ben an und sagte: »Ich habe nicht gesagt, es ist eine Überreaktion, Truppen zu mobilisieren und über ihren Einsatz nachzudenken. Ich habe gesagt, es ist die *falsche* Reaktion.«

Ben klappte den Mund auf, um etwas zu sagen, ließ es dann aber bleiben. *Eigentlich war es fast komisch*, dachte Manny. Ben war nicht der Mann, der sich zurückhielt oder es sich anders überlegte, und ihn mit offenem Mund zu sehen wäre zu einer anderen Zeit und unter anderen Umständen ein Grund zum Lachen gewesen. Aber dies war keine andere Zeit, und die Umstände waren, wie sie waren. Dies war der Tag, nachdem China aus Versehen eine Atombombe auf eins seiner eigenen Dörfer geworfen hatte. Das Problem war nur, sie wussten immer noch nicht genau, ob China die Bombe aus Versehen oder »aus Versehen« gezündet hatte.

»Das wollte ich sagen.« Alex stellte ihre Tasse hin, holte ihr Tablet heraus und legte es auf den Tisch. »Es tut mir leid, dass ich mich verspätet habe, und ich bin sicher, Billy und Ben haben für die Beweggründe hinter diesen Einsatzentscheidungen eine ausgezeichnete Erklärung gegeben, aber alle diese Entscheidungen basieren auf der Annahme, diese Atomexplosion war entweder ein Unfall, wie die Chinesen es behaupten, oder Bestandteil einer breiteren, planmäßigen Strategie. Die Sache ist nur, nach allen Informationen, die ich habe, würde ich

sagen, es war weder ein Unfall noch geplant.« Alex tippte zweimal auf ihr Tablet und rief ein Bild auf. »Wichtig ist, dass die Informationen, die ich habe, mich zu der Annahme bringen, dass dies zwar keine strategische Entscheidung war, dass die Chinesen aber einen *Grund* hatten, die Explosion auszulösen. Sie wollten etwas unter den Teppich kehren. Die Bilder, die wir haben, sind nicht besonders gut, aber schauen Sie trotzdem. Normalerweise ist in diesem Teil Chinas einfach nicht besonders viel los. Wir haben daher zwar Satellitenüberwachung, aber die ist beschränkt. Offen gesagt, dieser Teil Chinas gilt nicht als wichtig, und Bilddatenerfassung hat hier keine Priorität. Kurze Rede, langer Sinn: Die Techniker haben die Daten aufbereitet, aber die Auflösung ist begrenzt, und damit auch der Grad der Vergrößerung.« Sie drehte das Tablet für die Präsidentin um. Die Männer - und außer Alex und Steph waren nur Männer im Raum - beugten sich vor, damit sie das Bild sehen konnten. »Das hier war fünf Stunden vor der Explosion.«

Manny hatte genug militärische Satellitenfotos dieser Art gesehen, um auch, wenn er nicht genau wusste, was er da betrachtete, Autos und Lastwagen auf einem Parkplatz und eine Ansammlung von Gebäuden zu erkennen. Er drehte sich zu dem Assistenten hinter ihm um. »Senden Sie das auf den großen Bildschirm.«

Der junge Mann nickte, nahm das Tablet, tippte ein paarmal auf das Display, und das Bild erschien auf dem Monitor an der Wand.

»Hier.« Alex stand auf und tippte auf das Display. »Das ist der Eingang zum eigentlichen Bergwerk.

Hauptsächlich seltene Erden, Metalle und anderes Zeug, das Sie in Ihren Smartphones und Tablets finden. Raffiniert wird größtenteils an Ort und Stelle, hier in diesem großen Gebäudekomplex.« Sie tippte auf eine andere Stelle. »Soweit wir es erkennen können, befinden sich hier drüben nur Garagen, Wartungshallen und so weiter. Ich meine, es sieht so verdammt normal aus, dass es beinahe komisch ist. Im Dorf gibt es zwei Fabriken, irgendwelche chemischen Verarbeitungsbetriebe, aber im Grunde – wenn dieses Bergwerk nicht hier wäre, gäbe es auch das Dorf nicht. Das Bergwerk ist der Mittelpunkt des Ganzen.«

Ben Broussard war jetzt aufgestanden. Er beugte sich über Mannys Schulter und starrte auf Alex' Tablet statt auf den Monitor an der Wand. »Das ist Militärgelände? Sie sagen, es ist eine versteckte Militäreinrichtung?«

»Nicht ganz«, sagte Alex. »Das ist es ja. Wäre es eine normale militärische, chemische oder biologische Forschungsreinrichtung, hätten wir bessere Bilder. Natürlich ist es denkbar, dass wir einfach danebengelegen haben. Wir alle wissen, wie mühsam es war, in China Agenten am Boden zu rekrutieren, besonders in den ländlichen Gebieten, aber ich glaube, das ist hier nicht das Problem. Ich glaube, hier liegt was Kleines vor. Biologische Waffen vielleicht. Vielleicht chemische. Aber so gut wie sicher nur ein oder zwei Wissenschaftler, ein paar Räume, etwas, das verborgen bleiben konnte, weil niemand, nicht mal die Chinesen, es für wichtig hielt. Ich meine, das hier ist am Arsch von China. Unser Analyst für diese Region ist die junge, äh« – sie sah

sich nach ihrem Assistenten um, der ihr etwas ins Ohr flüsterte -, »die junge Terry Zouskis. Jung, aber clever. Sie weiß, wovon sie redet, und - tja, jetzt kommt's: Etwas war da im Gange. Etwas, das den Chinesen eine Scheißangst eingejagt hat.«

»Biowaffen?« Billy sah entsetzt aus, als er die Frage stellte, und Manny konnte es ihm nicht verdenken.

Zum Teufel mit Vereinbarungen und Verträgen - sie alle wussten, dass die Chinesen biologische Agenzien erforschten, und früher oder später würde etwas nach außen dringen. Die Frage war dann nur, wie groß das Problem für die Chinesen wäre. Und für die Welt. Groß genug, um eine Atombombe draufzuwerfen?

»Wir wissen noch nicht, was es war.« Alex ging wieder an ihren Platz. »Soweit wir es erkennen können, sieht es aus wie ein Bergwerk und eine Raffinerie und ein paar Wartungshallen, weil - na, es ist ein Bergwerk mit Raffinerie und Wartungshallen. Aber da ist genug Platz, um ein paar Büros und ein kleines Labor unterzubringen, ohne dass jemand die Brauen hochzieht. Und ohne jeden Zweifel war da drinnen etwas im Gange, unsichtbar für die Satelliten. Wenn Sie hierher schauen, vor die Einfahrt in den Bergwerksstollen ...« Sie wischte über das Display und zoomte das Bild heran, bis alle sehen konnten, dass das, was sie für einen Teil der Gebäude gehalten hatten, in Wirklichkeit eine Gruppe von Personen war. Vielleicht zwei Dutzend Leute, alles in allem. »Soldaten. Oder etwas Entsprechendes. Hier und hier sieht man automatische Waffen. Aber was uns auf den

Gedanken brachte, dass es sich vielleicht nicht um eine militärische oder wissenschaftliche Anlage handelt, die wir übersehen hatten, ist das, was die Soldaten da tun.«

»Ihre Waffen.« Die Präsidentin richtete sich auf und deutete auf den Bildschirm.

»Yep«, sagte Alex.

Manny sah es nicht. »Was ist damit?«

Steph stieß mit dem Zeigefinger in Richtung Bildschirm. »Sie zielen *auf* das Gebäude, nicht weg davon. Die Soldaten wollen niemanden daran hindern, hineinzukommen. Sie lassen jemanden nicht *heraus*.«

Daraufhin erhob sich Stimmengewirr, aber Manny sah, dass Alex noch nicht vorhatte, etwas zu sagen. Sie saß aufrecht da und schaute in die Runde. Manny beobachtete sie dabei und stellte fest, dass es aussah, als zähle Alex die Anwesenden im Raum. Sie zögerte merklich. Manny blickte umher und versuchte herauszufinden, welcher von den Anwesenden, sie am Reden hinderte, und nach einigen Augenblicken wurde ihm klar, dass es nicht eine einzelne Person war, sondern die schlichte Tatsache, dass zu viele Personen anwesend waren. Sie sah ihn an und zog die Brauen hoch. Niemand sonst bemerkte es, aber er deutete mit dem Kopf zur Tür, und Alex nickte. *Okay*, dachte Manny. Sie wollte, dass der Raum geräumt wurde. Er musste ihr vertrauen.

Er stand auf und klatschte zweimal in die Hände. Es wurde still. Steph sah ihn mit spöttischem Lächeln an, aber sie hatte nicht gesehen, was zwischen ihm und Alex hin- und hergegangen war. Sie nahm an, er

wolle nur für Ruhe sorgen.

»Alle verlassen den Raum. Billy, Ben und Alex, Sie bleiben, alle andern raus.« Er ließ ihnen nur eine halbe Sekunde Zeit, um verwirrte Gesichter zu machen, bevor er brüllte: »Raus! Fuck, alle raus hier!« Assistenten und Mitarbeiter hasteten zur Tür, und plötzlich waren sie allein: die Präsidentin, die Nationale Sicherheitsberaterin, der Vorsitzende der Vereinten Stabschefs und der Verteidigungsminister, und sie alle starrten Manny an und warteten darauf, dass er sprach.

Alex blieb gelassen. Auch wenn Manny selbst nicht wusste, warum er es getan, warum er den Besprechungsraum geräumt hatte – Alex hatte darauf gewartet. Er hatte sie richtig verstanden: Was immer sie zu sagen hatte, wollte sie nicht vor allen Anwesenden sagen. Einen Moment lang dachte Manny, Alexandra Harris sei eine Generation zu früh zur Welt gekommen. Sie hätte Präsidentin werden können, wenn sie zur richtigen Zeit geboren worden wäre.

»Hören Sie, es geht mir nicht um eine Verkündung meinerseits«, sagte er, »aber Alex weiß offensichtlich etwas. Korrigieren Sie mich, Alex, wenn ich mich irre, aber es geht um etwas, worüber sie nicht vor zu vielen Leuten sprechen möchte.« Alle drehten sich zu Alex um, und sie korrigierte Manny nicht. »Sie alle kennen mich, und Sie wissen, ich rede nicht um den heißen Brei. Wenn es hier um Politik ginge, okay – aber die Chinesen haben soeben eine gottverdammte Atombombe gezündet. Dies ist einer der Augenblicke, in denen man sagt: ›Die Geschichte wird über uns urteilen‹, und zummindest ich finde, wir sollten das

Richtige tun. Oder, was vielleicht noch wichtiger ist, wir können uns nicht leisten, jetzt etwas falsch zu machen. Ich habe keine Ahnung, worum es geht, aber Alex weiß offenbar etwas, das sie uns mitteilen muss, aber nicht unbedingt vor allen aussprechen wollte.«

Steph räusperte sich. »Sagen Sie mir, dass es nicht um Zombies geht. Haben Sie gehört, wie dieses Arschloch in den Nachrichten erzählt hat, möglicherweise habe man mit der Atombombe eine Zombie-Epidemie vertuschen wollen?«

Manny hatte die Nachrichten zusammen mit Steph gesehen und sich tatsächlich ein bisschen über die Ernsthaftigkeit der Kommentatoren amüsiert. Er hatte sich schon vor langer Zeit an die Sprechenden Köpfe gewöhnt, die ihren Lebensunterhalt damit verdienten, die Regierung zu bashen. Offenbar ließen sie nicht zu, dass ihnen Fakten oder journalistische Grundsätze dabei in die Quere kamen.

Steph wetterte weiter. »Ich schwöre bei Gott, wenn ich von irgendjemandem das Wort ›Zombies‹ höre, lasse ich ihn vom Secret Service in den Rosengarten abführen und dort standrechtlich erschießen.«

Ben Broussard und Billy Cannon glücksten beide, aber Alex verzog keine Miene.

»Käfer«, sagte sie leise.

»Wie bitte?«, fragte die Präsidentin. Sie lächelte nicht mehr.

»Ich sagte ›Käfer‹. Es ist nichts Konventionelles, und wir glauben nicht, dass es Chemiewaffen sind. Die Chinesen haben das Wort für *Käfer* oder *Insekten* benutzt, und wir wissen nicht genau, worum es geht,

und deshalb nennen wir diese Waffe vorläufig >Käfer<. Das ist ein Spitzname. Denn der Punkt ist: Sie haben recht, was die Waffen angeht. Die Soldaten sind dort, um niemanden aus dem Gebäude zu lassen. Zouskis, die Analystin, hat Satellitenbilder aus den letzten sechs Monaten heruntergeladen, und bis vor sechs Tagen war da nichts Bemerkenswertes. Nichts. *Nothing, niente, nada.* Ein Einkaufszentrum in Lincoln, Nebraska, ist besser gesichert als der Laden da. Keine Bewaffneten, keine Soldaten, keine Wachtposten. Nicht mal ein Zaun um das Bergwerk. Die ganze Anlage hatte keinerlei Priorität für die chinesische Regierung. Es gab nichts zu sichern. Und dann, vor sechs Tagen, tauchen dort zwei Armeelaster auf. Auf so etwas würden wir gar nicht achten, wenn dieser Teil Chinas sich nicht soeben in einen radioaktiven Krater verwandelt hätte. Aber nachdem da vor sechs Tagen noch rein gar nichts war, wird jetzt ein Zaun um die ganze Stadt gezogen, und ein komplettes gottverdammtes Bataillon, sechs- oder siebenhundert Mann stark, besetzt die Umgebung. Die Kräfte konzentrieren sich zum größten Teil auf die Region um das Bergwerk und die Raffinerie, aber anfangs war nicht klar, ob es noch eine andere Aufgabe gab, als die Umgebung zu sichern. Aber es waren noch genug Soldaten übrig, um das Dorf insgesamt im Auge zu behalten und sicherzustellen, dass niemand kommen und gehen kann, ohne das Haupttor zu benutzen, und soweit Zouskis feststellen konnte, kommt da nur Militär. Und niemand geht. Das erste Bild, dem wir entnehmen konnten, dass sie befürchten, etwas könnte aus dem Bergwerk *herauskommen*, ist dieses

hier.« Sie beugte sich vor und zeigte auf das Foto auf dem Tablet. »Fünf Stunden vor der Explosion.«

Billy Cannon lehnte sich zurück. Er schaute Alex an, nicht das Tablet. »Käfer?«

»Ich komme gleich dazu«, sagte Alex. »Wir haben also für die nächsten zwei Stunden wieder keine Satellitenbeobachtung, aber als Nächstes haben wir ein Video. Nicht sehr detailscharf, aber schauen Sie selbst.«

Sie schloss das Bild und öffnete eine Video-Datei. Zu hören war nur das Atmen der Soldaten. Man sah dieselben Gebäude und Parkplätze wie auf dem Satellitenfoto, aber der Blickwinkel war leicht verändert. »Achten Sie auf diese Stelle«, sagte Alex. »Wieder hier vor dem Eingang des Bergwerks. Das Bild ist körnig, aber hier, diese Lichtpunkte sind Mündungsfeuer. Die Soldaten schießen.«

»Sie rennen«, sagte Billy. »Sie rennen weg.«

»Man sieht nicht sehr viel bei all den Schatten«, sagte Steph.

Alex tippte auf das Display und hielt das Video an. »Madam President, das sind keine Schatten.«

Steph wurde blass.

Alex stand auf und zeigte auf das Standbild. »Genau hier. Schauen Sie, das sind keine Schatten, die dort liegen, wo die Soldaten hergelaufen sind.«

Manny spürte, wie sein Magen sich zusammenkrampfte. Er war ziemlich sicher, dass er nicht alles verstand, aber gut sah es nicht aus. Alex, die immer dazu neigte, eine neutrale Fassade zu bewahren, nicht zu hitzig und nicht zu kühl, sah außergewöhnlich grimmig aus. Er starrte das Videostandbild an, aber er sah nichts als die

Schatten.

Alex zog den Schieberegler zurück, und Manny sah, dass die Schatten im Video sich zurückzogen. »Das sind keine Schatten«, wiederholte Alex. »Achten Sie hier auf diese beiden Soldaten, wie sie aufhören, zu schießen, und anfangen, wegzulaufen. Sehen Sie, dass sie sich im beleuchteten Bereich befinden?« Sie tippte auf den PLAY-Button, und die Gruppe sah zu, wie die beiden Gestalten sich von dem Gebäude entfernten. Ein Schattenfinger folgte ihnen und überholte sie. Die Soldaten tauchten aus der Dunkelheit nicht mehr auf.

»Käfer?« Die Präsidentin sah Alex an.

»Fuck, soll das vielleicht ein Witz sein?«, platzte Manny heraus.

Alex seufzte. »Sie verstehen jetzt, warum ich ungern vor so vielen Leuten etwas sagen wollte.«

»Kommen Sie, Alex«, sagte Ben. »Ist das nicht ein großer Schritt von dem hier zu Käfern?«

»Das ist das Wort, das die Chinesen benutzt haben. Wir haben drei Übersetzer befragt, und sie sind sich einig, dass es irgendeine Variante von *Insekten* ist. Viel haben wir nicht.« Sie nahm ein Blatt Papier aus ihrer Tasche. »Hier. Wir hören: >Nicht mehr unter Kontrolle. Die Insekten sind.< Dann Rauschen, und dann kommt noch ein Fetzen: >die Insekten nicht aufhalten<, und danach verlieren wir die Verbindung ganz.« Alex legte das Blatt auf den Tisch, aber niemand hob es auf. »Ich habe nicht den Verstand verloren. Ich behaupte nicht, dass wir es mit einer Plage zu tun haben, mit fleischfressenden Heuschrecken oder so etwas. Ich weiß nicht, was es ist. Bio? Vielleicht Nanotechnik? Was immer es ist, es

hat Eigenschaften, die für die Chinesen ein Grund sind, die Waffe mit Insekten zu vergleichen. Und was immer es ist, es ist außer Kontrolle geraten. Bei dem, was ich gesehen habe, bin ich ziemlich sicher, dass die Chinesen sich selbst bombardiert haben, um es unter Kontrolle zu bringen.«

Steph holte tief Luft. »Versteh ich Sie richtig, Sie nehmen an, China habe wegen irgendwelcher Schatten, und weil Sie ein paarmal das Wort ›Insekten‹ gehört haben, eine Atombombe abgeworfen? Auf's eigene Land? Das kommt mir ein bisschen gewagt vor. Sind Sie sicher?«

»Nein«, sagte Alex. »Und Sie hätten Zouskis sehen sollen, als sie mir ihre Schlussfolgerungen vortrug. Sie mag clever sein, aber sie ist immer noch so grün hinter den Ohren, dass sie gerade mal für eine Region am Arsch von China zuständig ist. Dort kann sie das Handwerk erlernen, ohne dass man befürchten muss, sie könnte es mit wirklich wichtigen Dingen zu tun haben.«

»Zum Beispiel damit, dass China eine Atomexplosion auslöst«, sagte Manny.

Alex nickte. »Zum Beispiel. Aber was ihr wirklich einen Schrecken eingejagt und sie dazu gebracht hat, nicht lockerzulassen, obwohl ihr Vorgesetzter offensichtlich der Ansicht war, sie ruiniere ihre Karriere, war das Internet.«

Stephanie seufzte. »Ich weiß, ich habe gesagt, ich lasse jeden, der das Wort ›Zombie‹ ausspricht, in den Rosengarten bringen und erschießen, aber wenn jetzt etwas von einer verrückten Verschwörungstheorie aus dem Internet kommt, und wenn Sie mir erzählen, die Chat-Foren sind voll von Geschwätz über

Insekten, dann lasse ich Sie auch dafür exekutieren.«

Alex lächelte, aber alle Anwesenden wussten, dass sie nicht der Typ war, der lange herumredete. »Das ist es ja gerade, Madam President. Im Internet ist *nichts*.«

Billy warf den Kopf in den Nacken. »*Fuck*, Alex – jetzt spucken Sie's schon aus.«

»Die chinesische Regierung hat drei Tage vor dem Eingreifen das Internet für die gesamte Provinz abgeschaltet. Drei Tage vorher. Den Internetzugang auf allen Ebenen. Mobilfunk- und Festnetztelefonie ebenfalls. Alles. Und nicht nur für das Dorf, sondern für die gesamte Provinz. Alles, was man benutzen konnte, um Informationen zu verbreiten, wurde abgeschaltet. Und sie haben ihre Sache gut gemacht, so gut, dass wir die Abschaltung erst bemerkt haben, als Zouskis rückwirkend versucht hat, festzustellen, ob es in der Zeit vor der Explosion irgendwelche Internetgerüchte gegeben hat. Ich meine, eine ganze Provinz? Die komplette Kommunikation für drei Tage gesperrt? Das ist so, als würden wir Telefonnetz, Mobilfunk und Internet für Idaho, Montana und Wyoming stilllegen. Können Sie sich das vorstellen? Allein auf dieser Grundlage, und selbst wenn die Chinesen keinen Atomsprengkopf gezündet hätten, würde ich eine massive Lauschaktivität erwarten, ganz gleich, welche Schlüsse man zieht – Insekten, Käfer oder – sie sah Manny an und hatte die Stirn, ihm zuzuzwinkern – »Zombies.«

Die Präsidentin ignorierte diese Spitze. Sie beugte sich vor und drückte den PLAY-Button auf Alex' Tablet. »Also«, sagte sie, »Käfer.« Sie beobachteten die aufblitzenden Lichtpunkte und dann die Soldaten,

die vor den Schatten flüchteten und dann im Dunkeln verschwanden. »Was hat das zu bedeuten? Käfer? Insekten? Ich meine, Pocken oder andere Viren, die man nicht sehen kann – aber was hat es zu bedeuten, dass sie die Waffe – wenn es eine war – als Insekten bezeichnen?«

»Das wissen wir nicht«, sagte Alex, »und ich habe nicht die Absicht, irgendwelche Horrorfilm-Erklärungen anzubieten. Ich glaube, blutrünstige Kakerlaken können wir ausschließen, aber was immer da drüben im Gange war, es hat den Chinesen so viel Angst eingejagt, dass sie eine Dreißig-Megatonnen-Kernwaffe gezündet haben.«

Die Präsidentin rieb sich die Augen und ließ den Kopf hängen. »Käfer?«

»Käfer«, sagte Alex.

»Ehrlich gesagt«, erklärte Ben und stand auf, »das klingt ziemlich verrückt. Wir sollten uns auf die chinesische Regierung konzentrieren und herausfinden, ob es wirklich ein Unfall war oder irgendein unerwartbares Ereignis. Ein anderes plausibles Szenario, an das Billy und ich glauben, wäre, dass dies ein Schritt zu etwas Größeres war. Das würde erklären, weshalb sie uns keinerlei Informationen zukommen lassen.«

Alex lehnte sich zurück, und Manny stellte fest, dass sie müde aussah. Hatte sie die ganze Nacht mit ihren Analysten verbracht? Er selbst hatte auch nicht viel Schlaf bekommen. Das gehörte zu seinem Job, erst recht, wenn die Gefahr eines nuklearen Armageddon drohte. Das war ihm klar. Ein Atomkrieg war schlimm, aber man musste so etwas in Betracht ziehen, wenn man der Stabschef des

Weißen Hauses und der engste Freund und Berater der Präsidentin war. Dennoch fiel es ihm schwer, sich mit der Möglichkeit anzufreunden, dass die Chinesen über militärische Insekten verfügten. Anscheinend ging es Alex genauso, denn sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß, Ben.« Sie sah die Präsidentin an. »Ich weiß, es klingt verrückt, aber Zouskis hat wirklich gute Argumente. Unsere erste Reaktion war die gleiche wie Ihre, aber es ergibt keinen Sinn. Es gab keine Mobilisierung von Truppen, keine flammende Rhetorik, keinen Hinweis auf eine politische Veränderung oder auf eine territoriale Expansion, auch nicht im Rückblick. Unser Verhältnis zu China war außerdem ziemlich gut. Deshalb haben wir andere Möglichkeiten in Betracht gezogen, alles das, was einem so einfällt: beispielsweise irgendwelche zivilen Proteste, die außer Kontrolle geraten sind. Aber eine solche Situation würden die Chinesen nicht mit einer Atombombe beantworten. Unruhen in einem Ausmaß, das den Einsatz einer Atomwaffe rechtfertigen könnte, würden sie außerdem nicht vollständig geheim halten können. Wir hätten etwas davon mitbekommen.« Sie seufzte. »Es wäre wohl denkbar, dass es an diesem Standort eine ausgewachsene geheime Militäreinrichtung gegeben hat, die wir einfach übersehen haben, und dass dort ein Aufstand eines Teils der Streitkräfte stattgefunden hat, der mit einer Atombombe niedergeschlagen werden musste, aber in diesem Fall müssten wir den Chinesen beachtliche Geheimhaltungsfähigkeiten unterstellen. Nein. Auch wenn es ziemlich weit hergeholt zu sein scheint, ist die wahrscheinlichste Erklärung die, dass es dort ein

kleines Labor gegeben hat. Ein wirklich kleines. Ein oder zwei Wissenschaftler, die mit irgendetwas herumbastelten. Ganz unauffällig. Ich meine damit nicht, dass es völlig inoffiziell existierte, aber dass man es einfach nicht für wichtig genug hielt, um es in einer militärischen Einrichtung unterzubringen. Winzig. Eine Art Garage mit einem verrückten Wissenschaftler. So klein, dass die Regierung nicht darauf vorbereitet war, wie erfolgreich dort eine neuartige Waffe entwickelt wurde. Ein Labor, das mit ein-, zweihunderttausend Dollar ausgestattetet wurde und wo die Wissenschaftler unbehelligt scheitern durften. Das tun wir hier ja auch. Wissen Sie, wie viele verrückte, spekulative Projekte wir finanzieren, offiziell wie auch unter der Hand? Nanoparasiten, Schall-Laser, Todesstrahlen und solcher Quatsch? Schauen Sie, ich würde wirklich zu gern hier hereinkommen und sagen, alle unsere Informationen deuten auf einen Unfall oder auf eine aus politischen Gründen ausgelöste Nuklearexplosion hin, aber was wir sehen, ist etwas anderes.« Sie schwieg und schaute in die Runde.

Und dann sagte sie: »Ich glaube, es ist etwas Schlimmeres. Ich glaube, es ist schlimmer als alles, was wir uns im Moment vorstellen können.« Alex stand auf und verkleinerte die Karte auf dem Display mit Daumen und Zeigefinger, bis die ganze Provinz zu sehen war. »Wir sehen keine Soldaten, die am Boden mit anderen Soldaten kämpfen, und wir sehen keine Truppenbewegungen von der Art, die auf eine nach außen gerichtete Expansion hindeuten. Vielleicht ist es der Ausdruck *Käfer*, der Ihnen Probleme macht, aber wenn ich *Käfer* sage, benutze

ich es als Decknamen für irgendetwas. Mit den wenigen Erkenntnissen, die wir haben, sollten wir davon ausgehen, dass es sich um eine biologische Waffe handelt, über die sie die Kontrolle verloren haben. Was immer es sein mag, es ist etwas, das wir nicht kennen und das ihnen eine Scheißangst einjagt. So viel Angst, dass sie bereit waren, eine Dreißig-Megatonnen-Bombe draufzuwerfen, um die Katastrophe einzudämmen, die sie angerichtet hatten. Ich glaube nicht, dass wir Zeugen eines konventionellen Landkriegs sind. Ich meine – Madam President, was würde Ihnen so viel Angst machen, dass sie bereit wären, eine Bombe auf eine unserer eigenen Städte zu werfen?«

»Okay.« Die Präsidentin stand auf und ging zu dem Bildschirm, auf dem die Karte zu sehen war. »Käfer. Eine biologische Waffe. Was auch immer. Der springende Punkt ist, dass unsere Analystin ...?«

»Zouskis.«

»Dass Zouskis uns Informationen gegeben hat, die zeigen, dass da etwas vorgefallen ist. Wir können uns also zum jetzigen Zeitpunkt darauf einigen, dass die chinesische Erklärung, es habe sich um einen einfachen Unfall gehandelt, auszuschließen ist?«

»Das wäre vielleicht das Beste«, sagte Manny. »In gewisser Hinsicht ist die Vorstellung, die Chinesen könnten einen Teil ihres Territoriums aus Versehen in ein radioaktives Ödland verwandeln, viel beunruhigender als die Möglichkeit, dass sie es mit Absicht getan haben.«

Die Präsidentin nickte. »Okay. Wir sind also schon dabei, sicherheitshalber Truppen ins Ausland zu verlegen für den Fall, dass die Chinesen vorhaben,

die Explosion als ersten Schritt zu einer territorialen Expansion zu nutzen«, sagte sie. »Aber was ist, wenn Alex recht hat? Denn ich muss Ihnen ehrlich sagen, so verrückt es sich anhört, und ich verbitte mir natürlich, dass davon auch nur ein geflüstertes Wörtchen an die Presse gegeben wird - können Sie sich die zivilen Unruhen vorstellen, zu denen es käme, wenn an die Öffentlichkeit dringen würde, dass ein chinesisches Biowaffen-Experiment schiefgegangen ist, das eine Atombombe zu seiner Begrenzung erforderlich macht? Gehen wir davon aus, dass es sich in China um nackte Panik gehandelt haben könnte, dann ist die eigentliche Frage also: Was tun wir?«

»Madam President«, sagte Ben und strich seine Uniform mit der flachen Hand glatt. »Bei allem Respekt vor Alex und ihrer kleinen Analystin, das ist lächerlich. Zwei Sätze, in denen ein Wort wie *Insekten* vorkommt, ein paar körnige Fotos und ein paar Sekunden eines ruckelnden Videos? Und auf dieser Grundlage nehmen wir an, dass es dort eine neuartige, virulente Superwaffe gibt?«

Steph starrte Ben an, und Manny beobachtete sie. Das war eins der Dinge, die er an ihr mochte. Sie hatte keine Bedenken, alle andern warten zu lassen, wenn sie über etwas nachdenken musste. Sie wandte sich der Karte zu, auf der die Truppenbewegungen verzeichnet waren, und sah dann wieder Ben an.

»Holen Sie sie zurück«, sagte sie.

»Ma'am?« Ben war verblüfft.

»Holen Sie sie zurück«, wiederholte Steph. »Sämtliche Truppen, die wir ins Ausland verlegen. Alles zurück in die Staaten.«

Billy, der in den letzten zehn Minuten geschwiegen hatte, richtete sich auf. »Sie wollen, dass wir alle Truppen, die ins Ausland entsendet wurden, wieder zurückholen?«

»Nicht alle«, sagte die Präsidentin. »Nur die, die wir als Reaktion auf die Atomexplosion in Marsch gesetzt haben. Und ich will, dass Sie es sofort tun. Unverzüglich.«

Manny sah, dass Ben die Augen verdrehte und sich bemühte, nicht zu schreien. Er sah aus wie ein Teenager, der kurz vor einem Tobsuchtsanfall stand, weil er kein neues Smartphone bekommen sollte. Der Vorsitzende der Vereinten Stabschefs war fest davon überzeugt, dass die einzige angemessene Reaktion darin bestand, die Chinesen mit einer Demonstration militärischer Stärke im Zaum zu halten, und er hatte den größten Teil der letzten vierundzwanzig Stunden darauf verwandt, dafür zu sorgen, dass es geschah. Interessanterweise sah Billy nicht allzu verärgert aus. Der Verteidigungsminister war anscheinend nur neugierig.

»Madam President?«, sagte er. »Angenommen, es stimmt nicht, dass die Chinesen ihr Territorium ausweiten wollen, und Alex hat recht mit der Annahme, dass sie die Bombe geworfen haben, um eine biologische Waffe unter Kontrolle zu bringen. Warum dann die Eile? So oder so wird es nicht schaden, die Truppenentsendung weiterlaufen zu lassen und ein bisschen Geduld zu haben, bevor wir sie alle zurückholen. Wenn Alex sich irrt, ist es klug, die Truppen einzusetzen, und wenn sie recht hat, können wir sie schnellstens zurückholen und uns mit den veränderten Realitäten vor Ort befassen.«

Manny richtete sich auf. Unwillkürlich platzte er heraus: »Die Grippe.«

Billy starrte ihn an. »Wie bitte?«

»Die Grippe«, wiederholte Manny. »Wenn es sich um eine biologische Waffe handelt, ist sie vielleicht durch die Explosion nicht zu stoppen. Wir reagieren, als wäre es eine Grippepandemie.«

»Bingo.« Steph lächelte grimmig. »Drei Punkte für Manny. Wie schnell können wir in Aktion treten? Quarantänezonen, das Militär in Stellung? Ich will noch nichts anrollen lassen, aber ich möchte, dass alles einsatzbereit ist.«

Einen Moment lang war es still im Raum. Mannys Gedanken hingegen rasten schon weiter: nämlich zu den politischen Auswirkungen. »Das wird eine Katastrophe. Es wird vielleicht einen kurzen Auftrieb für die patriotische Stimmung bringen, aber wenn wir im Inland das Militär einsetzen, werden die Umfrageergebnisse Sie umbringen.«

Steph lächelte ihn tatsächlich an. »Das ist im Moment nicht meine größte Sorge, Manny. Ich glaube, in diesem Augenblick müssen wir uns fragen, ob es richtig ist, was wir tun, und nicht, ob wir politisch gewinnen.«

»Doch. Es geht immer darum, politisch zu gewinnen«, sagte Manny, aber er sagte es nur, weil er wusste, dass sie es von ihm erwartete. Obwohl sie lächelte, sah er ihr an, dass die Präsidentschaft in diesem Moment schwer auf ihren Schultern lastete. Ob sie es wollten oder nicht, aber wenn es ein Virus gab, das in einem Ausmaß Amok lief, dass die Chinesen bereit waren, zu einer Atomwaffe zu greifen, würde der *politische* Fallout – fast hätte er

bei dem Wort »Fallout« gelacht –, der bei der Einrichtung von Quarantänezonen und beim Einsatz von Militär in den Städten zu erwarten wäre, bei der nächsten Wahl ein geringeres Problem sein als Tausende oder vielleicht Hunderttausende tote Amerikaner. *Fuck*, zum Teufel mit den Chinesen und zum Teufel mit biologischen Waffen. Insgeheim sehnte er sich nach altmodischen Kriegen, in denen Männer Schützengräben anlegten und auf konventionelle Art starben. Er wollte weitersprechen, aber da klopfte es, und die Privatsekretärin der Präsidentin kam herein.

»Entschuldigung, Madam President«, sagte sie. »Verzeihen Sie die Störung, aber er lässt sich absolut nicht abweisen.«

»Wer?«

»Der Direktor des Dienstes. Er sagt, er muss mit Ihnen über Bill Henderson sprechen.«

Manny konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber er wusste, dass Steph die Augen verdrehte. Natürlich wusste sie die Spenden zu schätzen, die Henderson für sie gesammelt hatte, aber die Nachricht von seinem Flugzeugabsturz war von den Ereignissen in China schlicht überlagert worden. Sie würde ein Statement abgeben, irgendwann würde sie Fragen zu dem Absturz beantworten, und sie würde zur Beisetzung nach Minneapolis fliegen, aber angesichts der chinesischen Situation hatte Hendersons Beisetzung im Moment einfach nicht oberste Priorität. Er wollte der Sekretärin daher sagen, Steph werde sich melden, aber die Präsidentin war schneller.

»Was ist mit Henderson?«

Als die Sekretärin zögerte, schwante ihm Böses.

Die Sekretärin war keine Frau, die zögerte.

»Der Direktor«, sagte sie, »besteht darauf, mit Ihnen zu sprechen.« Sie machte eine Pause, als müsse sie ihre Worte sorgfältig wählen. »Er sagt, es kann sein, dass Mr. Henderson von Spinnen gefressen wurde.«

Die Präsidentin hob den Kopf und starrte ihre Sekretärin an. Alle taten es ihr nach, erkannte Manny.

»Von Spinnen?« Manny hörte seine eigene Stimme, aber er war nicht sicher, dass er es war, der diese Frage stellte. »Spinnen. Wie, Sie wissen schon, Käfer?«

»Spinnen«, bestätigte die Sekretärin. »Der Direktor wirkt ziemlich ... fassungslos.«

Die Präsidentin stand auf und deutete Richtung Ben und dann Billy. »Nicht nur die, die wir als Reaktion auf China in Marsch gesetzt haben. Sämtliche Männer und Frauen der verdammten Streitkräfte, die wir zurückbeordern können. Alle. Rückmarsch in die Staaten. Ben, wie schnell können wir das hinbekommen?«

»Die Pläne liegen bereit. Wahrscheinlich ungefähr vierundzwanzig Stunden, wenn wir wirklich Feuer machen.«

»Zünden Sie das Streichholz an«, sagte Steph, »aber halten Sie es noch nicht an den Docht. Kein einziger Soldat verlässt einen seiner Stützpunkte, aber ich will, dass die Trucks fahrbereit sind.«

»Steph«, sagte Manny. »Madam President, ich denke ...« Er sprach nicht zu Ende. Er wusste nicht mehr, was er dachte.

Steph ging zu dem Ende des Tischs, an dem das Telefon stand. »Sie finden, dass ich überreagiere, tja, wahrscheinlich haben Sie recht. Aber wir wissen, dass die Chinesen eine Atombombe auf ihr eigenes Territorium geworfen haben, um etwas in Schach zu halten, etwas, das sie als Käfer bezeichnen. Und jetzt haben wir einen Milliardär, der in Minneapolis eine Bruchlandung hingelegt hat und von Spinnen gefressen wurde. Ich neige wirklich nicht zu Verschwörungstheorien, aber wir sollten jetzt handeln. Schlimmstenfalls – was? Nennen wir es eine Übung?«

»Ein Manöver«, sagte Alex. »Wir sagen, wir hatten die Pläne seit einem Jahr in der Schublade, aber wir haben niemanden in Kenntnis gesetzt, weil es ein echter Test sein sollte. So werden wir es drehen, wenn es eine Überreaktion war.«

»Okay«, sagte Manny. »Es gefällt mir nicht, aber ich kann damit leben.«

Billy hob die Hand. Manny hätte beinahe gelacht. Der Mann zeigte tatsächlich auf.

»Was ist?«, fuhr Steph ihn an.

»Was ist, wenn es keine Überreaktion ist?«, fragte er. »Soweit wir wissen, hat das Ganze – wann? vor sechs Tagen angefangen. Sechs Tage, bis China eine Atombombe abgeworfen hat? Was ist, wenn wir schon zu spät sind?«

Stephanie sah die Sekretärin an. »Stellen Sie den Direktor durch.« Sie wandte sich an Billy. »Wenn es keine Überreaktion ist, dann gnade uns Gott.« Sie nahm den Hörer ab, hielt ihn aber kurz an die Brust. »Und, Manny«, sagte sie und drehte sich zu ihm um, »rufen Sie Ihre Exfrau an. Ich habe ein paar Fragen

zum Thema Spinnen.«

## American University, Washington, D.C.

»Professor Guyer?«

Mit einem Ruck hob Melanie den Kopf vom Schreibtisch. »Ich bin wach. Ich bin wach«, sagte sie. Ihre Wange und ihr Mundwinkel waren feucht, und sie wischte sich den Sabber aus dem Gesicht. *O Gott.* Wie lange hatte sie geschlafen? Als sie sich umdrehte und Bark ansah, spürte sie einen stechenden Schmerz im Kreuz. Aus genau diesem Grund hatte sie eine Couch im Büro: damit sie im Labor schlafen konnte, wenn sie wollte, und trotzdem war sie am Schreibtisch eingeschlafen. Sie schaute auf die Uhr. Fast vier Uhr nachmittags.

»Professor Guyer?«, wiederholte Bark. Er sprach ihren Namen immer noch wie eine Frage aus.

Sie sah ihn an und schaute dann an ihm vorbei, um sich zu vergewissern, dass weder Julie noch Patrick hinter ihm lauerten. »Wie oft, Bark?«

»Verzeihung. Wie oft was, Professor Guyer?«

»Wie oft habe ich deinen Schwanz im Mund gehabt? Und du nennst mich immer noch Professor Guyer?«

Bark wurde rot, was irgendwie süß war, wie Melanie zugeben musste. Er war wirklich, wirklich gut im Bett, aber davon schien er nichts zu ahnen, denn ständig fragte er sie, ob alles okay sei oder ob es das sei, was sie wollte, und das war ein Teil seines Charmes. Aber natürlich war ebendiese

Ahnungslosigkeit der Grund, weshalb sie ihm ihre Schreibtischlampe an den Kopf werfen wollte.

»Du weißt, es ist mir peinlich, wenn du so redest«, sagte er. Er warf einen Blick über die Schulter, um sicher zu sein, dass keiner seiner Kollegen Melanies Bemerkung gehört hatte, und dann schloss er die Tür hinter sich und kam um ihren Schreibtisch herum.

Er setzte sich auf die Kante und legte ihr eine Hand auf die Schulter. Er war genau wie sie die ganze Nacht im Labor gewesen, aber er roch immer noch gut. Eine Mischung aus Seife und etwas Kräftigerem. Seine Hand war groß und schwer, und wider Willen spürte sie, wie sie sich gegen das Gewicht sinken ließ. Sie drehte den Kopf zur Seite und grub sehr sanft die Zähne in seinen Handballen.

Dann ließ sie wieder los. »Aber wenn ich sage, ich hatte deinen Schwanz im Mund, ist es dir nicht so peinlich, als dass du mich daran hindern würdest, es wieder zu tun«, sagte sie. »Verschone mich daher mit deinem altmodischen Zartes-Blümchen-Getue, okay?« Sie gähnte und streckte sich. Ihr Rücken war ernsthaft verspannt, und eigentlich hätte sie den Kopf am liebsten wieder auf den Schreibtisch sinken lassen und die Augen geschlossen. Sie hatte das Gefühl, tagelang schlafen zu wollen. Sie hatte von Spinnen geträumt - sie träumte immer von Spinnen -, und ihr Kopf war voller Spinnweben.

»Es ist Zeit, Professor Guyer«, sagte Bark. »Es tut sich was.«

Das vertrieb die Spinnweben. In der Wissenschaft gab es nicht allzu viele Heureka-Augenblicke. Meistens war es harte Arbeit, das Sammeln von Daten, ein langsames, stetiges Vorwärtskommen.

Und das liebte sie. Sie verbrachte ihre Zeit wirklich gern im Labor, mit Beobachtungen und Aufzeichnungen. Auf der Highschool war sie die einzige Schülerin gewesen, die Titrationsübungen interessant fand, und später, als Studentin und als Doktorandin, hatte sie ihre Konzentration aufrechterhalten können, selbst wenn der Alltagstrott sie langweilte. Sie war brillant, keine Frage, aber im Graduiertenstudium waren zwei andere Studenten genauso brillant gewesen. Der Unterschied war nur, dass die nicht so diszipliniert gewesen waren wie sie. Sie war auf ihrem Gebiet berühmt geworden, weil sie zu den logischen Sprüngen fähig war, die die Wissenschaft voranbrachten, aber sie wusste, in Wirklichkeit war sie erfolgreich, weil sie eine Arbeiterin war. Sie hatte nicht nur gute Ideen, sondern sie verstand es auch, ihre Theorien mit methodischer Forschung zu beweisen.

Aber so bereitwillig sie auch arbeitete, so diszipliniert sie auch sein mochte, es gab nichts, absolut nichts, was mit der Erregung bei einem Durchbruch vergleichbar war. Und wenn sie ehrlich war, hatte sie im Labor schon seit langem nichts Erregendes mehr erlebt.

Ja, die Entdeckung der medizinischen Einsatzmöglichkeiten des Gifts der *Heteropoda venatoria* vor zwei Jahren war ein großartiges Ergebnis der Arbeit, die sie erst zu dem hatte werden lassen, was in der Welt der Entomologie als Berühmtheit gelten konnte, aber so sehr ihr die Riesenkrabbenspinne ans Herz gewachsen war, sie spürte doch, dass diese Forschung an ihr Ende gekommen war. Es war Zeit für etwas Neues.

Sie war verärgert über ihre Doktoranden gewesen, als sie ihr gestern vor dem Hörsaal aufgelauert und sie an ihr betrunkenes Gefasel über Peru und die Nazca-Linien erinnert hatten, aber sie hatte offensichtlich das richtige Gespür gehabt. Zu sagen, dass das, was mit dem Eierkokon passierte, interessant sei, war eine Untertreibung. Dies war möglicherweise einer der Augenblicke in der Wissenschaft, die eine Karriere bestimmen konnten. Es gab einen Evolutionsökologen draußen in Oklahoma, der schon in den neunziger Jahren angefangen hatte, inaktive Eier wiederzubeleben, und er hatte schon früh Erfolg mit Eiern gehabt, die Jahrzehnte alt waren. Zu Anfang der zweitausender Jahre brütete er hundert Jahre alte Eier aus, und 2010 war es ihm gelungen, Eier zum Schlüpfen zu bringen, die mehr als siebenhundert Jahre alt waren. Okay, nach dem, was sie aus dem Artikel in Erinnerung hatte, war es um Wasserflöhe gegangen, deren Struktur um einiges einfacher war als die der Spinnen, aber trotzdem - die Idee war nicht völlig wahnsinnig. Wenn es also schon interessant genug war, auf dem Nazca-Gelände einen versteinerten, zehntausend Jahre alten Eierkokon zu finden, so war es doch eine ganz andere Sache, daraus etwas schlüpfen zu lassen.

Hieraus konnte etwas Großes werden. Groß genug für die Titelseite von *Science* oder *Nature*.

Sie wusch sich das Gesicht am Spülbecken im Labor. Sie hätte auch in dem privaten Badezimmer in ihrem Büro rasch duschen können - dieses Bad an und für sich wäre schon Grund genug gewesen, an die American University zu kommen, wenn man

außer Acht ließ, dass sie Mannys wegen nach D.C. hatte kommen müssen oder dass die American University ihr das beste Angebot gemacht hatte -, aber jetzt, da es so weit war, wollte sie nichts verpassen.

Die drei Doktoranden steckten am hinteren Ende des Labors die Köpfe zusammen. Das Insektarium stand neben dem Käfig einer Ratte, der Patrick wegen der tumorartigen Gewächse auf ihrem Rücken den Namen »Humpy« gegeben hatte. Auf der anderen Seite des Insektariums lief auf dem Laptop eines der Studenten ein Livestream mit Nachrichten. Es war jedoch nur ein leises Gemurmel, das über sie hinwegwehte. Julie saß vorgebeugt da und schrieb etwas in ihr Notizbuch.

»Okay«, sagte Melanie, »was gibt's Neues?« Sie streckte eine Hand aus und klappte den Laptop zu. Sie verlangte nicht, dass es in ihrem Labor still war, aber sie war kein Fan irgendwelcher Hintergrundgeräusche.

Die drei Studenten standen auf, schauten den Laptop an und maulten bestürzt. »Wir hatten die Nachrichten nur laufen wegen der Atomexplosion«, erklärte Patrick.

Einen Moment lang dachte Melanie, sie habe sich verhört, aber dann wusste sie, dass Patrick tatsächlich das Wort *Atomexplosion* benutzt hatte. Trotzdem klang ihre Reaktion eher so, als habe Melanie den Laptop mitten in der Halbzeitshow beim Superbowl zugeklappt. Keiner der drei sah besonders mitgenommen aus, jedenfalls nicht mehr, als es bei Studenten normalerweise der Fall war, wenn sie eine Nacht im Labor verbracht hatten. Nichts deutete

darauf hin, dass gerade ein nukleares Armageddon stattfand. Patricks Mundwinkel war ein bisschen verschmiert, vielleicht mit Schokolade, und Julies Haar hätte eine gründliche Pflegespülung vertragen, aber keiner von ihnen sah aus, als wollte er in die Berge flüchten. Und soweit sie sehen konnte, hatte niemand geweint. Trotzdem, Patrick hatte wirklich gesagt, sie hätten den Laptop wegen einer Atomexplosion aufgestellt.

Sie legte die Hand wieder auf das Gerät und spielte mit dem Finger an der Verriegelung. »Äh, könnte jemand mich auf den neuesten Stand bringen? Was zum Teufel ist los? Wie lange habe ich geschlafen?«

»Wir haben die Temperatur auf einem gleichmäßigen Level gehalten und den Kokon per Video in HD-Auflösung beobachtet, und eigentlich ist nicht viel --«

»Nein.« Melanie fiel Bark ins Wort. »Herrgott nochmal. Ist das Ihr Ernst? Nicht die Spinnen. Eine Atomexplosion?«

»Ach, das ist eigentlich kein Riesending«, sagte Patrick. »Das war letzte Nacht, aber wir haben erst vor kurzem davon erfahren. Ich meine, vermutlich war es doch ein Riesending, denn es war eine Atombombe, aber nur ein Unfall. Eine große Atombombe in einer nicht besonders dicht bevölkerten Gegend. Zumindest sagen sie das in den Nachrichten. Nicht das Ende der Welt oder so was.«

»In China«, fügte Julie hilfsbereit hinzu.

»Eine Kernschmelze?« Melanie klappte den Laptop nicht wieder auf. Die blasierte Reaktion auf diese Atomgeschichte hatte ihr Interesse schon wieder auf

den Eierkokon gelenkt. Die drei Studenten standen so, dass sie das Insektarium teilweise verdeckten, aber ein Stück des Kokons war sichtbar. Melanie sah jetzt, dass er sich bewegte. Nein. Vibrierte, besser gesagt.

Sie ging um die Studenten herum auf die andere Seite und schob den Käfig mit Humpy, der Ratte, auf der Arbeitsfläche ein Stück zur Seite, damit sie den Kokon besser sehen konnte.

»Oh, nein«, sagte Patrick. »Keine Kernschmelze. Eine richtige Atombombe. Oder eine Rakete. Ich weiß es ehrlich gesagt nicht genau. Aber so oder so, es war ein Unfall. Vielleicht ein Übungseinsatz oder ein Absturz oder so was?« Er sah Bark an. »Hast du zugehört?«

Bark zuckte die Achseln. »Ich hab's weitgehend ausgeblendet, nachdem die Präsidentin ihr Statement abgegeben hat.« Er berührte die Glaswand des Insektariums sanft mit dem Mittelfinger. »Das hier ist wirklich interessant. Es summt«, sagte er.

Das genügte. Melanie vergaß den Computer und wandte sich vollends dem Eierkokon zu. Er war groß. Das war das Erste, was ihr am Tag zuvor aufgefallen war. Es stand außer Zweifel, dass es ein Eierkokon war, aber einen so großen hatte sie noch nie gesehen. Größer als ein Softball. So groß wie eine kleine Melone. Und er war hart und gab nicht nach. Eventuell kalzifiziert oder so. Sie konnte nicht mit Sicherheit sagen, was damit passiert war, aber das war eins der Dinge, denen sie auf den Grund gehen mussten, sobald die Spinnen die Schale abgeschüttelt hätten und sie die Stücke analysieren könnten. Dann fiel ihr ein, woran es sie erinnerte: an die harten,

sauren, knolligen Bonbonkugeln, die sie als Kind immer aus den 25-Cent-Automaten in der Mall gezogen hatte. Der Kokon sah auch kalkartig aus, und sie beobachteten, dass er ein hartes weißes Puder hinterließ, das Backpulver glich, sich aber grob und körnig wie Sand anfühlte, wenn sie es zwischen den Fingern rieb.

Es war, wie Bark es so unpoetisch ausgedrückt hatte, wirklich interessant.

Bark hatte aber noch in einer anderen Sache recht gehabt. Es summte. Vielleicht war Summen nicht ganz das richtige Wort, aber es klang so ähnlich. Surren vielleicht? Was immer es war, es war nicht gleichmäßig. Es schien zyklisch zu verlaufen, erst dunkel und kraftvoll, dann höher, aber schwächer, und gleichzeitig schienen auch die Vibrationen des Kokons zu wechseln. Sie griff in das offene Insektarium und legte die Hand auf den Kokon. Bei der ersten Berührung zuckte sie beinahe zurück.

»Er ist heiß.« Sie sah Julie an.

»Ja, die Temperatur steigt gleichmäßig. Anfangs habe ich es gar nicht bemerkt. Wir haben es aber aufgezeichnet.« Julie deutete mit dem Kopf auf den zweiten Laptop hinter ihr auf dem Tisch. »Aber zunächst war es nicht gerade superauffällig. Es ging ganz allmählich voran, ein Grad nach dem anderen. Aber wenn Sie sich die Daten ansehen, gibt es eindeutig ein Muster.«

Melanie schloss die Finger um die Oberseite und wölbte die Hand um den Kokon. Dann wusste sie, wie der Kokon sich anfühlte. Trotz der kleinen Auswölbungen, der winzigen Knoten, fühlte er sich an wie ein Basketball. Kleiner natürlich, so klein,

dass er sich in ihre Hand schmiegte. Auf dem College hatte sie sich immer gewünscht, sie könnte den Ball so umfassen. Da hatte sie noch gedacht, es gäbe den Hauch einer Chance, dass sie eines Tages einen Basketball dunken würde. Vielleicht, wenn der Korb zweieinhalb Meter hoch gehangen hätte, nicht drei, oder wenn sie von einem Trampolin hätte springen können. Eins achtzig war groß für eine Frau, aber sie war nie gut im Springen gewesen.

Sie bewegte ihre Hand über den Kokon. Die Worte *schmierig* oder *klebrig* hätte sie nicht benutzt, wie sie es vielleicht bei den Bällen getan hätte, die sie bevorzugte, denn irgendetwas verhinderte, dass er glitschig war. Sie konnte sich vorstellen, dass er, bevor er *kalzifiziert* worden war, irgendwo an eine Wand oder in einen Spalt gesponnen worden war. Und er war heiß. Nicht so heiß, dass sie die Hand wegnehmen musste, aber warm wie ein Brot frisch aus dem Backofen.

Es war eine erstaunliche Vorstellung, dass dieser Kokon zehntausend Jahre alt sein sollte und dass er so lange vergraben gewesen war. Und dass er zu einer Nazca-Linie gehörte. Die Riesenspinne dort war so etwas wie eine Botschaft an sie, ein Zeichen, das Melanies Aufmerksamkeit erregen sollte. Ja, sie würde Artikel darüber schreiben - die Wiederauferstehung dieses Eierkokons und das, was darin war, damit konnte sie etwas anfangen -, aber mehr als alles andere erinnerte er sie daran, wie viel Spaß ihr der Beruf der Wissenschaftlerin machte und dass die Welt wahrhaft erstaunlich sein konnte.

Der Kokon zuckte unter ihrer Hand. Die Spinnen, die auf ihre Geburt warteten, wollten herauskommen.

Wie lange waren diese Eier dort drin gewesen? Wie lange hatten die Spinnen darauf gewartet, zu schlüpfen? Und was war das für ein Geräusch? Etwas erhab sich über das Summen des Eierkokons, ein scharfer Ton. Mechanisch, wie ...

*Oh.* Melanie nahm die Hand aus dem Insektarium und richtete sich auf. Es war ihr Handy.

Sie angelte es aus der Tasche ihres Laborkittels. Manny. Sie überlegte, ob sie annehmen, ob sie mit ihrem Exmann reden sollte, aber dann stieß sie mit dem Daumennagel auf die STUMM-Taste und steckte das vibrierende Telefon wieder ein.

Bark beugte sich jetzt vor, beinahe komisch gekrümmmt, das Kinn auf der Tischkante, so dass er den Eierkokon in Augenhöhe betrachten konnte. Sein Mund stand offen. »Yeah«, sagte er. »Es geht los.«

»Wo?«

»Hier«, sagte er und winkte Melanie herunter. Als sie sich vorbeugte, drängten Julie und Patrick sich heran. »Da, an der Unterseite. Seht ihr die Naht?«

Melanie sah es nicht gleich, aber dann erzitterte der Kokon, und sie sah, dass das, was sie für einen Farbunterschied gehalten hatte, tatsächlich ein Riss war, der sich zu öffnen begann. Sofort trat sie in Aktion.

Sie vergewisserten sich, dass die Videokamera lief und dass die Temperaturströme durch die Computer aufgezeichnet wurden. Sie schickte Patrick los, damit er die Fotokamera holte, und machte dann selbst ein paar Aufnahmen, um zu sehen, ob das Licht ausreichte. In den wenigen Minuten, die sie für all das brauchten, war der Riss im Kokon breiter geworden. Melanie war bereit. Patrick stand, aber

sie, Bark und Julie saßen auf Hockern, und Melanie hatte die Hand oben auf den Rand des Insektariums gelegt. Es war noch offen, und sie schob automatisch den Deckel vor und verriegelte ihn.

Der Kokon lag plötzlich still, und Melanie merkte, dass sie den Atem anhielt. Alle waren so ruhig, dass Melanie das Ticken des Sekundenzeigers an ihrer Armbanduhr hören konnte. Sie schlang die Finger um ihr Handgelenk. Die Armbanduhr hatte Manny ihr im zweiten oder dritten Jahr ihrer Ehe geschenkt, als alles noch gut war. Sie warteten. Und warteten. Melanie nahm die Finger weg und schaute auf die Uhr. Dreißig Sekunden. Fünfundvierzig. Der Kokon lag still. Das Summen war verstummt. Eine Minute. Eine Minute dreißig.

Das Telefon in ihrer Tasche vibrierte wieder. Sie ignorierte es.

Eins fünfundvierzig.

Nichts.

Zwei Minuten.

Julie räusperte sich.

Zwei fünfzehn.

»Vielleicht ...«, sagte Patrick, aber dann schwieg er.

Zwei Minuten dreißig Sekunden.

Drei Minuten.

Melanie verlagerte ihr Gewicht und wollte gerade wieder einen Blick auf die Uhr werfen, als sich etwas regte.

Der Eierkokon pulsierte. Er wölbte sich nach außen. Die kleine aufgesprungene Naht kräuselte sich. Dahinter war etwas. Und da, an der Oberseite, rechts von Melanie, zeigte sich ein nadelstichgroßes

Loch in der Schale. Es verwandelte sich in einen Riss, der im Zickzack an der Seite herunterging und mit dem offenen Spalt zusammenstieß. Der Kokon pulsierte wieder, und das Summen war plötzlich wieder zu hören. Es klang wie wenn bei einem Auto in einer geschlossenen Garage der Motor im Leerlauf lief. Der Kokon zuckte nach links, kippte und wippte zurück.

»Meine Güte«, sagte Bark. »Die kommen aber nicht so leicht raus.«

»Wenn der Kokon kalzifiziert ist, ist es vielleicht schwieriger für sie als sonst?« Julie hielt sich die Kamera ans Auge, und Melanie hörte das Klicken des Verschlusses trotz des Summens des Kokons.

Sie musste sich bremsen, um Julie nicht zu sagen, sie solle warten mit dem Fotografieren, bis es etwas gäbe, das sich zu fotografieren lohnte. Andererseits Fotos, die sie nicht brauchten, konnten sie ja nachher jederzeit löschen, und sie hatten besser zu viele als zu wenige.

»Ich meine, ich weiß, es ist wissenschaftlich möglich, aber ich kann eigentlich nicht glauben, dass da wirklich was schlüpft«, fügte Julie hinzu.

Der Eierkokon lag wieder ein paar Sekunden lang still, aber das Summen wurde allenfalls noch lauter. Und dann plötzlich hörten alle Bewegungen und Geräusche auf.

Melanies Telefon vibrierte genau in diesem Moment wieder. Sie ignorierte es. *Dieser verdammte Manny.*

Sie schwiegen alle einen Moment lang, und dann sagte Melanie mehr zu sich als zu den anderen: »Fuck, was ist los?«

Als wäre das ein Zauberwort gewesen, schien der Kokon zu explodieren. In der Video-Zeitlupe sah Melanie später, wie die Spinnen den Kokon an den schwachen Punkten aufbrachen und die Rissstellen zum Aufhebeln nutzten, aber in diesem Augenblick war *Explosion* das einzige Wort, mit dem man ihre Geburt beschreiben konnte. Gerade lag der Kokon noch so gut wie intakt, bewegungslos und still vor ihr, und im nächsten Moment sprangen Spinnen gegen die Glaswände des Insektariums und huschten über den Boden und die Unterseite des Deckels. Ihre Beine trippelten über Glas und Kunststoff, und es hörte sich an, als rieselten Reiskörner auf den Boden.

Patrick quietschte schrill wie ein Kind. Julie machte einen Satz nach hinten, und sogar Bark zuckte zurück.

Melanie hingegen fühlte sich zu den Spinnen hingezogen. Sie hatte keine Ahnung, wie viele es waren, aber sie waren außer Rand und Band. Sicher ein paar Dutzend. Sie waren in dem Kokon zusammendrängt gewesen, und jetzt kamen sie in einem ganzen Schwarm heraus und entfalteten sich, fremdartig und schön. Groß und schnell, schwarze Aprikosen, die gegen die Scheiben donnerten und kreuz und quer durcheinanderhuschten.

Melanie legte die flache Hand an die Scheibe, und die Spinnen flogen dagegen. Es war wie die Plasmakugel, die sie als Kind gehabt hatte, eine Glaskugel mit einer elektrischen Ladung in der Mitte. Sie hatte die Hand außen an das Glas gelegt, und ihre Haut hatte die Plasmafäden angezogen. Die Elektrizität hatte sie nie gespürt, aber sie wusste, dass sie da war. Genau so zog es jetzt die Spinnen

dahin, wo sie die Hand an das Insektarium legte. Sie konnte sie zwar unmöglich durch das Glas spüren, aber die Vibrationen drangen trotzdem durch ihre Haut.

Sie zog die Hand zurück.

»Heilige Scheiße.« Bark beugte sich vor und zeigte in eine Ecke. »Sie fressen die eine da.«

Julie richtete die Kamera auf eine kleine Gruppe Spinnen - vielleicht drei oder vier, aber das war schwer zu erkennen, weil sie wie wild übereinanderkrabbelten. Sie waren dabei, eins ihrer Geschwister zu zerreißen.

»Wow! Seht ihr das?« Patrick deutete auf die andere Seite des Insektariums. Eine große Zahl von Spinnen hatte sich auf der anderen Seite des Behältnisses versammelt. Einige drückten sich anscheinend einfach gegen die Glaswand, aber andere warfen ihre Exoskelette zielstrebig gegen die Scheibe. Sie wollten raus.

»Fuck, was ...?« Melanie stand kerzengerade. »... was versuchen sie ...?«

Alle vier blickten zu dem Käfig, der auf dieser Seite neben dem Insektarium stand. Humpy, die Lieblingsratte des Labors, ahnte nichts von dem Arachnidenschwarm, der da gegen die Glaswand des Insektariums anrannte und verzweifelt versuchte, den kleinen Nager zu erreichen.

## **Metro Bhawan, Delhi, Indien**

Dr. Basu war nicht entzückt. Sie mochte Delhi nicht. Und Faiz war anstrengend. Normalerweise fand sie ihn überwiegend amüsant, aber er hatte die ganze Fahrt von Kanpur nach Delhi, die sechs Stunden hätte dauern sollen, stattdessen aber dreizehn gedauert hatte, in einem Zustand der Verzweiflung verbracht. Ihr hatte ohnehin schon vor der Fahrt mit ihm gegraut, weil sie wusste, er würde ununterbrochen SMS-Mitteilungen oder E-Mails mit Ines wechseln, und wenn er nicht *mit* Ines redete, würde er *über* Ines reden. Aber nachdem sie buchstäblich fünf Minuten unterwegs gewesen waren, hatte seine italienische Freundin ihm per SMS mitgeteilt, sie sei jetzt seine italienische *Ex*freundin. Ihre Beziehung habe sich zu schnell entwickelt, schrieb sie, und sie mache deshalb Schluss.

Dr. Basu war einen flüchtigen Moment lang erleichtert - was ihr ungeheure Gewissensbisse bereitete -, als sie daran dachte, dass sie und Faiz jetzt über Seismologie statt über Ines sprechen konnten, aber natürlich war Faiz bestürzt. Was war das geringere Übel, dachte sie: Faiz' Elend oder seine Ekstase ertragen zu müssen? Aber je länger die Fahrt dauerte, desto wütender war sie auf Ines. Sie war dieser Frau nie begegnet, aber ein Teil ihrer selbst hatte gute Lust, nach Italien zu fliegen und

Ines die Meinung zu geigen. Wie konnte sie es wagen, ihn per SMS abzuservieren? Und was noch schlimmer war: Nachdem Ines und Faiz ungefähr eine Stunde lang hin und her geschrieben hatten, ließ Ines die Bombe platzen. Der wahre Grund für die Trennung sei, dass sie endlich Gelegenheit gehabt habe, etwas von seiner Arbeit zu lesen, und sie könne nicht mit einem Mann zusammen sein, dessen Forschung sie nicht »respektiere«. Aber wenn sie sagte, sie respektiere Faiz' Forschung nicht, war das so gut, als habe sie gesagt, sie respektiere Dr. Basus Arbeit auch nicht!

Dreizehn Stunden in diesem Wagen, und die meiste Zeit hatte sie darauf verwandt, Faiz zu versichern, dass er intelligent sei, was stimmte, und dazu ein ausgezeichneter Mitarbeiter, was großenteils auch stimmte, selbst wenn er gelegentlich - okay, oft, na ja, ständig - unangebrachte Bemerkungen machte, und dass er eine bessere Behandlung verdient habe. Als sie endlich angekommen waren, hatte sie bohrende Kopfschmerzen gehabt. Kein Wunder also war sie mehr als verärgert darüber, dass sie immer noch nicht herausbekommen hatten, was zum Teufel diese merkwürdigen seismischen Daten verursachte.

Faiz winkte sie zu sich herüber. Er sah immer noch elend aus, aber er tat sein Bestes, hielt Tablet und Telefon in der Hand und sprach mit einem Mann, der Anzug und Krawatte trug. Als sie näher kam, sah sie, dass der Mann ein Dienstabzeichen der Delhi Metro Rail Corporation am Jackett trug. Er hielt eine Hand hoch.

»Ich bedaure, aber ich bin nicht befugt, Sie

weitergehen zu lassen.«

Dr. Basu deutete auf die Dienstmarke. »Sind Sie nicht der Supervisor?«

»Doch, aber -«

»Da gibt es kein ›Aber‹. Einer unserer Sensoren ist unten. Wir müssen ihn sehen.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Das alles hat Ihr Assistent mir schon gesagt. Aber wir haben gestern schon jemanden hinuntergehen lassen. Es ist eine Störung.«

Dr. Basu machte sich nicht die Mühe, den Mann über Faiz' Status aufzuklären. Sie starrte ihn nur an und sagte einen Moment lang nichts. Sie hatte festgestellt, dass diese Taktik speziell Männern Unbehagen bereitete. Und richtig, er wurde nervös. »Besteht der ganze Sinn eines Erdbebenwarnsystems nicht darin, dass man gewarnt wird, wenn ein Erdbeben zu erwarten ist? Und habe ich nicht recht mit der Annahme, Sie möchten, dass dieses System ordentlich funktioniert?«

»Doch, Sie haben recht, aber -«

Wieder fiel sie ihm ins Wort. Das machte ihr große Freude bei Männern wie dem hier, die sie nicht ernst nehmen wollten. »Dann müssen wir zu dem Sensor hinunter, damit wir sehen können, wie diese Messwerte zustande kommen.« Dr. Basu schob sich an ihm vorbei. Der Mann wollte etwas sagen, beschloss dann aber, einfach nur mitzukommen. Sie lächelte bei sich.

Als sie unten waren, begann sie zu schwitzen, so sehr, dass es unbehaglich war, und vielleicht würden sie keine Erklärung finden, aber zumindest hatte es den Anschein, als wäre die Aktivität in diesem

Bereich am stärksten. Sie zog ein Papiertaschentuch aus der Handtasche und wischte sich damit über die Stirn. Dann blieb sie vor einer großen Eisentür stehen.

»Machen Sie auf«, sagte sie.

Der Mann zögerte. »Diese hier kann ich aufmachen, aber für die beiden nächsten habe ich die Codes nicht.«

»Aber Sie haben unseren Mitarbeiter gestern hier heruntergebracht.«

»Ja. Also, nein, genau genommen. Ich bin schließlich der Supervisor. Ich habe einen der Wartungstechniker mit Ihrem Mann runtergeschickt.«

Faiz lehnte sich an die Wand. »Was sollen all diese Türen?«

Der Mann tippte eine Reihe von Zahlen auf ein elektronisches Tastenfeld. »Wasserschutz. Gegen Überflutungen. Die Türen sind wasserdicht, und sie sind hintereinander angeordnet, wie auf einem Schiff oder in einem U-Boot. Wenn eine bricht, soll die nächste alles abhalten. Und wenn wir wissen, dass Wasser kommt, können wir alles abschalten, die Türen schließen und warten. Wenn das Schlimmste vorbei ist, pumpen wir es ab, und in wenigen Tagen sind wir wieder in Betrieb. Man öffnet immer nur eine, geht durch, schließt sie hinter sich und öffnet dann die nächste. Wie bei einer Luftschieleuse.«

Er musste kräftig dagegendrücken, um die Stahltür aufzubekommen. Sie war gut gepflegt, aber sie musste haargenau eingepasst sein, dachte Dr. Basu, wenn sie wasserdicht sein sollte. Dann öffnete der Mann die Tür und ließ die Besucher

durch. Er schloss die Tür hinter ihnen, und der Riegel rastete mit metallischem Geräusch ein. Das Licht der Leuchtstoffröhren im Gang flackerte. Dr. Basu zog ihre Wasserflasche aus der Tasche. Sie schraubte sie auf und wollte einen Schluck trinken, als der Boden erbebte und sie ins Stolpern kam. Sie schüttete sich Wasser auf die Bluse.

»Haben Sie ...?« Faiz ließ den Satz in der Schwebe.

»Ja«, sagte Dr. Basu. »Das war ein großer.« Vor ihnen war eine Tür, die genauso aussah wie die Tür hinter ihnen.

Sie sah den Mann von Delhi Metro an. »Holen Sie die Codes. Wir müssen alle Türen aufmachen.«

## **Stornoway, Isle of Lewis, äussere Hebriden, Schottland**

Der Flug war verspätet. Es war schlimm genug, dass Aonghas Càidh seine Freundin nur alle zwei Wochen sah, aber meistens war er derjenige, der zu ihr flog. Irgendwie kam es ihm schwerer vor, auf ihr Flugzeug aus Edinburgh warten zu müssen als umgekehrt, wenn sein eigenes Flugzeug Verspätung hatte. Aber vermutlich hätte es noch schlimmer kommen können. Er wusste nicht mal, wie er es geschafft hatte, jemanden wie Thuy überhaupt als Freundin zu ergattern. Er war kein übler Kerl. Gescheit genug, um einen anständigen Lebensunterhalt zu verdienen - er hatte es übernommen, die Krimi-Reißer seines Großvaters weiterzuschreiben, eine sehr erfolgreiche Serie, die seit über fünfzig Jahren im Druck war und anscheinend immer noch viele treue Fans hatte, solange Aonghas es nicht vermurkste -, und er galt allgemein als unterhaltsam. Er war lustig und hatte eine Menge Geschichten zu erzählen, die sich großenteils darum drehten, wie er von seinem Großvater in dem alten Schloss auf Càidh Island aufgezogen worden war - im Schloss der Familie auf der Insel der Familie mit dem Namen der Familie, auf einem sonst unbewohnten Felsen in Loch Ròg am Westrand einer Insel der entlegenen Äußenen Hebriden. Wenn er seine Geschichten darüber erzählte, wie er als Sechsjähriger mit dem

Motorboot von Càidh Island über sturmgepeitschte Wasser zur Grundschule in Carloway gefahren war – dort war er einer von weniger als vierzig Schülern –, oder wie sein Großvater sich im Keller den Schädel angeschlagen hatte, so dass er ohnmächtig wurde und Aonghas zwei Stunden warten musste, bis er wieder zu sich kam, erschien er seinen Freunden wie ein exotisches Wesen.

Aonghas war Anfang dreißig, und bis er Thuy kennengelernt hatte, war er in seinem ganzen Freundeskreis der Einzige gewesen, der nicht in einer stabilen, verbindlichen Beziehung lebte, obwohl sie alle mehrmals versucht hatten, ihn zu verkuppeln. Schön, er war ein bisschen füllig um die Mitte, aber er hatte eine kräftige Figur, zu der das passte, und wenn er etwas weniger faul gewesen wäre, hätte er gut draußen auf den Fischerbooten arbeiten können. Er hatte eine entspannte Art zu reden, und die Frauen mochten ihn offenbar. Aber eigentlich konnte er nicht glauben, dass Thuy seine Freundin war. Sie war sportlich, hinreißend und höllisch intelligent: Sie hatte die Olympiaqualifikation für zweihundert Meter Freistil knapp verpasst, und sie hatte zwei Jahre als Model gearbeitet, bevor sie sich für das Medizinstudium entschieden hatte. Außerdem war sie unglaublich lieb und rücksichtsvoll; sie war eine Frau, die in ihrer Freizeit im Tierheim arbeitete und niemals an einem Obdachlosen vorbeiging, ohne ein bisschen Kleingeld in seinen Becher zu werfen. All das – und sie kochte gern.

Es war also ein Wunder, dass sie seine Freundin war, da war er ziemlich sicher. Er kannte die Wahrheit, und die war, dass es nicht genügte, kein

übler Kerl zu sein, um zu rechtfertigen, dass eine Frau wie Thuy sich in ihn verliebte. Andererseits, wer war er, dass er die Unwägbarkeiten des menschlichen Herzens in Frage stellte? Oder, wie sein Großvater es formuliert hatte: »Sei nicht so ein Arsch. Wenn das Mädel dich liebt, dann liebt es dich. Nimm die paar Geschenke an, die das Leben dir zu bieten hat.«

Er hatte Thuy kennengelernt, als sie im Urlaub nach Stornoway gekommen war. Sie war in den Coffeeshop in der Kenneth Street gekommen, in dem er gern schrieb. Dreimal hintereinander war sie morgens zur Tür hereingekommen, mit Rucksack und in Wanderklamotten, und dreimal hintereinander hatte er morgens an seinem Tisch im hinteren Teil gesessen und den neuesten Harry-Thorton-Krimi heruntergetippt. Jedes Wort, das er schrieb, fütterte kaum merklich sein Bankkonto. Schließlich, am vierten Morgen, nahm Aonghas seinen ganzen Mut zusammen und sprach sie an.

Es war die falsche Jahreszeit für Touristen, und sie wäre aufgefallen, selbst wenn sie keine unglaublich gut aussehende Vietnamesin gewesen wäre. Aonghas gestand es ihr erst, als sie sechs Monate zusammen waren, aber es hatte ihn überrascht, als sie akzentfrei mit ihm gesprochen hatte. Sie war genauso schottisch wie er. Sie hatten sich eine Zeitlang darüber unterhalten, was sie hier machte – sie studierte Medizin, hatte grad Ferien, und sie wollte ein bisschen wandern –, und er hatte ihr einen schönen Weg vorgeschlagen, zwei Lokale, in denen sie vielleicht gern würde essen wollen, und dann hatte er ihr seine Telefonnummer gegeben. Am

nächsten Tag waren sie zusammen wandern gegangen und hatten sich gut verstanden.

Sie verbrachten noch fünf Tage miteinander, bevor sie abreiste, aber da hatte er schon für drei Wochen später einen Trip nach Edinburgh geplant, und am Ende wohnte er dauerhaft dort bei ihr. Irgendwie funktionierte es. Obwohl er an den Harry-Thorton-Büchern schrieb und alle zwei Tage mit dem Boot nach Càidh Island hinüberfuhr, um nach seinem Großvater zu sehen, hatte Aonghas so viel Zeit, dass der einstündige Flug nach Edinburgh an jedem zweiten Wochenende kein Problem war. Und dann und wann, wenn sie freihatte, kam sie für ein paar Tage zur Isle of Lewis: Sie war lieber bei ihm, sagte sie, und das glaubte er ihr. Anscheinend liebte sie die Insel genauso sehr wie er, und sie hatte dafür gesorgt, dass sie nach dem Examen als Assistenzärztin nach Stornoway kommen konnte. Zwei Monate, dachte Aonghas. Zwei Monate, und danach würde er sie jeden Tag sehen, jeden Morgen mit ihr aufwachen.

Und mit etwas Glück, dachte er, als er Thuys Flugzeug aus den Wolken über dem Meer kommen sah, würde in zwei Monaten der Anfang vom Immer kommen.

Er befiingerte das Etui in seiner Tasche. Als er vor zwei Wochen das letzte Mal in Edinburgh gewesen war, hatte er den Ring mitgenommen, aber irgendetwas hatte nicht gestimmt, und schließlich war ihm klargeworden, warum er zögerte: Sie hatte nie seinen Großvater gesehen. Obwohl sie jetzt seit einem Jahr zusammen waren, war Aonghas nie mit Thuy nach Càidh Island hinausgefahren. Anfangs

hatte er gezögert, weil er nicht sicher war, dass es etwas Ernstes war, und dann hatte er gezögert, gerade weil es etwas Ernstes war.

Sein Großvater Padruig konnte einschüchternd wirken, und Aonghas wünschte sich zwar, es sei nicht so, aber er wusste, wenn Padruig Einwände gegen Thuy hätte, wäre das die Totenglocke für ihre Beziehung. Deshalb hing von diesem Wochenende eine Menge ab. Und er musste zugeben, er hatte eine Scheißangst vor dem, was passieren könnte, wenn Padruig und Thuy zusammenträfen.

Thuy wusste um die Bedeutung des Treffens. Die Fahrt zur Küste auf der anderen Seite der Insel dauerte nur eine Stunde, und er hatte Thuy noch nie so aufgeregt gesehen.

»Glaubst du, er mag mich?«

Er zog ihre Tasche vom Rücksitz, nahm seine eigene Tasche und drückte die Tür des Range Rovers mit der Hüfte zu. »Er mag eigentlich niemanden, Thuy. Mein Gott, ich hab dir so viele Geschichten über seine Schrullen erzählt. Er kann manchmal ein ziemliches Arschloch sein.«

Sie gab ihm einen Klaps auf den Kopf. Nicht fest. Aber immerhin. »Rede nicht so über ihn. Er hat dich großgezogen.«

Aonghas kletterte über die Reling ins Boot und verstautete das Gepäck in der Kabine. Die Kisten für seinen Großvater hatte er schon eingeladen: drei Kühlcontainer mit Milch, Käse und frischen Lebensmitteln – mehr als sonst, weil er und Thuy auch drüben bleiben würden –, dazu die Post und zwei Kisten mit Büchern und Zeitschriften. Er reichte Thuy die Hand und half ihr an Bord, und dann zog er

sie fest an sich. Er spürte, wie sie gegen das Etui mit dem Ring in seiner Tasche drückte.

»Ihm blieb nicht viel anderes übrig, als mich großzuziehen, Thuy. Er konnte seinen Enkel nicht ins Waisenhaus geben, und nach dem Tod meiner Eltern ...« Er zuckte die Achseln. »Aber du hast recht. Er ist ein guter Mensch. Ein harter Hund, und er hat seine Macken, aber ich liebe ihn, und er wird dich auch lieben, Thuy. Ich versprech's dir. Ich liebe dich, und ich liebe ihn, und Liebe ist eine Brücke, über die wir alle gehen können.«

»Du sagst manchmal hübsche Sachen.« Thuy küsste ihn und ging dann nach vorn, während er den Motor startete.

Auch das gehörte zu den Dingen, die ihm an ihr gefielen. Er konnte so etwas sagen - dass Liebe eine Brücke sei. Er konnte Lyrik und gute Bücher lesen, und trotzdem versuchte sie nie-, niemals, ihm einzureden, er solle auch beruflich mal ein »richtiges« Buch schreiben, denn er verschwende seine Zeit mit den Harry-Thorton-Romanen. Er hatte schon Freundinnen gehabt, die ihn in dieser Weise bedrängten, und am Ende hatte er immer zugeben müssen, dass er die verdammten Krimis mehr geliebt hatte als irgendeine von diesen alten Freundinnen. Er war mit diesen Büchern aufgewachsen, hatte seinem Großvater geholfen, sich neue Plots für sie auszudenken - zwei Bücher im Jahr, jedes Jahr, solange Aonghas zurückdenken konnte -, und er hatte sich nie etwas anderes gewünscht, als eines Tages das Schreiben zu übernehmen.

Er schaute Thuy an, wie sie im Bug saß, und staunte erneut über sein Glück. Vor dem Hintergrund

des Wassers sah sie aus wie ein Gemälde. Das Wetter machte ihr anscheinend nie etwas aus. Es war zwar nicht besonders kalt, aber vom Wasser sprühte ein bisschen Gischt herauf. Es gefiel ihm, wie sie sich in den Wind lehnte, wie sie zwar den Reißverschluss ihrer Jacke hochzog, aber nicht die Kapuze aufsetzte, so dass der Dunst ihr ins Gesicht wehen konnte. Noch zwei Monate. Noch zwei Monate. Im Geiste wiederholte er die Worte immer wieder wie ein Mantra. Noch zwei Monate, dann wäre sie Assistenzärztin in Stornoway. Bei dem Gedanken daran, mit Thuy zusammenzuleben, sie die ganze Zeit auf der Isle of Lewis zu haben, nicht nur alle zwei Wochen für ein langes Wochenende, wäre Aonghas vor Glück beinahe geplatzt. Noch einmal klopfte er mit der flachen Hand auf das Etui.

Sie würde ja sagen. Sie musste. Alles andere war undenkbar. Ihm wurde flau, und er wusste, das lag nicht an Wind und Wellen, denn die hatten ihm noch nie etwas ausgemacht. Es war das Obstakel, das jetzt vor ihm lag: die Begegnung mit seinem Großvater.

Sie fuhren um die Ostkante von Càidh Island herum, und er sah den vertrauten Hafen und das Schloss, das auf der Höhe stand. Thuy schnappte nach Luft, und er lächelte. Er hatte versucht, es ihr zu erzählen, aber die Leute glaubten es nicht, bevor sie es sahen. Es war kein großes Schloss, verglichen mit anderen Schlössern, aber es *war* ein Schloss. Sein Großvater hatte nie genau herausfinden können, seit wie vielen Jahrhunderten es im Besitz der Familie war, und es gab keine echten Dokumente über seinen Bau, aber es war schön. Es war sein Zuhause. Und verglichen mit anderen Schlössern war

es tatsächlich ziemlich komfortabel. Aonghas' Großvater hatte ziemlich viel Geld ausgegeben, um es besser bewohnbar zu machen. Solarpanels waren mit einer Reihe von Akkus verbunden, und ein Generator sorgte an den vielen sonnenfreien Tagen dafür, dass diese Akkus geladen blieben. Drei große Propangastanks beheizten das Schloss, denn Càidh Island war nahezu baumlos. Zwei Tiefkühlkammern waren gefüllt mit Fleisch, Eiscreme und eingefrorenem Obst, und es gab ein Lager für Mehl, Getreide und andere Trockennahrungsmittel. Möbel und Textilien waren vielleicht ein bisschen altmodisch, aber für viel Geld von einem Londoner Innenarchitekten angeschafft worden, als Aonghas noch klein war. Und einen Weinkeller gab es auch. Oh, der Weinkeller!

Auch wenn er als Kind manchmal einsam gewesen war - Càidh Island, dieser öde Felsen in den Gewässern der Äußeren Hebriden, war ein guter Ort zum Heranwachsen gewesen, und es als erwachsener Mann zu besuchen war noch besser.

Er spähte zum Anleger hinüber, aber da war niemand. Das beunruhigte Aonghas nicht. Sein Großvater war für ihn immer ein Mann mit beinahe übernatürlicher Kraft gewesen. Allerdings allmählich machte das Alter sich doch bemerkbar. Padruig war zweiundvierzig gewesen, als seine Tochter und Aonghas' Vater tödlich verunglückt waren, und nun mit zweiundsiebzig war er nicht mehr ganz so flink wie früher. Aber er war immer noch ein zäher alter Mann, keine Frage. Von vier Jahren beim Militär abgesehen, hatte er sein ganzes Leben auf der Insel verbracht. Er behauptete, er sei noch nie bei einem

Arzt oder Zahnarzt gewesen, und soweit Aonghas wusste, stimmte das. Die meiste Zeit verbrachte er mit Lesen und Schreiben - die Harry-Thorton-Romane hatte er zwar an Aonghas weitergereicht, aber er hämmerte noch immer auf seine Schreibmaschine ein und arbeitete angeblich an seiner Autobiographie -, und wenn er das nicht tat, war er draußen auf dem Wasser und angelte, oder er war im Schloss unterwegs und reparierte irgendetwas. Aber es gab keinen Grund für den alten Mann, zum Anleger herunterzukommen, wenn es nicht sein musste. Außerdem, wenn Aonghas ehrlich war, hatte es etwas für sich, noch ein bisschen Zeit zum Durchatmen zu haben. Er war wirklich sehr nervös, wenn er an die Begegnung zwischen Thuy und seinem Großvater dachte. Wirklich sehr, sehr nervös.

Aonghas machte das Boot am Anleger fest, half Thuy beim Aussteigen und stapelte dann ihr Gepäck und die Kisten auf den Holzplanken. Als er ein leises *ping* hörte, drehte er sich um und sah, dass Thuy ihr Handy in der Hand hielt.

»Wow«, sagte sie. »Ich hätte nicht gedacht, dass ich hier Empfang habe.«

Er umfasste ihre Hand und das Telefon mit beiden Händen. »Schalte es lieber ab. Ich hab's ernst gemeint, als ich dir gesagt hab, er geht an die Decke, wenn er das sieht. Er ist kein Technologiefan.«

»Aber du hast doch gesagt, er hat das Schloss mit Strom verkabelt, und er hört gern BBC Radio nan Gàidheal.«

»Das tut er auch, aber es ist noch dasselbe Radiogerät, das er schon hatte, bevor meine Ma zur

Welt kam. Und den Strom hat er nur für die Tiefkühlung und den Kühlenschrank, und die Pumpen für den Sickertank. Nein, abgesehen von dem Radio gibt es für ihn nur Bücher und Spaziergänge und das Wasser. Ich hab mal versucht, ihn zu überreden, sich einen Fernseher und einen DVD-Player zu kaufen. Da war ich zehn oder elf, und schon damals wollte er nichts davon wissen. Im Grunde ist ihm die Idee zuwider, auf irgendetwas angewiesen zu sein, das er nicht selbst reparieren kann. Vertrau mir, Schatz. Schalte das Telefon ab.«

»Na, zumindest können wir dann die Nachrichten im Radio hören. Ich kann das mit China immer noch nicht glauben.«

»China?« Padruigs Stimme ließ sie beide zusammenschrecken. Der Mann stand auf dem Felsenpfad über ihnen, die Hände in den Taschen seiner Jagdjacke. Mit seinem wallenden Bart und den Schatten von Wolken und dem Baum im Hintergrund sah er aus wie eine biblische Gestalt. »China ist nur der Anfang«, sagte er. Er kam die Treppe herunter und blieb vor ihnen auf dem Anleger stehen. Er streckte die Hand aus und nickte. »Aonghas.«

Aonghas schüttelte seinem Großvater die Hand. Ihr Griff war immer noch kraftvoll, aber sie zermalmte seine Finger nicht mehr, wie er es von früher her in Erinnerung hatte. Dabei war es nicht so, dass sein Großvater ihn hatte bestrafen wollen, das wusste Aonghas. Er kannte eben nur eine Art, die Dinge in die Hand zu nehmen: fest.

»Schön, dich zu sehen, Junge.« Sein Großvater zwinkerte ihm zu, als er das sagte, und in diesem Moment wurde Aonghas bewusst, dass sein

Großvater die Mütze trug.

Padruig war vielleicht ein Einsiedler - er verließ Càidh Island nicht sehr oft und selten für mehr als ein paar Tage -, aber ein Asket war er nicht. Seine Bücher waren in den sechziger und siebziger Jahren Bestseller gewesen, und sie hatten einen neuen Aufschwung erlebt, nachdem Aonghas angefangen hatte, sie zu schreiben. Sein Großvater hatte reichlich Geld, und wenn ihm etwas gefiel, hatte er nichts dagegen, dafür zu bezahlen. Der Weinkeller im Schloss war der Beweis. Und in der Bibliothek des Alten standen ungefähr zehntausend Bücher. Außerdem hatte er ein Vermögen dafür ausgegeben, dass Càidh Island praktisch autark war. Mit der Zisterne und den Dieseltanks und den Lebensmitteln, die in den Kellern lagerten, war es eine Festung. Während Aonghas regelmäßig frische und verderbliche Ware für den Besitzer des Schlosses herüberbrachte, konnte das Schloss ein, vielleicht zwei Jahre überstehen, bevor Wasser und Treibstoff angeliefert werden mussten.

Aber eigentlich, und mehr als alles andere, war Padruig eine Kleiderpuppe. So lange, wie Aonghas sich erinnern konnte, ließ er sich Jacken, Hemden und Hosen in London maßschneidern, und sein Schuhmacher war tatsächlich der Mann, der schon für Padruigs Vater die Stiefel genäht hatte. Aonghas selbst war nicht allzu wählerisch bei seiner Garderobe, und als er einmal die Schneiderrechnung seines Großvaters zu Gesicht bekommen hatte, wäre er fast in Ohnmacht gefallen. Der Mann war, um den Ausdruck einer alten Freundin zu benutzen, stets fein gewandet. Das Problem war nur, dass man deshalb

nie sagen konnte, ob Padruig für einen besonderen Anlass gekleidet war, denn er sah *immer* makellos aus. Aber eins verriet den Alten: seine Ballonmütze mit dem Hahnentritt muster.

Diese Mütze hatte Padruig von Aonghas' Großmutter geschenkt bekommen. Aonghas hatte die Frau nie kennengelernt, aber als sie gestorben war, hatte es seinem Großvater das Herz gebrochen. Aonghas war auch nur sieben gewesen, als seine Eltern verunglückten, aber er konnte sich trotzdem noch erinnern, wie seine Mutter den Tod der Großmutter beschrieben hatte: »Für Dad war es, als habe die Welt ihre Farbe verloren.«

Bisher hatte Aonghas seinen Großvater nur fünf Mal mit der Mütze gesehen: als Aonghas das Collegeexamen bestanden hatte, bei den drei Gelegenheiten, als Padruig den Golden Dagger Award der Crime Writers' Association gewonnen hatte – nach Lionel Davidsons Tod im Jahr 2009 war er der einzige lebende Autor, dem dieser Hattrick gelungen war –, und an dem Tag, als Aonghas fünfzehn war und sie beide nach Balmoral Castle eingeladen worden waren, um mit der Königin zur Jagd zu gehen, die ein großer Fan der Harry-Thorton-Serie war.

Deshalb war es die Mütze, bei deren Anblick Aonghas sich entspannte. Der Ring im Etui hatte seiner Mutter gehört, und er hatte seinen Großvater darum bitten müssen. Deshalb wussten sie beide, was an diesem Wochenende kommen würde, aber als er diese hahnentrittgemusterte Ballonmütze auf dem Kopf seines Großvaters sah, wurde Aonghas klar: Wenn er nervös war bei dem Gedanken, Thuy seinem

Großvater vorzustellen und Thuy zu fragen, ob sie ihn heiraten wolle - und der Himmel wusste, *wie* nervös er war -, na, dann schien es seinen Großvater genauso nervös zu machen, dass er jetzt die Freundin seines Enkels kennenlernen sollte.

Allenfalls ging alles *zu* gut. Aonghas blieb allein, um Gepäck und Kisten hinaufschleppen, während sein Großvater mit Thuy den Fünf-Minuten-Rundgang absolvierte, den Càidh Island rechtfertigte und erforderte, und sie dann im Schloss selbst herumführte. Danach blieb Aonghas allein im Wohnzimmer, wo er BBC Radio nan Gàidheal hörte und auf das Wasser hinausschaute, während Thuy seinem Großvater zeigte, wie man ein Curry kochte.

Das beherrschende Thema in den Nachrichten waren immer noch China und die Atombombe, aber Aonghas hatte allmählich genug davon. Neues gab es nicht zu berichten, und anscheinend wusste eigentlich niemand etwas Genaues. Als das Essen auf dem Tisch stand, war er erleichtert, dass das Radio abgeschaltet wurde.

»Eine Schande, so was«, sagte sein Großvater. »Ich bilde mir immer gern ein, wir leben hier am Ende der Welt, aber manche Dinge sind so groß, dass man sich vor ihnen nicht verstecken kann.«

Thuy schenkte Wein nach und lehnte sich gegen Aonghas. Sie roch nach Knoblauch und Zitronengras, und er drückte ihr einen Kuss auf den Scheitel. Ihre Eltern hatten sie streng schottisch erzogen, nur nicht, was das Kochen anging, und dafür war er dankbar. Er hatte nicht gewusst, wie sehr er die vietnamesische Küche liebte. Das lag natürlich daran, dass er noch nie vietnamesisch gegessen hatte, bevor

er Thuy kennengelernt hatte.

»Ich weiß nicht, Padruig«, sagte sie. »Ich glaube, hier könnte man sich vor allem verstecken. Mindestens ein Jahr lang.«

Sein Großvater griff lächelnd über den Tisch und tätschelte ihr die Hand. »Ein Jahr ist nicht so lang, und man kann sich nicht vor allem verstecken, meine Liebe. Wissen Sie, was Oppenheimer nach der ersten erfolgreichen Atomexplosion gesagt hat?« Thuy schüttelte den Kopf. »Er hat gesagt: ›Jetzt bin ich der Tod geworden, der Zerstörer der Welten.‹«

Aonghas lachte. »Du weißt, dass das nicht wahr ist. Das hat er später gesagt, aber nicht in dem Augenblick. Er hat es erst Jahre und Jahre und Jahre später gesagt.«

Sein Großvater hob beide Hände und ließ sie mit solcher Wucht auf den Tisch fallen, dass das Silber klapperte und der Wein in den Gläsern schwachte. Thuy fuhr zurück, aber Aonghas rührte sich nicht. Er sah das Lächeln im Gesicht seines Großvaters und kannte die Vorliebe des Alten für theatralische Gesten.

»Aber so ist die Story besser«, dröhnte sein Großvater. »Die Story. Die Story!« Er nahm sein Messer und richtete es auf Aonghas. »Niemals darfst du die Story vergessen.« Er legte das Messer wieder hin und sah Thuy an. »Tut er auch nicht, wissen Sie. So sehr es mich schmerzt, das zu sagen, aber ich glaube, der Junge macht seine Arbeit mit den Büchern besser, als ich es jemals getan habe. Obwohl«, fuhr er fort und senkte die Stimme zu einem dramatischen Flüstern, »er hat noch keinen Dagger Award gewonnen.«

Das Licht draußen war matter geworden. Wolken tapezierten den Himmel, und die Wellen waren rauer. Kein Grund zur Sorge, aber es sah nach einem Unwetter aus.

Da sein Großvater und seine Freundin das ganze Essen gekocht hatten, wurde Aonghas zum Abwaschen in die Küche verbannt, während sein Großvater und Thuy sich im Wohnzimmer entspannten. Im Hintergrund lief das Radio wieder. Zufrieden, weil bisher alles so gut lief, summte Aonghas vor sich hin, und zwischendurch zog er verstohlen den Ring aus der Tasche und betrachtete ihn. Dann hörte er, wie Thuy seinen Namen rief.

Er erschrak, weil ihre Stimme so eindringlich klang. Noch einmal rief sie seinen Namen, und statt nach einem Handtuch zu greifen, wischte er sich die Hände an der Jeans ab, rannte ins Wohnzimmer und blieb stehen. Die beiden saßen einfach da. Nichts war passiert. Halb war er sicher gewesen, er werde den alten Mann mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden liegen sehen – tot, bevor er die Verlobung und die Hochzeit seines Enkels erleben konnte, tot, bevor er Gelegenheit hatte, die Urenkelin oder den Urenkel zu sehen und zu wissen, dass der Name der Familie Càidh weitergetragen werden würde.

Aber sein Großvater und Thuy waren beide gesund und munter. Ja, sie lächelten sogar.

Thuy stand auf und kam zu ihm. »Ist das wahr?«, fragte sie.

»Was?«

Thuy sah Padruig an. Also tat Aonghas es auch. »Ist was wahr?«

Padruig reagierte mit einer Mischung aus

Grimasse und Lächeln. »Tut mir leid, Junge. Ist mir so rausgerutscht.«

»Ja«, sagte Thuy. »Los, frag mich schon. Die Antwort ist ja.«

## Desperation, Kalifornien

»Hm«, sagte Gordo. »Darauf zu warten, dass die Welt in die Luft fliegt, ist aber irgendwie langweilig.« Er wechselte den Fernsehsender, aber die Nachrichten waren überall die gleichen: keine Nachrichten. China hatte eine Atombombe gezündet, und ... und das war's.

»Fred hat angerufen.« Amy setzte sich auf seinen Schoß und legte einen Arm um seine Schultern. »Er sagt, wenn die Welt heute nicht untergeht, sollen wir rüberkommen und mit ihm und Shotgun was essen und ein Glas trinken. Wir könnten Karten spielen.«

Gordo seufzte. »Ja, sicher.«

»Was ist, Brummbär?« Amy klopfte mit einem Finger auf seinen Mund. »Du schmollst.«

Gordo küsste ihren Finger. »Hey. Du weißt schon. Da geht eine Atombombe los, und ich denke, okay, das war's. Wir sind bereit. Ich bin bereit. Packen wir's an. Und jetzt? Ich sage ja nicht, dass ich ein Unglück will, aber jetzt komm schon - ich dachte, das war's.« Er schlang die Arme um seine Frau und drückte sie fest an sich. »Yeah, scheiß drauf. Fahren wir rüber und spielen Karten. Das ist besser, als hier rumzusitzen und auf die Bomben zu warten.«

## **American University, Washington, D.C.**

Oh, dieses private Badezimmer. Von all den Dingen, die Melanie ausgehandelt hatte - Laborräume, Geldmittel, Verwaltungspersonal, reduzierte Lehrverpflichtung -, war sie für nichts so dankbar wie für das private Bad mit Dusche in ihrem Büro. Der Vorteil, keine öffentlichen Toiletten benutzen zu müssen, lag natürlich auf der Hand, aber die Dusche war das Beste. Sie konnte rasch eine Runde laufen und dann duschen, ohne zum Jacobs Fitness Center hinübergehen zu müssen, und an Tagen wie heute, an denen sie das Labor seit fast siebzig Stunden nicht mehr verlassen hatte, konnte sie unter die Dusche springen und die frischen Sachen anziehen, die sie im Büro aufbewahrte. So fühlte sie sich wieder wie ein Mensch.

Sie schob die Füße in die braunen Motorradstiefel und zog die Jeans darüber. Die Stiefel hatte sie zusammen mit ihrem ersten Motorrad gekauft, als sie achtzehn war, und obwohl sie seit zehn Jahren kein Motorrad mehr hatte, ließ sie die Stiefel immer noch neu besohlen. Sie waren voller Narben und nach dem langen Tragen von einer dunklen Patina überzogen. Melanie fühlte sich wie eine krasse Braut, wenn sie die Stiefel anhatte. Sie knöpfte ihre dunkelblaue Bluse zu, bürstete sich rasch das Haar, setzte ihre Diamantohrstecker wieder ein, öffnete die Badezimmertür und rannte geradewegs gegen einen

großen Schwarzen im Anzug.

Der Mann stand angewurzelt wie ein Baum vor ihr. Melanie prallte ein paar Schritte zurück, und er streckte die Hand aus, um sie am Umfallen zu hindern.

»Entschuldigung, Ma'am«, sagte er.

Er brauchte nichts weiter zu sagen. Melanie wusste, dass er zum Secret Service gehörte. Sie seufzte.

»Wo ist er?«

»Ma'am?«

Sie zog ihre Bluse zurecht und schob sich an ihm vorbei in ihr Büro. Niemand war da, aber im Labor hörte sie Stimmen. »Manny. Mein Exmann. Wo ist er?«

»Er ist im Labor, Ma'am. Bei den andern.«

Es war ein Muster, das ihr aus ihrer Ehe nur allzu vertraut war. Manny wollte Zeit mit ihr verbringen, sie sagte, sie habe zu tun, er kreuzte trotzdem auf und behauptete, er habe gehofft, vielleicht könne er ein paar Minuten stehlen, und dann stritten sie über die Frage, ob ihre Ehe in die Binsen ging, weil sie so wenig Zeit miteinander verbrachten oder weil sie die wenige Zeit, die sie miteinander verbrachten, mit Streitereien verplemperten. Das war anstrengend gewesen, als sie noch verheiratet waren, und sie hatte keine Lust, ihre Zeit jetzt mit der Autopsie einer Leiche zu verbringen, die schon kalt war. Die Schuld hatte sie längst auf sich genommen, sie hatte gesagt, es habe an ihr gelegen, obwohl sie insgeheim fand, auch Manny hätte mehr tun können. Man konnte kein Telefon hart genug auf den Tisch knallen, keine Tür laut genug zuwerfen, um ihn

davon abzuhalten, Unterstützung für eine Gesetzesvorlage einzutreiben oder Geld für Stephs Wahlkämpfe zu sammeln, aber für sie hatte er nie so hart gekämpft wie für Steph.

»Okay, Manny«, sagte sie und stürmte durch die Tür ins Labor. »Ich habe keine Lust auf -«

Aber es war nicht Manny.

Besser gesagt, es war Manny, aber es war auch Steph. Die Präsidentin der Vereinigten Staaten von Amerika. Sie beugte sich zusammen mit Julie über das Insektarium und starrte die Spinnen an.

Als sie Melanies Stimme hörten, drehten sich alle um. Und es waren viele da, nicht nur Julie und Manny und Steph, sondern auch Bark und Patrick, die mit Computern und Aufzeichnungsgeräten herumfummelten, ein knappes Dutzend Secret-Service-Agenten und Billy Cannon, der Verteidigungsminister.

»Madam President«, sagte Melanie. Sie wollte die Hand ausstrecken, nickte dann und verwandelte die Bewegung in eine halbe Verbeugung. Peinlich. Sie richtete sich auf und schaute sich um. »Sie ... sie sind mit schwerem Gepäck unterwegs?«

Die Präsidentin deutete mit einer wedelnden Handbewegung auf die dunklen Anzüge. »Das gehört zum Job. Es ist nicht leicht, beiläufig irgendwo aufzutauchen.« Sie kam herüber und umarmte Melanie.

Melanie erwiderte die Umarmung zögernd. Sie wusste nie genau, wie sie die Präsidentin finden sollte. Sie wusste, was sie für Steph als Mensch empfand, aber Steph als Präsidentin war eine andere Sache. Sie kannte Steph so lange, wie sie Manny

kannte. Fast achtzehn Jahre jetzt. Sie hatte Steph gekannt, als sie nur Steph war und nicht Gouverneur Pilgrim oder Senator Pilgrim, von Präsident Pilgrim ganz zu schweigen. Melanie war eine der Brautjungfern gewesen, als Steph und George Hitchens geheiratet hatten, und sie gehörte zu den wenigen Menschen, die wirklich gesehen hatten, was sich bei Stephs Präsidentschaftskandidatur hinter den Kulissen abspielte. Und sie wusste auch, dass ihr Exmann und die Präsidentin der Vereinigten Staaten seit ihrer Scheidung zweimal die Woche miteinander fickten.

Sie hatte nicht direkt etwas dagegen. Es war ziemlich schwer, wegen einer beiläufigen Affäre mit Steph sauer auf Manny zu sein, wenn sie mit Bark ins Bett ging. Doch immerhin war Steph die Präsidentin und nicht irgendeine verdammte Promotionsstudentin. Tatsache war, sie waren geschieden, und wenn Manny mit irgendeiner Frau schlief, dann war Steph wahrscheinlich besser als jede andere, soweit es Melanie betraf. Es war ja nicht so, dass sie Manny noch liebte, aber es gab immer noch einen Teil ihrer selbst, der glaubte, dass sie vielleicht wieder zusammenkommen könnten. Irgendwann. Wenn sie älter wären. Okay. Vielleicht liebte sie Manny doch noch ein kleines bisschen. Sie hatten sich nicht scheiden lassen, weil sie es satthatten, Zeit miteinander zu verbringen, sondern weil Melanie Manny weniger geliebt hatte als ihre Arbeit. Wenn er jetzt ein Verhältnis mit Steph hatte, wusste Melanie wenigstens, dass er für sie vielleicht immer noch verfügbar war. Falls sie es wollte. Sie war jedoch nicht sicher, ob sie wollte. Wenn sie

Manny jetzt neben Bark stehen sah, hätte die Entscheidung eigentlich leichtfallen müssen. Bark, groß, stabil, muskulös, sah noch besser aus mit seinem Drei-Tage-Bart und dem T-Shirt, das zerknautscht war, nachdem er mit ihr und Julie und Patrick im Labor campiert hatte. Manny hingegen hatte zehn Pfund zugenommen, seit sie ihn das letzte Mal gesehen hatte, und er trug einen Anzug, der sich kein bisschen von seinen anderen Anzügen unterschied. Körperlich waren die beiden nicht zu vergleichen. Aber wenn sie Bark nur anschauten, wurde sie wütend, während Mannys Anblick – auch wenn sie eigentlich nicht glücklich darüber war, dass er und das halbe Weiße Haus ihr Labor gestürmt hatten – ein Lächeln auf ihr Gesicht zauberte.

Sie löste sich aus der Umarmung der Präsidentin. »Schön, dich zu sehen. Ist 'ne Weile her.«

Steph legte den Kopf schräg und sah Manny an. Der lächelte betreten. »Du weiß ja, wie es ist«, sagte Steph. »Man möchte sich nicht auf die eine oder andere Seite stellen, aber am Ende läuft es immer so.«

»Es tut mir leid«, sagte Manny. Er kam heran und nahm ihre Hand. Er zögerte, aber dann beugte er sich vor und küsste sie auf die Wange. Dazu musste er sich auf die Zehenspitzen stellen. Sehr leise, so leise, dass sie es beinahe nicht hörte, flüsterte er ihr ins Ohr: »Du riechst gut.«

Melanie berührte ihr nasses Haar. Sie spürte, dass sie ein bisschen rot wurde, und schaute kurz zu Bark hinüber. Der Ochse fing tatsächlich an, einen Schmollmund zu ziehen. Bah. Heute Abend. Heute Abend, nahm sie sich vor, würde sie die Sache mit

ihm beenden, egal, was sonst gerade los sein mochte. Sie hatte ihn schon am Tag zuvor abservieren wollen, aber sie hatten den ganzen Tag mit den Spinnen gearbeitet, und so hatte sich ihr keine Gelegenheit geboten, ihn in ihr Büro zu holen und ihm mitzuteilen, dass sie mit ihm fertig war.

»Entschuldige den Überfall«, sagte Manny. »Wir müssen reden.«

»Worüber?«

Manny sah sich um. »Können wir die Studenten rausschicken? Es ist wichtig, Melanie.«

Ein Teil ihrer selbst wollte nein sagen. Dieser Impuls war es, der ihre Ehe torpediert hatte: Im Labor war einfach zu viel zu tun, es gab immer etwas zu untersuchen. Jetzt war es natürlich unmöglich, ihn rauszuwerfen, während die Präsidentin der Vereinigten Staaten, der Verteidigungsminister und ein Schwarm von Secret-Service-Agenten im Labor herumspazierten. Man brauchte keinen Doktortitel, um zu sehen, dass es sich um etwas Ernstes handelte. Also suchte sie ihre Handtasche, nahm ein bisschen Geld heraus und gab es Julie, damit sie mit Bark und Patrick ins Tara Thai an der Massachusetts gehen und ihnen einen Lunch spendieren konnte.

Die Studenten verließen das Labor, und Manny scheuchte die Secret-Service-Leute ebenfalls hinaus. Dann schloss er die Tür und versuchte, sie anzulächeln. Es gelang ihm kaum. »Entschuldige«, sagte er. »Ich hab dich angerufen, aber du bist nicht ans Telefon gegangen.«

Unwillkürlich antwortete sie in scharfem Ton: »Ich war beschäftigt.«

Sie waren binnen Sekunden in ihre alten Muster

verfallen. Es hatte zu viel Ähnlichkeit mit jedem anderen Streit über ihre Ehe, den sie gehabt hatten. Er wollte reden, sie war beschäftigt. Aber diesmal reagierte Manny anders als früher. Er entschuldigte sich.

»Es tut mir leid, und ich hab's verstanden, aber es geht nicht um etwas Persönliches. Es ist dienstlich.« Er deutete auf Steph. »Wir wollten dich sprechen. Ich wollte also jemanden losschicken, der dich ins Weiße Haus bringen sollte, aber Steph meinte, du würdest niemals freiwillig mitkommen. Man hätte dich verhaften müssen, und das schien uns eher kontraproduktiv, da wir deine Hilfe brauchen.«

Melanie lehnte sich an einen der Labortische und schaute erst Manny, dann Steph an. Sie sagte nichts. Es machte ihr Spaß, Manny zappeln zu sehen.

»Hör zu, Tatsache ist, dass wir, ich und Steph und Billy ... ich erinnere mich nicht - hast du Billy schon kennengelernt? Billy Cannon, der Verteidigungsminister.«

Billy drückte ihr fest die Hand, aber bevor er sie wieder losließ, deutete er mit dem Kopf auf das Insektarium hinter ihr. »Ma'am, wenn ich fragen darf - was zum Teufel ist das für eine Spinne da hinter Ihnen?«

»Die da?« Melanie drehte sich um und berührte sanft die Glaswand. Sie war so sehr an die Spinnen im Labor gewöhnt, dass sie gar nicht mehr daran dachte, wie unheimlich sie anderen Leuten waren, vor allem die großen, behaarten wie die, die Billy jetzt anschaute. »*Theraphosa blondi*. Besser bekannt als Goliath-Vogelspinne. Aber sie fressen keine Vögel. Normalerweise jedenfalls nicht.«

»Meine Güte.« Billy beugte sich vor und klopfte an die Scheibe.

Melanie griff nach seinem Handgelenk. »Tun Sie das nicht.«

Billy richtete sich wieder auf. »Warum nicht? Wird das Ding mich umbringen?«

»Sie mögen das nicht. Darum. Sie würden es auch nicht mögen, dass jemand vor Ihrem Haus steht und ans Fenster hämmert. Spinnen sind empfindlich für Vibrationen. Und nein, das Ding wird Sie nicht umbringen, aber es tut beschissen weh, wenn es Sie beißt. Wie ein Wespenstich. Und sie haben Brennhaare. Wenn die an Ihre Haut kommen, juckt und brennt es, und wenn Sie sie einatmen, müssen Sie husten und fühlen sich unwohl. Das ist unangenehm. Aber ansonsten sind sie wie die meisten Spinnen. Lässt man sie in Ruhe, lassen sie einen auch in Ruhe.«

»Die meisten Spinnen?«

»Sie jagen«, sagte Melanie. »Insekten und so was.« Sie drehte sich zu Manny um. »Okay. Worum geht's?«

Manny fuhr sich mit den Fingern durch das Haar. Es war eine vertraute Geste, die er machte, wenn er nicht viel geschlafen hatte und sich überfordert fühlte, und bei dem Anblick musste Melanie leicht lächeln. Aber nur kurz.

»Es klingt vielleicht verrückt«, sagte Manny, »aber gibt es Spinnen, die Menschen fressen? Ich meine, Riesenschwärme von Spinnen? Hört es sich an, als hätte ich den Verstand verloren, wenn ich diese Frage auch nur stelle? Wenn es sie gibt, dann scheint mir das doch ein Thema zu sein, dass du bei einem

Abendessen mal angesprochen hättest.« Jetzt musste Melanie wirklich lächeln. Sie war bei unzähligen langweiligen Abendessen mit Politikern gewesen und hatte sich nur damit trösten können, dass sie ihren Tischnachbarn mit Geschichten über lebensgefährliche Krabbeltiere eine Scheißangst einjagte. »Gibt es so was?«, fragte Manny. »Gibt es solche Spinnen?«

Rechts von ihr war Billy zu einem Schaukasten an der Wand spaziert, in dem eine präparierte Spinne ausgestellt war. Einen Moment lang sah es so aus, als wollte er auch da an die Scheibe klopfen, aber dann merkte er, dass Melanie ihn beobachtete. Sie funkelte ihn an, und er ließ die Hand sinken.

Melanie sah wieder Manny an. »Weißt du, wie viele Anrufe und E-Mails wir jeden Monat von Leuten kriegen, die glauben, sie sind von einer Spinne gebissen worden und müssen jetzt sterben?« Sie ging hinüber zu dem kleinen Küchenkülschränk, der neben den großen Laborkülschränken stand, öffnete ihn und nahm eine Softdrink-Dose heraus. Sie hielt sie hoch und sah Steph und dann Billy fragend an, aber beide schüttelten den Kopf. Sie nahm noch eine Dose und reichte sie wortlos Manny. Sie brauchte nicht zu fragen. Er hatte noch nie eine Coke light zurückgewiesen. Sie riss ihre Dose auf und trank einen Schluck. Das bittersüße Getränk im Bauch fühlte sich an wie eine Extrastunde Schlaf.

Sie zögerte. Sie war nicht sicher, ob sie ihre neuen Spinnen schon mit jemandem teilen wollte. Sie hatte diese Art noch nie gesehen, und sie wusste, die Entdeckung würde ihr den nächsten großen Schritt auf der Karriereleiter ermöglichen. Ein zehntausend

Jahre alter Kokon, aus dem Spinnen geschlüpft waren. Und dann erst die Spinnen selbst. Ihr Verhalten. Wie viele Aufsätze würden daraus entstehen? Dann schaute sie hinüber zu Steph, und wieder fiel ihr ein, dass sie nicht einfach Steph war. Sie war die Präsidentin der Vereinigten Staaten. »Darf ich fragen, worum es geht?«

Manny sah Steph an, und sie schüttelte kurz den Kopf. Manny seufzte und riss den Ring an seiner Cola-Dose auf. »Vertrau mir einfach«, sagte er. »Wir wären nicht hier, wenn es nicht wichtig wäre.«

»Ehrlich, Manny, du weißt doch, was ich den Leuten immer über Spinnen erzähle. Es gibt wirklich keinen Grund, vor ihnen Angst zu haben.« Melanie ging zum hinteren Labortisch. »Aber das war vor zwei Tagen. Denn diese Biester machen mir eine Scheißangst.«

Sie stellte ihre Coke light neben einen Turm von Käfigen mit Laborratten. Die Ratten waren im Großen und Ganzen ruhig. Sie drückten sich an ihre Käfiggitter, möglichst weit weg von dem Insektarium, das drei Meter weit entfernt stand. Melanie hob einen der Käfige hoch, und als sie ihn zum Insektarium trug, warfen die Spinnen sich wieder gegen die Glaswand. Das Geräusch, das sie dabei machten, klang rhythmisch und verzweifelt.

»Sie sind erst gestern aus dem Kokon geschlüpft, und es war beeindruckend. Wie eine Explosion. Ich habe allerdings noch kein Exemplar herausgenommen und seziert, aber ich kann schon jetzt sagen, ich habe eine solche Spinnenart noch nie gesehen. Sie ist neu.«

Sie hielt den Rattenkäfig über das Insektarium

»Sind das -«

Melanie fiel ihrem Exmann ins Wort. »Pass einfach auf.«

Julie hatte einen schleusenartigen Zugang eingerichtet. Die Spinnen blieben so eingesperrt. Man setzte die Ratte in eine Kammer, die man verschloss, bevor man die Ratte zu den Spinnen hineinfallen ließ.

Einen Augenblick lang hatte Melanie Mitleid mit dem Tier. Das kleine Ding quiekte und scharrete an der Scheibe und versuchte hinauszuklettern. Obwohl die Spinnen sie in der oberen Kammer nicht sehen konnten, gerieten sie in Raserei. Sie konnten sie riechen.

Melanie drückte auf einen Hebel, und der Boden unter der Ratte klappte auf, und sie fiel zu den wartenden Spinnen in das Insektarium.

Es war die vierte Ratte, die sie geopfert hatten.

Die Reaktion im Insektarium war die gleiche. Das Geräusch des Kauens war nicht erträglicher geworden.

Offenbar fand noch jemand hinter ihr das Geräusch unangenehm, denn sie hörte ein Würgen.

»Heilige Scheiße.« Das war Manny, der neben ihr stand.

Neben ein paar anderen Dingen - er war komisch und verdammt intelligent, vielleicht intelligenter als sie - hatte sie an ihm immer geliebt, dass er keine Angst vor Spinnen hatte.

»Das kannst du wohl sagen. Spinnen sollten nicht kauen. Normalerweise verflüssigen sie ihre Nahrung und saugen sie auf. So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Wie sind diese Spinnen hergekommen?«, fragte Manny.

»Mit FedEx«, sagte Melanie.

Die Präsidentin trat zu ihnen und beugte sich näher an die Glasscheibe. Die Spinnen hatten die Ratte zur Hälfte aufgefressen, doch eine von ihnen löste sich von dem Kadaver und wollte sich durch die Glaswand auf Steph stürzen. »Was sind das für Biester?«

»Im Ernst«, sagte Manny. »Wo hast du diese Spinnen her?«

»Im Ernst«, sagte Melanie. »Sie sind mit FedEx gekommen. Aus Peru. Du erinnerst dich an die Nazca-Linien? Ein Freund einer Promotionsstudentin hat dort Ausgrabungen gemacht. Er hat den Eierkokon gefunden und an unser Labor geschickt. Wahrscheinlich zehntausend Jahre alt.«

»Wie bitte?«, sagte die Präsidentin. »Hast du gerade gesagt, der Eierkokon war zehntausend Jahre alt?«

»Plus minus. Man sollte annehmen, da kann nichts Lebendes mehr drin sein, nicht wahr? Alles müsste versteinert sein. Aber nein.«

»Wie um alles in der Welt konnten sie noch ausschlüpfen, wenn sie so alt sind?«

Sie gab ihnen eine vereinfachte Erklärung: Bestimmte Eier konnten gewissermaßen in einen Schwebezustand übergehen und auf die richtigen Bedingungen warten. Sie erzählte ihnen von dem Evolutionsökologen aus Oklahoma, der siebenhundert Jahre alte Wasserfloh-Eier zum Schlüpfen gebracht hatte. »Oder vielleicht ist es einfacher, wenn wir über Zikaden reden. Manche

schwärmten jedes Jahr, andere in Zyklen von dreizehn oder siebzehn Jahren. Niemand weiß genau, wie das funktioniert und warum sie die ganze Zeit schlafen, aber dass wir es nicht verstehen, hindert die Zikaden nicht daran, in diesen merkwürdigen Zyklen herauszukommen.« Sie zuckte die Achseln. »Ich habe jahrelange Forschungsarbeit vor mir. Ich kann längst nicht alle Fragen beantworten. Im Moment kann ich euch nur sagen, als uns klar war, dass sie schlüpfen würden, kam es uns vor wie eine Ewigkeit. Zwanzig Stunden lang starren wir das Scheißding an, und dann - Bamm! Und bevor ihr fragt: Ich habe solche Spinnen noch nie gesehen und noch nie von ihnen gehört. Soweit ich es erkennen kann, ist es eine neue Spezies. Oder - wahrscheinlich zutreffender gesagt - es ist eine sehr alte Spezies. Komplett ausgestorben bis auf diesen Kokon. Es ist fast ein Wunder. Dass sie gefunden und hergeschickt wurden, und dass sie rund zehntausend Jahre da herumgelegen und auf den richtigen Augenblick zum Schlüpfen gewartet haben. Ich muss ehrlich sagen, es gibt hier eine Menge Dinge, die ich noch nicht verstehe. Ich habe so etwas noch nie gesehen.«

Stirnrunzelnd trat sie wieder näher und spähte in das Insektarium. Alle Spinnen hatten sich auf die Ratte gestürzt. Alle bis auf eine. Eine kroch lustlos in einer Ecke herum. Sie sah nicht verletzt aus, aber irgend etwas stimmte nicht mit ihr. Als habe sie nicht genug Energie, um von der Ratte zu fressen. Fast hätte Melanie an die Scheibe geklopft, aber dann bremste sie sich und warf einen Blick zurück zu Billy Cannon. Der Verteidigungsminister hatte ein Papierhandtuch von dem Stapel neben dem

Waschbecken genommen und wischte sich den Mund ab. Sie drehte sich zu Manny um, aber der starnte Steph an, und Steph starrte Melanie an und sah aus, als wolle sie etwas sagen, als es klopfte.

Der Secret-Service-Agent, mit dem Melanie zusammengestoßen war, streckte den Kopf herein. »Er ist hier.«

Manny nickte, und die Tür öffnete sich weiter. Ein Mann kam herein, ein weißer Amerikaner im Anzug. Er sah gut aus, fand Melanie. Um die Taille herum zeigten sich die ersten Andeutungen der weichen Fülligkeit, die sich im mittleren Alter einstellt, aber er war nur ungefähr zwei Jahre älter als sie. Selbst in Anwesenheit der Präsidentin und des Secret Service machte er einen selbstsicheren Eindruck. Er sah aus, fand Melanie, wie das, was sie sich wünschte: wie ein Mann. Auf alle Fälle angemessener als ein Promotionsstudent. Darüber hinaus hatte er erstaunliche Ähnlichkeit mit einem Cop, aber Melanie war lange genug in Washington gewesen, um zu erkennen, dass er beim FBI oder bei der CIA oder einem der anderen Dienste war, nicht beim schlichten alten Police Department. Er hielt etwas in der Hand, das aussah wie ... Ja. Es war ein Gurkenglas. Nur war das, was drin war, keine Gurke.

Sie nahm ihm das Glas ab, und dabei sah sie den Verband an seiner linken Hand. Im Deckel des Glases waren ein paar Luftlöcher, und abgesehen von der Spinne war das Glas leer. »Woher haben Sie das?«

»Madam President«, sagte der Mann zu Steph, »es ist mir eine Ehre. Agent Mike Rich. Aus Minneapolis.«

Steph nahm seine Hand und schaute Mike in die

Augen, ohne sie loszulassen. »Und das ist dieselbe? Dieselbe Spinne, die aus Henderson gekrochen ist?«

Melanie hob den Kopf. »Moment. Was? Die aus ...?« Sie stellte das Glas neben das Insektarium. »Woher haben Sie die?«

»Ehrlich gesagt, sie kam aus dem Gesicht eines Mannes gekrochen«, antwortete Mike.

Melanie starrte ihn an »Nein«, sagte sie langsam, und dann wiederholte sie: »Nein. Ich meine, woher auf der Welt?«

Manny seufzte. »Erinnerst du dich, dass du vor ein paar Minuten wissen wolltest, worum es geht?«

Melanie nickte.

»Die Spinnen, die ihr hier habt«, sagte Manny und deutete auf das Insektarium, »sind nicht die einzigen. Wenn du sagst, du glaubst, sie sind komplett ausgestorben bis auf die, die hier sind, dann irrst du dich. Wir nehmen an, es gibt noch mehr davon.«

Melanie schaute die Spinne im Glas und dann die im Insektarium an. »Ich kann nicht garantieren, dass das die gleichen Spinnen sind. Okay, zumindest oberflächlich sehen sie gleich aus, aber ich müsste sie mir genauer -«

»Melanie.« Mannys Ton wurde scharf. »Wenn ich sage, wir nehmen an, es gibt mehr von diesen Spinnen, dann meine ich *mehr*. Viel mehr.«

## **Metro Bhawan, Delhi, Indien**

Er war nicht erfreut über die Überstunden. Sein Supervisor war praktisch verschwunden, nachdem diese beiden Wissenschaftler aus Kanpur vorbeigekommen waren. Weil das Baby bald kam, konnte er das Geld gut gebrauchen, aber weil das Baby bald kam, erwartete seine Frau auch, dass er öfter zu Hause war. Bei diesem Gedanken zog er seinen Hosenbund hoch und nahm das Handy aus der Tasche. Sie hatte es gern, wenn er regelmäßig daran dachte, ihr eine SMS zu schicken und nach dem Rechten zu sehen. In zwei Tagen war der Entbindungstermin, und sie war jetzt ziemlich reizbar. Er seinerseits war immer sehr dafür, ein Feuer zu verhindern, bevor es ausbrach, und pflichtbewusst tippte er eine kurze Nachricht: Er denke an sie, und wie es ihr gehe. Dann schickte er gleich noch eine hinterher und bat um Entschuldigung, weil er noch arbeiten müsse, erinnerte sie aber auch an das zusätzliche Geld, das es ihnen einbringen würde. Der Arzt hatte gesagt, wenn es jetzt noch eine Woche länger dauern sollte, würden sie die Wehen einleiten.

Er schob das Telefon wieder in die Tasche und ging den Korridor hinunter. Die Crew wartete schon an der Tür. Die Wissenschaftler hatten wegen des Bebens ein Höllentheater abgezogen und darauf bestanden, dass man sie hinuntergehen ließ, und

vermutlich hatten sie Gelegenheit bekommen, dem Problem auf den Grund zu gehen, denn weitere Klagen hatte er nicht gehört. Aber von seinem Supervisor hatte er auch nichts mehr gehört. Wahrscheinlich lag der Mann wieder irgendwo betrunken herum. Er mochte seinen Supervisor, aber die Wahrheit war, dass der Mann auch ohne seine Trinkerei nicht besonders kompetent war. Er stellte aber auch keine besonderen Ansprüche, und so war alles gut.

Er nickte den Männern vor der Tür zu. Die Anzeigen im Tunnel spielten verrückt, aber die Crew bekam die Tür nicht auf, um nachzusehen. Sie hatten alles versucht, einschließlich eines kompletten Resets des Codes am Türschloss, aber erfolglos. Er hatte keine Ahnung, was zum Teufel die Wissenschaftler - oder, was eher wahrscheinlich war, sein Supervisor - damit angestellt hatten, aber im Grunde hatte er jetzt keine andere Wahl. Sie mussten hinein. Er seufzte. Es wäre ihm wirklich lieber gewesen, wenn sein Supervisor die Verantwortung übernommen hätte.

»Okay«, sagte er. »Knackt die Bolzen.«

Die Männer nahmen sich die Türangeln vor, und er schaute ein paar Sekunden zu, bis sein Handy vibrierte und eine SMS anzeigte: *Wehen. Ich glaube, es geht los. Komm nach Hause.*

Er zögerte, aber dann schrieb er zurück: *Bin gleich da.* Es würde nur noch eine oder zwei Minuten dauern, um die Bolzen zu brechen, und dann würde er sofort nach Hause fahren.

Der erste Bolzen gab nach, und die Männer hielten die Tür gerade, während einer die zweite Angel

bearbeitete. Er konnte sehen, dass die Tür schwer war. Unter großen Anstrengungen zogen sie sie auf und schoben sie zur Seite. Plötzlich redeten alle wild durcheinander.

Zuerst hielt er es für Staub oder Erde oder vielleicht sogar Kohle, aber schnell erkannten er und die Männer, womit der Tunnel beinahe hüfthoch gefüllt war. Mit toten Spinnen.

Die schwarzen Leiber lagen so dicht aufeinander, dass sie aussahen wie eine homogene Masse. Sie hatten sich an der Tür hoch aufgestaut. Weiter hinten sank der Pegel, und am Ende seines Gesichtsfelds, vor der Biegung, lagen sie anscheinend nur noch kniehoch. Hoch oben an den Wänden und unter der Decke sah er kalkweiße Knäuel. Spinnweben. Die meisten waren so groß wie Fußbälle, aber ein paar größere waren auch dabei. Eins hing gleich hinter der Tür, und die Crew blieb hinter ihm, als er ein paar schlurfende Schritte vorwärtsging. Er schob die Füße durch die Massen von Spinnen wie durch trockenes Laub und hob die Hand, um eins der Knäuel zu berühren. Es war klebrig. Er hatte erwartet, dass es kühl sein würde, aber es war warm.

Sein Telefon vibrierte wieder. *Wir treffen uns im Krankenhaus.*

Er steckte das Telefon ein und drehte sich um. Vom Knirschen und Knacken der Spinnen unter seinen Füßen wurde ihm übel. Sie waren abscheulich, aber auch nicht schlimmer als ein aufgespießtes Exemplar hinter Glas. Er schob eine mit der Schuhspitze vor sich her. Sie war leicht, als wäre sie hohl. Tot. Eingetrocknet. Aufgebraucht. Was immer das für Spinnen waren - Tausende und

Abertausende, Zigtausende –, und wie auch immer sie in den Tunnel heruntergekommen sein mochten, sie waren tot.

Er wusste, was er tun sollte. Er musste herausfinden, wo zum Teufel sein Supervisor war, und den Mann herholen. Und wenn er seinen Supervisor nicht fand, verlangte seine Aufgabe von ihm, dass er den Supervisor des Supervisors anrief. Das hier war nicht nur ein Stoff für Albträume, es war offensichtlich auch etwas, für das er nicht mehr allein zuständig sein konnte.

Wieder brummte sein Telefon. *Beeil dich.*

Aber wenn er täte, was man von ihm erwartete, würde es hier noch stundenlang dauern. Die Aussicht auf Überstunden war sehr viel reizvoller, während seine Frau darauf *wartete*, dass die Wehen einsetzten, als dann, wenn sie tatsächlich einsetzten. Wenn er sich nicht sofort auf den Weg machte, würde seine Frau ihm das für den Rest seines Lebens vorhalten.

»Okay«, sagte er, »lassen wir es vorläufig dabei. Ihr beide bleibt hier und lasst niemanden in den Tunnel.« Die Männer, auf die er zeigte, maulten und schauten ihn nicht an, aber er wusste, sie würden ihre Arbeit machen. »Wir kümmern uns morgen darum.«

Er warf einen letzten Blick auf die Spinnenmassen und wandte sich dann ab, um schleunigst zu seiner Frau zu kommen.

Wenn er genauer hingeschaut hätte, wären ihm vielleicht die Knochen aufgefallen, die unter dem Spinnenhaufen verborgen waren. Drei sauber abgefressene Skelette. Vielleicht wäre ihm dann

klargeworden, dass es einen Grund gab, weshalb er seinen Supervisor nicht mehr gesehen hatte, seit die beiden Wissenschaftler gekommen waren. Und wenn er allein gewesen, wenn alles stiller gewesen wäre, hätte er vielleicht die Geräusche hinter ihm gehört, weiter hinten im Tunnel. Ein Rascheln, ein Reißen.

Wenn er es gehört hätte, wäre ihm vielleicht klargeworden, dass nicht alle Spinnen tot waren. Vielleicht hätte er dann seine Leute angebrüllt, sie sollten die Tür schnellstmöglich wieder einsetzen und festmachen.

Vielleicht.

Aber das tat er nicht.

Er fuhr ins Krankenhaus in Delhi. Delhi. Nach ihrer Einwohnerzahl die zweitgrößte Stadt der Welt. Einschließlich der Kleinstädte und Dörfer in der Umgebung Heimat für fünfundzwanzig Millionen Menschen.

## **Containerfrachter Mathias Maersk, Triple-E Class, Pazifischer Ozean, 400 Meilen vor Los Angeles**

Mit nur zweiundzwanzig Mann Besatzung konnte die vierhundert Meter lange *Mathias Maersk Triple-E* achtzehntausend Container befördern und verbrauchte bei langsamer Fahrt etwa ein Drittel weniger Treibstoff als ältere und kleinere Schiffe. Moderne Effizienz der ersten Güte und schon wieder überholt: die Mathias würde schon bald von der nächsten Generation in den Schatten gestellt werden. Größe. Es ging immer nur um Größe. Je größer das Schiff war, desto mehr Geld verdiente es, solange es vollbeladen war. Und die Mathias Maersk Triple-E war vollbeladen. Sie hatte in China Ladung aufgenommen, Container über Container. Die Frachtpapiere enthielten alles von Textilien bis zu Gummienten, alles fest verpackt in den jeweiligen Metallsärgen, bereit für die Straßen von Amerika.

Ruhige See, vierzehn Tage lang routinemäßige Logbucheinträge. Wenn er religiös gewesen wäre, hätte er ein Dankgebet gesprochen. Ein großer Teil ihrer Ladung kam aus dem Nordwesten Chinas, wo die Atombombe explodiert war. Er hatte Mitleid mit den Kapitänen, die jetzt in den chinesischen Häfen warten mussten. Ihre Fahrpläne kamen völlig durcheinander. Routinemäßige Logbucheinträge hatten diese Kapitäne vorläufig nicht zu erwarten. So

bald würden sie den Ozean nicht überqueren. Im Gegensatz zu ihm. Der Autopilot steuerte mit gleichmäßigen siebzehn Knoten den Hafen von Los Angeles an, und so hatte er noch zwanzig Stunden vor sich. Das heißt, er hatte geglaubt, zwanzig Stunden vor sich zu haben. Leider schien es jetzt ein Problem zu geben.

Obwohl nur zweiundzwanzig Mann an Bord waren, wurden neun Sprachen gesprochen. Die Muttersprache des Kapitäns war Italienisch, aber er sprach fließend Englisch. Von der Mehrheit der Besatzung konnte man das nicht sagen. Beschissenes Pidgin-Englisch war hier an der Tagesordnung. So war es schon schwierig genug, sich untereinander von Angesicht zu Angesicht zu verständigen, aber über dem Maschinenlärm und dem üblichen Rauschen des Radios hatte der Kapitän kein Wort von dem verstanden, was der wachhabende Ingenieur gesagt hatte. Es war auch nicht hilfreich, dass der Mann geschrien hatte.

Er kontrollierte noch einmal den Autopiloten, warf einen Blick auf die herangezoomte Karte von Los Angeles geradeaus vor ihnen und rief den Ersten Maat. Was immer es war, sie würden es in Ordnung bringen, wenn sie morgen im Hafen wären. Mit etwas Glück würden sie so früh festmachen, dass er Zeit für ein spätes Mittagessen in Los Angeles hätte, während die Güter entladen würden. Er konnte einen Tag in der Stadt vertragen.

## **CNN Center, Atlanta, Georgia**

»Ich weiß nicht, ob es sich lohnt, sich darum schon zu kümmern«, sagte Teddie zu ihrem Boss.

Teddie Popkins - Theodora Hughton Van Clief Popkins, aber sie war Teddie seit ihrer ersten Woche auf Erden, und den Hughton-Van-Clief-Teil ihres Namens anstelle von Teddy Popkins zu benutzen war eine sichere Methode, dafür zu sorgen, dass die einzigen Männer, die sich an sie heranmachten, Goldgräber waren - spielte das Video noch einmal ab. Es war verwackelt, aber die Bildqualität schien erstklassig. Sie war die Erste, die zugab, dass die Smartphones ihr das Leben als Producerin sehr viel leichter machten. Mit einem beschissenen Telefon konnte man immer noch ein HD-Video drehen. Natürlich, wenn sie Reporter vor Ort im Einsatz hatte, gab es nichts Besseres als einen Kameramann mit einer Zwanzigtausend-Dollar-Panavision. Aber sie hatte keine Crew in Indien, die herumstand und darauf wartete ...

Ja, verdammt, worauf eigentlich genau?

Eine ihrer Aufgaben als Producerin, speziell in einer langweiligen Werktagsvormittagsschicht wie jetzt, bestand darin, die Zeit auszufüllen, wenn nichts los war. Okay, sie war Associate Producer. Nicht schlecht für eine, die erst vor drei Jahren vom College gekommen war. Aber der springende Punkt war, es gehörte zu ihrem Job, an öden

Nachrichtentagen mitzuhelfen, Nachrichten zu machen, und öder als heute konnte ein Tag in der Woche, in der China eine Atombombe gezündet hatte, wirklich nicht werden.

Das war das Problem. Die Atombombe hatte alle anderen Nachrichten gefressen. In den ersten vierundzwanzig Stunden hatte das ganze Gebäude gebrummt. Sie hatte einen Exfreund bei FOX angerufen, und der hatte gesagt, dort sei es genauso. Für Reporter und Producer hieß es: Alle Mann an Deck. Dieselben zehn China-Experten aus der Politik rotierten auf Hochtouren durch die Studios und gaben ihre Spekulationen zu den Vorgängen ab, und die wenigen Videoaufnahmen, die sie hatten, liefen in einer Endlosschleife. Und dann: nichts. Die Atombombenstory verlief sich einfach im Sande. Nichts Neues passierte, und anscheinend gab es darüber hinaus nicht viel. China hatte in einer spärlich besiedelten Region aus Versehen eine Atombombe hochgehen lassen. Im Grunde nur: ups.

Das war der zweite Grund, weshalb die Story so schnell abschmierte. Es war in China. Teddy war nicht blasirt. Sie hatte am Oberlin College studiert, an einer Bastion der Geisteswissenschaften, wo man lernte, sich für *alles* zu interessieren. Jetzt aber hatte sie die Schule lange genug hinter sich, um wieder Fleisch zu essen und gelernt zu haben, durch die Innenstadt zu laufen, ohne bei jedem Obdachlosen stehen zu bleiben und mit ihm zu reden. Aber trotz ihrer reichen und schmerhaft konservativen Eltern -

Theodora Hughton Van Clief Popkins' Vater war immerhin William Hughton Van Clief Popkins III, und mit einer solchen Herkunft hätte sie wahrscheinlich

besser zu FOX News gepasst, wäre da nicht, wie ihr Vater es formulierte, »ihre jugendliche Naivität im Hinblick auf die Welt, und wie sie funktioniert« gewesen - trotz ihrer Eltern also hatten die vier Jahre auf Oberlin ihre Wirkung getan. Es ging ihr gegen den Strich, dass eine Story über ein Hollywoodsternchen mit einer Botoxüberdosis eine Atomexplosion in China aus den Schlagzeilen verdrängen konnte. Es ging ihr gegen den Strich, aber sie war auch realistisch. Die Amerikaner interessierten sich einfach nicht besonders für Auslandsnachrichten.

Womit sie wieder bei dem Problem mit dem Videomaterial aus Indien war. Indien war schwer zu verkaufen. Ab und zu gab es eine unterschwellige Story, an die sie sich hängen konnten, aber mit einer Meldung aus Indien würden sie keine Spitzenquoten erreichen. Schon gar nicht in einer Woche wie dieser, in der sie ihr Kontingent an Auslandsnachrichten schon mit dem Zeug aus China aufgebraucht hatten. Aber trotzdem. Dieses Video.

»Sie könnten recht haben«, sagte ihr Boss. »Spielen Sie es mir vor.« Er beugte sich über ihre Schulter, damit er den Monitor besser sehen konnte.

Sie hatte sich das Video in Zeitlupe und ohne Ton angesehen. Mit Viertelgeschwindigkeit abgespielt, war es noch immer nur knapp eine Minute lang, und der Gruselfaktor war weg. Man sah viel Himmel, Gebäude und rennende Menschen. An ein paar Stellen sah es aus, als ob schwarze Bänder aus einem U-Bahnhof flössen, aber Genaues war nicht zu erkennen. Gegen Ende taumelte ein Mann aus einem Hauseingang und fiel zu Boden. Die Bänder krochen

über ihn hinweg, aber obwohl die Aufnahme mit der Kamera eines ordentlichen Telefons gemacht worden war, konnte man kaum erkennen, was da passierte. Und bei normaler Geschwindigkeit samt Ton? Schon die ruckhaften Bilder vermittelten ein Gefühl der Panik, aber die Schreie, das Hupen und ein krachendes Geräusch im Hintergrund machten es wirklich furchterregend.

Sie ließ es daher mit normaler Geschwindigkeit laufen und riskierte einen Blick auf ihren Boss. Don schaute tatsächlich mit offenem Mund zu.

»Wow. *Fuck*, was ...?«

»Ja«, sagte Teddie. »Deshalb schau ich's mir immer wieder an. Eigentlich gibt's nicht viel zu sehen, aber irgendwie ist es beängstigend, nicht?«

»Okay«, sagte Don. »Aber was ist es?«

»Irgendwie sieht es aus, als ob es vielleicht Insekten sind, oder?«

Don verschränkte die Arme. *Er war ein guter Boss*, dachte Teddie, auch wenn sie eigentlich keine Vergleichsmöglichkeit hatte. Sie hatte gleich nach dem College als seine Assistentin bei CNN angefangen, und er war derjenige gewesen, der ihr Gelegenheit gegeben hatte, sich als Producer zu versuchen. Associate Producer.

Ein- oder zweimal hatte sie versucht, sich auszumalen, was sie täte, wenn er sich an sie ranmachen würde. Ihr Dad mochte ja recht haben mit dem, was er über ihre jugendliche Naivität im Hinblick auf die Welt, und wie sie funktionierte, zu sagen hatte, aber völlig blöd war sie nicht. Sie wusste, wie gewisse Dinge funktionierten. Er war nicht verheiratet, er war nicht schwul, und er war

erst Anfang vierzig, jung genug also, um es nicht gänzlich unvorstellbar erscheinen zu lassen. Deshalb verstand sie eigentlich nicht, warum er sie nie anbaggerte, nicht mal andeutungsweise. Vielleicht gehörte er einfach zu diesen pingeligen Personen, die Geschäft und Vergnügen immer säuberlich auseinanderhielten. Vielleicht hielt er auch nichts vom Vergnügen. Soviel Teddie sehen konnte, gab es für Don nichts als Arbeit. Er war also ein guter Boss insofern, als er sie anscheinend nicht als ein junges Ding betrachtete, das er ausnutzen konnte, aber er ging ihr auch ein bisschen auf die Nerven, weil er anscheinend nicht sah, dass sie manchmal auch Lust hatte, etwas anderes zu tun, als dauernd zu arbeiten. Für Amusement hatte er nicht viel übrig, und jetzt war er offenbar überhaupt nicht amüsiert.

»Kommen Sie, Teddie. Verplempern Sie nicht meine Zeit. Insekten?«

»Don, ich bin -«

Aber sie bekam keine Chance, sich zu verteidigen, und das war gut so, denn sie war ziemlich sicher, dass sie irgendetwas Lahmes erwidert hätte. Aber sie wurden unterbrochen, denn Rennie LaClair schrie quer durch das Büro etwas zu ihnen herüber.

Don sprang auf, sie folgte ihm hinüber zu der Reihe der Monitore an Rennies Schreibtisch.

»Ist das Delhi?«

Rennie sah sie beide nicht an. »Yep. NBC hat es eben gebracht. Sie hatten eine Crew vor Ort, die Füllmaterial drehen sollte, aber jetzt haben sie einen Satellitenlink. Sie senden es live. *Fuck*, da unten herrscht das totale Chaos. Sie haben keinen Reporter im Einsatz, nur einen Kameramann, aber Mann - seht

euch diese Scheiße an!«

Es machte nichts, dass Teddie den U-Bahnhof der Delhi Metro Rail nicht erkannte. Wichtig war, dass die Kameracrew aus einer erhöhten Position drehte. Vielleicht standen sie auf dem Dach eines benachbarten Gebäudes. Und wichtig war, dass sie genug freie Fläche vor sich hatten, um die Panik einzufangen. Leute liefen wild durcheinander. Nein, sie liefen nicht, sie flüchteten. Sie waren auf der Flucht. Aus naheliegenden Gründen lief auf keinem der Monitore der Ton mit, aber das Ganze war auch so schon klar genug. Die Unterzeile lautete *Panik in Delhi – ein Terroranschlag?* Offensichtlich dachte die Sendeleitung bei NBC an die Terroranschläge in Mumbai 2008.

Aber sie irrten sich. Das wusste Teddie sofort. Sie wusste es, bevor die Kamera einen der Gebäudeingänge heranzoomte.

Da war es. Ein schwarzer Faden.

Aus dem Faden wurde ein Band.

Ein Fluss.

Eine Flut.

## Das Weisse Haus

Manny rannte normalerweise nicht. Er ging zielstrebig, und oft ging und redete er gleichzeitig, aber in den Räumen des Weißen Hauses zu rennen kam eigentlich nicht in Frage. Eigentlich. Aber heute war es anders.

Wenn es jemand anders gewesen wäre, der da im vollen Lauf auf das Oval Office zusprintete, hätte man ihn im allergünstigsten Fall zu Boden geworfen und festgenommen. Aber die Agenten kannten Manny, und sie erschraken, als sie sahen, wie panisch er war. Er war verschwitzt und atemlos und hielt ein Handy in jeder Hand, während er versuchte, beide gleichzeitig zu bedienen. Als er in das Office eintrat, unterbrach er die Gespräche und er befahl den Agenten und Stephs *Body Woman* – wie man ihre persönliche Assistentin im politischen Jargon nannte –, den Raum zu verlassen. Aber Steph würdigte ihn kaum eines Blickes.

Das Büro war voll von Leuten. Zwei Kongressabgeordnete und sieben oder acht hochkarätige Spender, ein junger Mann, der Manny bekannt vorkam – ein Schauspieler oder ein Sänger vielleicht –, und mehrere überwältigt aussehende Elternpaare, die ein Girl-Scout-Quartett in voller Uniform begleiteten. Steph, wie immer ganz Herrin der Lage, beendete das Grinsen und Händeschütteln, beugte sich zu den kleinen Pfadfinderinnen hinunter

und legte ihnen die Arme um die Schultern, und punktgenau zum Kamerablitz strahlte sie noch einmal. Ein kurzes »Danke«, nochmals das volle Lächeln, und dann trat sie ein paar Schritte zurück, damit die Aufsicht alle hinausbugsieren konnte. Seit Manny den Raum betreten hatte, waren dreißig Sekunden vergangen. Die Frau war ein Profi. Er war noch nicht wieder zu Atem gekommen, als das Büro leer dalag. Kaum waren die Türen geschlossen, fiel das Lächeln aus ihrem Gesicht.

»Die Chinesen?«

»Nein. Indien. Alex und Ben sollten jeden Augenblick hier sein. Und Billy ist unterwegs.« Seine beiden Handys klingelten gleichzeitig, aber er achtete nicht darauf.

»Indien? Scheiße. Hat Pakistan zurückgeschlagen?«

Manny sah sie eine Sekunde lang verwirrt an und schüttelte dann den Kopf. Aber natürlich, für Stephanie lag die Schlussfolgerung nahe. Seit dem 15. August 1947, Schlag Mitternacht, führten Indien und Pakistan Krieg gegeneinander oder waren kurz davor. Eine dieser glänzenden britischen Ideen - die Teilung Indiens. Seit einer Weile war es nicht mehr zum offenen Konflikt gekommen, weil in manchen Jahren ihre Regierungen stabiler als in anderen waren, aber beide Staaten verfügten über Atomwaffen. Zurzeit waren in beiden Ländern keine besonders vernünftigen Leute an der Macht. Aber es gab ein Drehbuch für die Feindseligkeiten zwischen Indien und Pakistan. Von Analysten entwickelte Szenarien. Backup-Pläne, Notfallmaßnahmen, koordinierte Kommunikationsstrecken. Gewehre,

Bomben, Jets, für alles hatten sie einen Plan. Aber nicht für das hier.

»Nein. Nicht Pakistan. Denk an China.«

»China?«

»Die verdammten Spinnen.«

»Okay«, sagte sie. »Wie schlimm ist es?« Kein Zögern. Kein Unglaube. Nur das Verlangen nach Informationen.

Das gehörte zu den Dingen, die Manny an Steph gefielen, und es war einer der Gründe, weshalb er sie ermutigt hatte, aufs Ganze zu gehen. Trotz all seiner politischen Verschlagenheit, obwohl er die Politik als Spiel betrachtete, obwohl er es vorzüglich verstand, eine Umfrage zu lesen und eine Nachricht zu drehen, das Telefon zu benutzen und Leute unter Druck zu setzen, und auch wenn er bereit war, jemandes Leben zu ruinieren, wenn dieser jemand nicht für Stimmenmehrheit sorgte - er war immer noch so etwas wie ein Romantiker. Ein Realist, aber ein romantischer. Und er glaubte an die Idee des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika. Er glaubte daran, dass der Präsident derjenige sein musste, der allen einen Schritt voraus war. Die meiste Zeit war es nicht so wichtig, wer da auf dem heißen Stuhl saß, aber manchmal, vielleicht einmal in einer Generation, kam es doch darauf an, und solange Steph auf diesem Stuhl saß und ihren Finger auf dem Knopf hatte, wusste er, sie würde die richtige Entscheidung treffen. Sie hatte das Talent, das Rauschen herauszufiltern, die Ablenkungen wegzuschieben und zum Kern einer Sache vorzudringen, und kaum hatte sie das Wort »Spinnen« gehört, hatte sie die Gleichung gelöst.

China. Atombombe. Hendersons Leiche in Minnesota. Und jetzt Indien. Sie würde also keine Zeit damit verschwenden, die ganze Sache anzuzweifeln, und sie würde nicht zaudern.

*Etwas Böses kommt des Wegs*, dachte Manny. Die Zeit des Zögerns war vorbei.

»Wie schlimm, Manny?«, fragte sie noch einmal.

»Schlimm«, sagte er. »Es ist im Fernsehen. NBC, aber ich glaube, bald werden es alle bringen.« Er verließ das Oval Office mit ihr, und sie gingen ins Arbeitszimmer der Präsidentin, in dem sie den größten Teil ihrer eigentlichen Arbeit erledigte. Eine Referentin blickte auf, und Manny bat sie, ein paar Coke light zu bringen und dafür zu sorgen, dass Alex, Ben und Billy sofort hereingeführt wurden.

Er nahm die Fernbedienung vom Couchtisch und schaltete den Fernseher ein. Das heißt, er versuchte es. Nachdem er ein paarmal erfolglos auf den Einschaltknopf gedrückt hatte, nahm Steph ihm das Gerät aus der Hand.

»Im Ernst, Manny? Du kannst nicht mehr mit der Fernbedienung umgehen?« Sie brachte den Fernseher in Gang und schaltete auf NBC. Das Video lief in einer Schleife – Leute, die schreiend durcheinanderrannten, dann die schwarze Flut, die aus den Eingängen quoll.

Nach ungefähr dreißig Sekunden wandte sie dem Bildschirm den Rücken zu.

»War's das?«, fragte Manny. »Mehr willst du nicht sehen?«

»Gibt es noch mehr zu sehen?«

»Eigentlich nicht.«

»Dann sollten wir loslegen. Und – Manny?«

»Ja?«

»Ruf deine Frau an.«

»Exfrau, *EXfrau*«, sagte Manny unwillkürlich.

Steph wedelte frustriert mit der Hand. »Von mir aus. Sei kein Arschloch.«

»Sehr präsidential.«

»Manny, wie wär's, wenn du mich am -« Steph brach ab, als die Tür aufging.

Alex Harris machte sich nicht die Mühe, den Raum ganz zu durchqueren. Sie sah erst Steph, dann Manny an. »Ich denke, wir sind jetzt über die Phase der Plaudereien im Präsidentenarbeitszimmer hinaus«, erklärte sie. »Ben sitzt schon unten im Situation Room, und ich habe bereits alle andern dazurufen lassen.«

»Kommen Sie, Alex. Gehen Sie vom Gas«, sagte Manny. Erst fing das eine, dann das andere Telefon in seiner Tasche an zu summen. Und das waren nur die Telefone, die er selbst benutzte. Seinem Referenten mussten die Ohren schwingen. »Wenn die Presse davon Wind bekommt, ist es ein gefundenes Fressen, wenn wir überreagieren.«

»Werden Sie erwachsen, Manny«, sagte Alex. »Darüber sind wir hinaus. Für die Presse ist es ein gefundenes Fressen, wenn wir nicht überreagieren. Wenn Sie politische Vergleichssituation brauchen, denken Sie an 9/11.«

»Wie bitte?«, fragte Manny. »Wollen Sie damit sagen, es sind Terroranschläge?«

»Nein. Ich will damit sagen, wenn wir nicht sofort etwas unternehmen, wird Steph sehr viel schlechter aussehen als Bush, der in einem Buch über eine verdammte Ziege las, als Flugzeuge in Wolkenkratzer

flogen. Wenn Sie sich den Kopf darüber zerbrechen wollen, wie das für die Presse aussieht, tja, dann ist das die Optik, über die Sie sich den Kopf zerbrechen müssen, Manny. Meine Prio wär es nicht, jetzt über ein paar Journalisten nachzudenken, die herausbekommen könnten, dass wir im Krisenmodus sind.« Sie kam einen Schritt weiter ins Zimmer und berührte Stephanies Arm. »Denn Sie sollten davon ausgehen, dass wir im Krisenmodus sind, Madam President. Als wir es mit China zu tun hatten, dachten wir, wir könnten die Sache wie eine Grippe oder eine andere Pandemie behandeln, nicht wahr? Quarantänezonen, und die Nationalgarde für den Einsatz in besonders schwer getroffenen Regionen. Und wie bei der Grippe oder irgendeiner anderen Pandemie dachten wir, wir sehen es kommen.«

Alex holte tief Luft und wandte sich wieder zur Tür. »Also, Manny, sorgen Sie sich ruhig wegen der Presse, so lange Sie wollen. Ich mache mir Sorgen wegen der Menschen, die sterben. Los, kommen Sie schon! In den Situation Room.«

Manny folgte ihr – nicht, weil sie es befohlen hatte, sondern weil ihm klar war, dass Alex ihre Worte nicht nur an ihn, sondern vor allem an die Präsidentin gerichtet hatte. Und Alex war anders als andere. Sie hatte die Sorge um das Ende ihrer Karriere längst hinter sich – für die Zeit nach ihrem Rücktritt als Nationale Sicherheitsberaterin hatte sie Andeutungen über einen Botschafterposten in Italien gemacht, denn dann hätte sie genug von der wirklichen Politik –, aber das adäquate Handeln der Präsidentin der Vereinigten Staaten lag ihr am Herzen, und wenn sie die Präsidentin praktisch zu

sich zitierte, dann bedeutete das, Alex machte sich Sorgen.

Während sie gingen, redete sie weiter. »Wir dachten uns, wir werden es kommen sehen. Aber es kommt nicht. Es ist schon da. Das ist das Fazit, was man aus Indien und China ziehen kann. Die haben es, und sie sind bereits überrollt. Im besten Fall ist es nicht schon hier, und wir haben noch Zeit, den Flugverkehr einzustellen und das Land abzuriegeln, so gut es geht. Und wenn das eine Überreaktion ist, lassen wir uns von der Presse gern dafür prügeln.« Manny wollte etwas sagen, aber Alex redete weiter. »Nicht mein Problem, Manny, und darüber können Sie später nachdenken, aber Steph - Madam President, wenn ich Ihre Nationale Sicherheitsberaterin bin, rate ich Ihnen in dieser Position: Wenn eine Sache so schlimm ist, dass die Chinesen eine Atombombe daraufwerfen, und wenn es jetzt schon in Indien ist, dann ist das, was wir tun, keine Überreaktion.«

Alex blieb stehen, drehte sich um und schaute Steph und Manny in die Augen. »Ich glaube, wir haben hier keine Wenn-Situation mehr. Die Frage ist nur noch *wann*, und wir können allenfalls Zeit schinden, bis es unser Land erreicht.«

## Minneapolis, Minnesota

Agent Mike Rich wäre gern ein paar zusätzliche Tage in Washington geblieben, wenn er dann die Chance gehabt hätte, diese Wissenschaftlerin zum Essen einzuladen. Das Hotel, das der Dienst für ihn gebucht hatte, war beschissen, er hatte kein Auge zugemacht, und er war nicht eben verrückt nach den Spinnen, aber Professor Guyer war eine gutaussehende Frau. Sie war groß genug, um ihm in die Augen zu schauen, und sie hatte eine schlanke, athletische Figur, die ihm gefiel. Klar merkte er, dass es irgendeine schräge Beziehung zwischen ihr und dem Stabschef der Präsidentin, einem schlumpfigen Schluffen von Mann, der nichtsdestoweniger ziemlich selbstbewusst wirkte, gab - aber verdammt, irgendetwas Schräges war ja überall im Gange. Zu Beginn der Woche hatte er sich noch wegen hausgemachter Arier und Drogen wie Meth den Kopf zerbrechen müssen, und plötzlich waren es kannibalistische Spinnen und Präsidentin Stephanie Pilgrim und der strikte Befehl, den Mund zu halten.

Moment. Kannibalisch? War das richtig? Oder hieß das, sie fraßen sich nur gegenseitig? Waren sie Kannibalen, wenn sie anstelle von anderen Spinnen Menschen fraßen? *Scheiß drauf*, dachte Mike, das war doch egal. Nicht egal war, dass es ein Weilchen dauern würde, bis er wieder schlafen könnte, ohne Albträume zu haben.

Er hatte versucht, im Flugzeug zu schlafen. Economy auf der ganzen Strecke. Sie hatten ihn in einem Jet der Regierung nach Washington geflogen und mit einem Linienflug nach Minneapolis zurückgeschickt. Irgendwie hatte er wenigstens auf ein Upgrade in die Erste Klasse gehofft, aber nichts da. So war die Bundesregierung.

Er hatte versucht, trotzdem die Augen zuzumachen, hatte den Kopf ans Fenster gelegt und sich vom Vibrieren der Triebwerke einlullen lassen, aber immer wenn er kurz davor war, wirklich wegzudämmern, hatte er das Gefühl gehabt, dass da etwas auf ihm rumkrabbelte. Auf dem Bein. Auf dem Arm. Im Nacken. Nach dem dritten Adrenalinstoß und drei kräftigen Schlägen mit der flachen Hand auf die eigene Haut hatte er lieber aufgegeben und ferngesehen. Kein angenehmer Flug.

Er wartete, bis das Flugzeug fast leer war, bevor er von weit hinten durch den Gang nach vorn stapfte. Gepäck hatte er nicht. Der Direktor hatte unmissverständlich erklärt, er werde unverzüglich in Washington erwartet, wobei das Codewort »unverzüglich« bedeutete: »Wenn Sie vorher noch nach Hause fahren und Ihre Sachen packen, werden Sie auf irgendeinen unangenehmen Posten versetzt werden.« Mike hatte sich immerhin die Zeit genommen, die Hand nähen und verbinden zu lassen und einen frischen Anzug ohne Blut oder Kotze anzuziehen, aber er hatte nichts weiter mitgenommen als seine Brieftasche, sein Handy, das platt war, weil er kein Ladegerät dabeihatte, seinen Dienstausweis und seine Glock.

Die Pistole war ein positiver Nebeneffekt der

Arbeit für den Dienst. Mit einer Flasche Wasser ließen sie ihn immer noch nicht durch die Sicherheitskontrolle, aber die Glock war kein Problem. Er bereute nur, dass er sich nicht noch die eine Minute Zeit genommen hatte, das Gürtelhalfter gegen sein Schulterhalfter auszutauschen. Mit einem Schulterhalfter konnte man die Pistole viel besser verbergen, auch wenn dieser für einen echten Außendiensteinsatz eher beschissen war. Es dauerte damit länger, die Waffe zu ziehen, und wenn man sie zog, war es schwer, sie nicht unabsichtlich auf irgendjemanden zu richten, während man sie dahin schwenkte, wo man sie haben wollte. Aber das Schulterhalfter sah unbestreitbar cool aus. Irgendwie wünschte er jetzt, er hätte im Labor der Professorin einen getragen.

Sein Anzug war nichts Besonderes, ein glänzender Spezial-Büroanzug für den Herrn, aber ohne Jackett. Mit dem Schulterhalfter hätte er gut ausgesehen. Nicht ohne Grund machte er Liegestütze und Klimmzüge. Aber nein. Stattdessen stieg er jetzt in Minneapolis aus dem Flugzeug, nachdem er drei Tage nonstop in Aktion gewesen war, und hatte eine hässliche Stelle dort, wo das Pistolenhalfter an seiner Hüfte saß. Er hatte im Hotel noch geduscht, aber in der nahen Zukunft lockte ein Kleiderwechsel.

Er hörte das Stimmengewirr, bevor er das Ende des Tunnels erreichte, aber erst als er ins Terminal hinaustrat, erkannte er, dass etwas nicht in Ordnung war. Die normale Scheußlichkeit eines Flughafens hatte sich erhöht. Weit erhöht. In den Boardingbereichen vor den Gates sah er keine Familien, die dort gelangweilt zusammenhockten,

keine Finanzberater mittleren Alters, die sich für so wichtig hielten, dass sie drei Sitze beanspruchten durften, während andere stehen mussten, und keine gehetzten Eltern mit Kindersitzen und Saftkartons - statt all dessen herrschte eine Atmosphäre der Rebellion. Menschen drängten sich um die Theken der Airlines an den Gates, die einen durcheinanderschreiend und mit den Fingern fuchtelnd, die andern hier und da auch weinend. Beunruhigender war es, dass die Leute, die ausrasteten, nur eine kleine Minderheit bildeten. Was alle übrigen trieben, sah eher aus wie ein Massenexodus. Ein mutloser Massenexodus, aber trotzdem ...

So, dachte er, musste es an 9/11 zugegangen sein.

Mike sah einen uniformierten Agenten der Transportsicherheitsbehörde, der den Verkehrspolizisten spielte. Er ging auf den jungen Mann zu und zeigte ihm seinen Ausweis. »Ich bin gerade gelandet, und mein Telefon ist mausetot. Wieso der Aufstand?«

»Kein Aufstand. Die Flüge sind gecancelt.«

»Das ist alles nur wegen ein paar gecancelter Flüge?«

Der TSA-Agent starrte Mike an, und es sah verdächtig so aus, als grinse er spöttisch. Eine Sekunde lang malte Mike sich aus, wie er dem Bengel eins auf die Nase gab. Es war eine schöne Phantasie, aber unklug.

»Nicht ein paar Flüge. Alle Flüge sind gecancelt.«

»Alle?«

»Yep. Jeder.«

»Jeder Abflug aus Minneapolis wurde gecancelt?«

Jetzt war nichts mehr verdächtig. Das Grinsen war eindeutig spöttisch. »Jeder Flug im ganzen Land. Alle.«

Mike hatte keine Gelegenheit, zuzugeben, jawohl, er habe vielleicht noch nicht alles mitbekriegt, denn der Mann war bereits weitergegangen. Aber das machte nichts. Mike war fasziniert von der verrückten Atmosphäre im Terminal. Damals, 2001, als man zum letzten Mal den gesamten Flugverkehr eingestellt hatte, war er nicht unterwegs gewesen, aber er würde wetten, es war genauso gewesen. An 9/11 hatten die Leute sich um die Fernsehbildschirme auf den Flughäfen gedrängt und in Endlosschleife zugesehen, wie die Türme einstürzten. Was sie da jetzt sahen, konnte Mike nicht genau erkennen. Auf den Bildschirmen stand *Delhi, Indien*, und was er sah, ergab nicht viel Sinn. Andererseits aber doch.

Die Familien und Geschäftsreisenden, die hier auf dem Flughafen Minneapolis gestrandet waren, begriffen vermutlich nicht, was da im Gange war und was sie mit den kurzen Filmbildern aus Indien anfangen sollten, aber nachdem Mike erfahren hatte, dass der Flugverkehr stillgelegt worden war, hatte er nur ein paar Sekunden gebraucht, um das Puzzle zusammenzusetzen.

Spinnen. Das musste es sein. Alles andere ergab eigentlich keinen Sinn. Nicht, dass die Spinnen es taten. Aber nach dem, was mit Henderson passiert war, und nach dem Treffen mit der Präsidentin in Washington konnte es nur um sie gehen. Und das bedeutete, dass die Präsidentin, die gutaussehende Wissenschaftlerin und alle die Leute, die dafür bezahlt wurden, dass sie Agenten wie ihm sagten,

was sie tun sollten - dass sie alle übergeschnappt waren. Den Luftverkehr im ganzen Land canceln? Scheiße, das war ernst.

Er kam an einem Zeitschriftenladen vorbei, der gerade geschlossen wurde. Am helllichten Tag ließ die Frau das Stahlgitter im Eingang herunter. Gleich dahinter lag ein Wartebereich, der sich rasch leerte. Wütende Männer in Anzügen klappten ihre Laptops zu, Familien packten weinende Kinder in die Kinderwagen. Beim Ankunftsterminal zog er sein Handy aus der Tasche und drückte mit dem Daumen auf die Einschalttaste. Er hatte vergessen, dass der Akku leer war, aber das war egal: Sie waren da und warteten auf ihn. Annie war mit einem Smoothie beschäftigt, und Fanny tippte auf ihrem Telefon herum. Sie blickten beide nicht auf, und so hatte Mike Gelegenheit, sie zu beobachten, als er auf sie zuging. Fanny sah gut aus. Sie sah immer gut aus. Sie war nie ein extravaganter Typ gewesen, aber sie lief regelmäßig, und sie hatte einen Blick für Kleidung. Schon als sie und Mike noch zusammen waren, bevor sie wieder geheiratet hatte und sich ganz andere Läden leisten konnte, hatte sie geschickt verstanden, Klamotten auszusuchen, die an ihr vorteilhaft aussahen. Heute hatte sie etwas mit ihrem Haar gemacht, so dass es ihr Gesicht stärker betonte. Aber obwohl er sah, dass sie immer noch schön war - die meisten Männer hätten sogar sexy gesagt -, spürte Mike zum ersten Mal, seit er sie kannte, dass sie ihn nicht mehr reizte. Was immer das war - dieser Funke, dieser kleine Schock, den er fühlte, wenn er sie küsste -, er war nicht mehr da. Und noch interessanter war, dass es ihm nichts ausmachte.

Eigentlich war das eine Erleichterung, auch wenn er nicht wusste, woran es lag. Denn er war sicher, dass sie schwanger und deshalb endgültig und unwiederbringlich fort war? Vielleicht war endlich genug Zeit vergangen? Oder diese Wissenschaftlerin, Melanie, hatte ihn daran erinnert, dass es noch andere Frauen gab, für die er sich interessieren könnte? Es war egal. Wichtig war, dass er Fanny plötzlich als jemanden sehen konnte, mit dem er seine Tochter teilte, nicht als Frau, die er zurückgewinnen wollte.

Und was Annie anging, es war doch nur - wie lange her? zwei, drei Tage? Konnte sie wirklich älter aussehen? Älter und jünger gleichzeitig. Sie trug ein gelbes Sweatshirt und hatte die Kapuze hochgeschlagen. Ein paar Haarsträhnen waren aus ihrem Pferdeschwanz entkommen, und Mike konnte ihrem Profil ansehen, wie sie in ein paar Jahren aussehen würde. Dann richtete sie sich auf, zog den Strohhalm aus ihrem Becher und ließ den Rest des Smoothies in ihren Mund tröpfeln, und dabei sah sie wieder aus wie das Kind, das sie war.

»Hey, Prinzesschen!« Er beugte sich herunter und umarmte Annie.

»Daddy!« Sie schlang ihm die Arme um den Hals und drückte so fest, wie sie konnte.

Er wollte immer sagen, sie solle nicht so wild sein, sie sei inzwischen so groß, dass es weh tue, wenn sie ihn so fest umarme, aber er brachte es nicht übers Herz. Anscheinend glaubte sie, wenn sie ihn fester drückte, bedeute das, sie liebe ihn mehr.

»Ups«, sagte sie dann. »Sorry. Jetzt hast du Smoothie am Anzug.«

»Macht nichts, Schatz.« Er war dankbar, weil sie nicht erwähnte, dass er sich versprochen und sie schon wieder »Prinzesschen« genannt hatte. Er richtete sich auf und umarmte Fanny locker mit einem Arm. So schien es am besten zu sein. Es gab eine Menge Vergangenes, und nach der plötzlichen Erkenntnis, dass er nicht mehr daran interessiert war, sie zurückzuerobern, wusste er nicht genau, was sonst noch zwischen ihnen übrig war. Mehr als das gemeinsame Interesse an Annie? Eine Freundschaft vielleicht? Konnte es so simpel sein? Eine Freundschaft? »Danke, dass ihr mich abholt«, sagte er. »Ich hätte auch ein Taxi nehmen können, aber so ist es schöner.«

Es war nicht ganz ein Lächeln, was Fanny ihm zeigte, und Mike begriff, warum sie angeboten hatte, ihn abzuholen. Sie wollte mit ihm reden. Und richtig: »Ich wollte sowieso mit dir reden«, sagte sie.

Annie sprang heran und nahm Mikes Hand. »Mommy kriegt ein Baby.«

Mike musste wirklich lachen. Vielleicht, weil er damit gerechnet hatte, vielleicht weil ihm klar war, dass er sich einfach für Fanny freuen, sich selbst darüber freuen konnte, dass sie einen Weg gefunden hatte, ihre Ehe hinter sich zu lassen und einen neuen Anfang zu machen, und auch darüber, dass Annie zwar das schlechte Los eines Scheidungskindes gezogen, es am Ende aber trotzdem gut getroffen hatte. Einen Moment lang genügte das, um ihn vom Lärm der Leute abzulenken, die das Terminal verließen. Und auch das unheimliche Gefühl, dass ein ganzer Flughafen am helllichten Tag geschlossen wurde, verschwand für einen kurzen Augenblick.

»Gratuliere, Fanny.« Er umarmte sie noch einmal, diesmal richtig und mit beiden Armen, zog sie an sich und hielt sie eine Extrasekunde lang fest. »Ich freue mich für euch. Für dich und Rich«, sagte er, und er wusste, dass er es wirklich so meinte.

## **Marine Corps Base Camp Pendleton, San Diego, Kalifornien**

Lance Corporal Kim Bock hatte keine Ahnung, was los war, aber sie wusste, die Lage war im Arsch. Einen Tag, nachdem China die Bombe geworfen hatte, war zur Marschbereitschaft aufgerufen worden, und dann hatte es geheißen: Kommando zurück. Gestern hatte eine hastig organisierte Übung für das Anlegen von Bio-Schutzanzügen und Gasmasken stattgefunden, dann hatte es ausgesehen, als wollte man sie als Nächstes wieder in Bereitschaft versetzen. Stattdessen waren sie aber in die Unterkünfte zurückgekehrt, und nachdem sie zwei Stunden lang ihre Ausrüstung gepackt und wieder gepackt hatten, war plötzlich Freizeit befohlen worden. Neuigkeiten gab es seitdem nicht, und sogar Honky Joe, der immer wieder mit seinem Vater telefoniert hatte, konnte keine handfesten Informationen liefern.

Dann, ganz plötzlich, waren die Nachrichten in Radio und Fernsehen und im Internet explodiert, und man hörte nur noch Indien und Spinnen. Jedes gottverdammte Flugzeug im ganzen Land war am Boden geblieben, und auf einmal brüllte jeder, der irgendwelche Bänder oder Orden an der Uniform hatte, sie sollten ihre Waffen reinigen und mit Marschgepäck in den Bus steigen. Los, los, los!

Und hier waren sie jetzt. In einem Bus. Einem

Schulbus. In einem richtigen, echten gelben Schulbus. Mitts hatte Kim angeschaut, und sie hatte die Achseln gezuckt. Für sie ergab das auch nicht viel Sinn. Aber sie waren gute Marines, und so waren sie brav in die Schulbusse gestiegen, Rucksack auf dem Schoß, das M16 neben sich. Elroy hatte seine Knöpfe in den Ohren, und sie hörte die Musik, die heraussickerte - der alte Country-Scheiß, den er immer hörte -, und Mitts, Duran und Honky Joe spielten Karten mit Goons vom anderen Trupp. Kim drehte sich auf ihrem Sitz nach hinten, damit sie mit Sue reden konnte.

Zu sagen, Private Sue Chirp komme aus völlig anderen Verhältnissen als Kim, wäre eine zurückhaltende Formulierung gewesen. Kims Eltern hatten sich an der Howard University kennengelernt. Ihre Mom war Fachärztin für pädiatrische Onkologie, und ihr Dad unterrichtete Geschichte für die neunte und zehnte Klasse an der National Cathedral School. Im Scherz sagte er gern, er und Kim - als sie dort Schülerin gewesen war, was zu seinen Privilegien als Mitglied des Lehrkörpers gehörte - seien ein hübscher Farbkleck für die Schule gewesen. Soweit Kim wusste, war sie die Einzige in ihrer Abschlussklasse, die nicht sofort auf ein College gegangen war, und auch wenn ihre Eltern sich schließlich mit ihrem Wunsch, Militärdienst zu leisten, abgefunden hatten, erwarteten sie doch immer noch, dass sie irgendwann studierte. Verglichen mit den meisten ihrer Freunde auf der National Cathedral School war ihre Familie zwar nicht reich, aber doch wohlhabend, und verglichen mit Sue erschienen sie wie Milliardäre.

Sue Chirp war aus dem Hinterwald von West Virginia geradewegs zu den Marines gekommen. Eigentlich hatte Kim nicht geglaubt, dass es so etwas wie einen Hinterwald immer noch gab, aber als sie Sue kennenlernte, war sie eines Besseren belehrt worden. Sue war clever, und sie würde ein guter Marine werden, aber nur, weil ihr im Grunde nichts anderes übrigblieb. Ihren Dad hatte sie nie kennengelernt, und ihre Mom hatte eine ganze Reihe von Freunden gehabt und war zwischendurch immer wieder im Gefängnis gewesen, meistens wegen Rauschgiftdelikten. Als sie und Kim einander ein bisschen besser kannten, hatte Sue einmal erzählt, die Narbe an ihrem Arm stamme von einer Brandwunde, die sie sich mit sechs Jahren zugezogen habe, als ihrer Mutter beim Meth-Kochen etwas schiefgegangen war.

Das Marine Corps wiederum war ein großer Gleichmacher, und trotz ihrer sehr unterschiedlichen Herkunft - für Sue, weiß, arm und meistens vernachlässigt, war das Militär der einzige Ausweg, während Kim, schwarz, relativ reich und der Augapfel ihrer Eltern, die Marines dem bequemen Weg, den man ihr nahelegte, vorgezogen hatte -, trotz dieser unterschiedlichen Herkunft also waren die beiden sehr gute Freundinnen geworden. Vielleicht lag es daran, dass sie beide Frauen waren, die versuchten, ihren Weg in einer Welt zu machen, die immer reine Männerarbeit gewesen war, vielleicht aber auch nur daran, dass Sue nett und gescheit war. Und komisch.

»Was glaubst du, wie lange wir in diesen Bussen sitzen müssen?«, fragte sie jetzt. »Lange genug, um

den Offizieren Gelegenheit zu geben, drauf zu kommen, dass ein paar ihrer Marines nicht in Flaschen pinkeln können?«

Duran, der ein bisschen scharf auf Sue war, lehnte sich zurück und hielt seine Karten dicht vor der Brust. »Ich kann die Flasche halten, wenn du es ausprobieren möchtest.«

»Du stehst auf Pissspiele, Duran?«, fragte Sue.

Darüber lachten alle, und Kim musste grinsen. Sie hatte versucht, Sue zu überreden, Duran eine Chance zu geben. Er war ein guter Kerl, und nach dem, was Sue ihr über ihre Männergeschichten erzählt hatte, war ein guter Kerl schon mal besser als alles, was sie davor gehabt hatte. Außerdem, wenn die Chinesen schon Atombomben warfen und Indien von Spinnen gefressen wurde und sie auf diesen verschissenen Einsatz geschickt wurden – warum nicht?

Kim stellte ihren Rucksack auf den Boden, drehte sich ganz herum, und auf dem Sitz kniend verschränkte sie die Arme auf der Rückenlehne. So war es bequemer. »So lange kann es ja nicht dauern, oder? Wir säßen nicht in einem Schulbus, wenn wir mehr als ein, zwei Stunden zu fahren hätten. Das macht nicht viel Sinn.«

Sue hakte die Gasmaske los, die seitlich an ihrem Rucksack hing, und hielt sie sich ans Gesicht. »Siehst du das Ding hier? Es ist ungefähr drei Nummern zu groß für mich, als ob sie eine Gasmaske hätten bauen wollen, die einem Grizzlybären passt. Wenn es Gas- oder Bio-Alarm gibt, oder worauf sie uns sonst so hastig vorbereiten müssen, dann wird es nicht drauf ankommen, ob ich die Maske trage oder nicht. Das Scheißding passt mir einfach nicht.« Sie hängte die

Gasmasken wieder an ihren Rucksack. »Außerdem möchte ich dich erinnern, wir haben einen Krieg mit Humvees geführt, die nicht mal eine einfache Sprengfalle ausgehalten haben. Und die letzten zwei Tage sind wir in Flugzeuge ein- und wieder ausgestiegen, sind aufgesprungen und haben uns wieder hingesetzt. Und du verlässt dich darauf, dass irgend etwas beim Militär Sinn macht? Du willst mir erzählen, wenn sie uns in Schulbusse setzen, bedeutet das, wir fahren nicht sehr weit?« Sie zuckte die Achseln. »Würdest du wetten?«

»Aber ein Schulbus bedeutet –«

»Ein Schulbus bedeutet, dass die Situation wirklich scheiße ist«, sagte Sue. »Du weißt, wie die Leute auf so was reagieren. Bewaffnete Einheiten gleich welcher Art auf amerikanischem Boden, und die Bürger flippen aus. Aber was sollen die Leute sagen, wenn sie uns in kleinen gelben Schulbussen kommen sehen?« Sie langte nach unten und griff nach ihrem M16. »Was wir hier haben, sind nicht gerade Scooby-Doo-Lunchboxen. Wenn diese Nummer so groß ist, dass sie Schulbusse beschlagnahmen, dann ist irgendwo wirklich die Kacke am Dampfen. Deshalb – yeah, es beunruhigt mich ein bisschen, dass meine Gasmasken nicht passt.«

»Hör auf. Du weißt, dass du keine Gasmasken brauchen wirst.«

Honky Joe hielt drei Asse hoch. Mitts fluchte, und Goons reichte seine Karten wortlos an Duran weiter. Auch Honky Joe gab Duran sein Blatt und wandte sich dann an Sue und Kim.

»Gasmasken? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber ich finde auch, die Lage sieht beschissen aus. Nach

der Atombombe würde ein Einsatz in der Nähe von China einleuchten, aber wir werden zu Hause eingesetzt. Das, meine Freunde, ist ein dickes Ding.« Er lehnte sich über Sue hinweg und klopfte ans Fenster. »Seht ihr das?«

Sie fuhren an Tiefladern mit Maschendraht und Zaunpfählen vorbei. Jeder Lastwagen war vollbeladen, und die Laster fuhren zu fünft nebeneinander in einer Kolonne, die sicher eine Meile lang war. Die Schulbusse brauchten fast zwei Minuten, um diese Kolonne zu überholen.

»Ihr wisst schon, dass es ein dickes Ding ist, das Militär auf heimischem Boden einzusetzen«, sagte Honky Joe. »Aber das da ist ein noch dickeres Ding. Was glaubt ihr, wofür diese Zäune sind? Bestimmt müssen wir Internierungslager einrichten oder so was. Aber für wen diesmal? Wen versuchen wir einzusperren?«

Kim schaute hinunter zu Sues Gasmaske, die am Rucksack baumelte. Mit den Glasaugen und dem Filterkanister sah sie aus wie ein bedrohliches Insektengesicht. »Nein«, sagte sie. »Einen Truppeneinsatz in den Staaten gibt es nur, wenn mit einer Invasion gerechnet wird. Oder so was in der Art. Die Frage ist daher nicht wer, sondern was. Und die Zäune sind nicht für ein Internierungslager. Betrachtet es als Quarantäne. Unklar ist mir nicht, *wen* wir versuchen draußen zu halten, sondern *was?*«

Sue hielt sich die zu große Gasmaske wieder ans Gesicht. »Fuck«, sagte sie und zog das Wort in die Länge. »Ich werde sterben, nicht wahr?«

## **American University, Washington, D.C.**

Bark weinte wieder. Es war acht Uhr morgens, Eastern Standard Time. Melanie hatte vielleicht vier Stunden geschlafen, und Bark weinte wieder.

Unglaublich. Okay, Melanie war bereit, zuzugeben, dass sie vielleicht ein bisschen taktvoller hätte vorgehen können. Angesichts dessen, wie wenig sie alle geschlafen und wie schwer sie gearbeitet hatten, seit der Eierkokon gekommen war, hatte sie vielleicht nicht den idealen Zeitpunkt gewählt. Andererseits, nachdem sie ihm gesagt hatte, es sei aus, hatte sie nichts als Erleichterung verspürt. Erleichterung und Ärger. Ernsthaft, es war unglaublich, er hatte doch tatsächlich angefangen zu weinen, als wäre sie seine Highschool-Freundin.

Sie war ziemlich sicher gewesen, dass Julie und Patrick von ihrer Affäre mit Bark bisher nichts mitbekommen hatten, aber jegliche Hoffnung auf weitere Diskretion war zum Teufel gegangen, weil Bark sich nicht zusammenreißen konnte. Das Gute war vermutlich, dass weder Julie noch Patrick es zu verurteilen schienen. Früher hätten sie vielleicht mit der Zunge geschnalzt und sie hinter ihrem Rücken eine Schlampe genannt, aber jetzt hatte es den Anschein, als seien sie hauptsächlich genervt von Barks ständigem Geheule. Julie schien allenfalls beeindruckt zu sein, weil Melanie ein bisschen von dem bekommen hatte, was sie wollte. Es war ein

Punkt für den Feminismus, nahm Melanie an.

Die Schattenseite des Feminismus hingegen stand wahrscheinlich gerade vor ihr. Statt tapfere Miene zu machen, ließ Bark mitten im Büro den Tränen freien Lauf wie ein undichter Wasserhahn. Er machte sich nicht mal die Mühe, sie abzuwischen. Julie entnahm das Gift aus der toten Spinne, Patrick bereitete das Lösungsmittel vor, Melanie war auf dem Weg in ihr Büro, um Manny anzurufen, und Bark stand herum und heulte. *Na großartig!*

Eigentlich war die Beendigung der Affäre schon längst überfällig, aber dass sie es jetzt getan hatte, lag zumindest teilweise an Agent Rich. Er war körperlich kein Traumtyp wie Bark, aber er sah auch nicht so wenig beeindruckend aus wie Manny. Nichts gegen Manny, er war ein guter Kerl, aber er war irgendwie nicht das, was Agent Rich war. Nämlich ein Mann. Ein richtiger, echter Mann. Mit Handschellen.

Trotz allem, was im Labor los gewesen war, hatte daher ein beträchtlicher Teil ihrer selbst gehofft, Agent Rich werde noch ein bisschen in Washington bleiben und ihr Gelegenheit geben, zu sehen, wie er aussah, wenn er nichts als seine Handschellen trug. Aber es war nur ein Teil ihrer selbst, der sich das wünschte. Ein anderer, größerer Teil war gar nicht sicher, ob sie das Labor jemals würde verlassen wollen. *Fuck*, diese Biester waren unglaublich.

Sie hatte angefangen, sie »Biester« zu nennen, weil sie nicht mehr sicher war, ob es überhaupt Spinnen waren. Zumindest nicht in dem Sinne, wie sie das Wort Spinne inzwischen verstand. Es gab fünfunddreißigtausend Arten von Spinnen, und sie

waren seit mindestens dreihundert Millionen Jahren auf der Erde. Seit Anbeginn der Menschheit waren sie da draußen, sie huschten am Rand des Feuerscheins dahin, webten ihre Netze im Wald und jagten Menschen eine Höllenangst ein, obwohl sie mit wenigen Ausnahmen keine wirkliche Gefahr darstellten. Aber die hier waren anders.

Melanie hatte nie verstanden, warum Leute beim Anblick von Spinnen in Panik gerieten. Wovor hatten sie so viel Angst? Waren es die acht Beine? Oder bei großen Spinnen die Haare? War es der Anblick von etwas Vertrautem wie Haaren auf einem so fremdartigen Geschöpf wie einer Spinne, was den Menschen den Verstand raubte? Aber selbst wenn man wusste, dass die Spezies der *Mygalomorphae*, zu denen die Taranteln gehörten, Brennhaare hatten, waren diese Brennhaare ja für Menschen nicht besonders gefährlich. Im schlimmsten Fall konnten sie eine leichte Hautreizung hervorrufen. Und die wenigen Spinnenarten, die einen Menschen wirklich verletzen oder sogar töten konnten, waren nicht unbedingt diejenigen, die am schrecklichsten aussahen. Für Melanie ergab das alles keinen Sinn. Bissige Hunde hingegen waren jedes Jahr verantwortlich für knappe eine Million Menschen in der Notaufnahme, wo sie genäht werden mussten, aber Spinnen - es sei denn, man wurde von einer Braunen Einsiedlerspinne gebissen, und die waren immer noch ziemlich selten - taten kaum etwas anderes, als die Mückenplage in Grenzen zu halten. Trotzdem aber konnte eine Spinne in der Badewanne einen erwachsenen Mann zum Schreien bringen. Es war verrückt.

Schon als Kind hatte Melanie keine Angst vor Spinnen gehabt. Sie konnte sich noch deutlich erinnern, wie sie mit fünf Jahren für ihre Mutter eine Spinne eingefangen hatte. Sie hatte ein Glas über die Spinne gestülpt und die Spinne darin hinausgetragen. Vielleicht war das nichts Besonderes; aber in der Regel lernten Kinder von ihren Eltern und übernahmen daher auch deren Ängste. Nein, Melanie hatte die Angst vor Spinnen nie verstanden.

Bis jetzt.

Jetzt endlich hatte sie einen Grund gefunden, Angst vor Spinnen zu haben.

Das alles hatte sie Manny erklärt, der sie gestern angerufen hatte, bevor es zu der Sperrung des gesamten zivilen Luftverkehrs gekommen war. Nachdem sie aber noch eine weitere Nacht lang die Spinnen studiert hatte, war ihr eines klargeworden: Schon eine dieser Spinnen allein war beeindruckend; die ganze Brut im Insektarium war irgendwie furchterregend; aber die Art und Weise, wie sie sich miteinander verhielten, jagte ihr eine Scheißangst ein. Und das musste Manny wissen. Daher ging sie jetzt in ihr Büro und schloss die Tür hinter sich. So langsam befürchtete sie, die Einstellung des Flugverkehrs könnte womöglich nicht genug sein.

Sie erreichte die Voicemail. Als sie anfangen wollte, eine Nachricht zu hinterlassen, piepte es, und Manny war am Telefon.

»Wenn es um unsere Beziehung geht, Melanie, muss ich dich leider vertrösten.«

»*Fuck you*, Manny. Du hast mich doch wegen dieser Sache angerufen«, sagte Melanie, aber sie war

nicht wirklich wütend. Sie kannte Manny und wusste, er hatte einen Witz gemacht. Vielleicht fürchtete er sich vor dem, was sie in Wirklichkeit zu sagen hatte. »Es geht um die Spinnen.«

»Bitte sag, du bist zu dem Schluss gekommen, dass wir überreagieren. Wir werden nämlich schon niedergemacht, weil wir den Flugverkehr eingestellt haben. Alex flippt aus, und wir haben tatsächlich Truppen auf amerikanischem Boden in Marsch gesetzt und bereiten uns darauf vor, Quarantänemaßnahmen zwangsweise durchzusetzen. Die Bürgerrechtler kriegen natürlich einen Anfall nach dem andern, denn wir verstößen gegen ein halbes Dutzend Gesetze. Wenn du mir jetzt also sagst ...«

»Was ist mit Indien?«, fragte Melanie. Manny antwortete nicht, und Melanie setzte nach. »Es gibt weitere Nachrichten aus Indien, ja?«

»Nicht für die Öffentlichkeit«, sagte Manny.

»Aber das Flugverbot bleibt bestehen, und ihr ruft das Militär nicht in die Kasernen zurück.«

»Nein.«

»Also ist es schlimm.«

»Melanie, warum rufst du an?«

»Weil ich glaube, es ist schlimm, Manny. Einiges ist noch Spekulation, und ich muss sie noch sehr viel länger studieren und mehr Informationen zusammentragen, ich muss wirklich Zeit -«

»Melanie«, unterbrach er sie. »Ich hab's verstanden. Es ist nicht für eine Veröffentlichung bestimmt, es kommt nicht in deine Personalakte und nicht in den Peer Review, okay?« Sie hörte gedämpfte Stimmen im Hintergrund. »Warte. Bleib

dran.«

Mannys Stimme war klar zu hören, aber was er sagte, war unverständlich, übertönt von klingelnden Telefonen und vielen Leuten. Dann war er wieder da. »Wir haben noch andere Wissenschaftler und Berater hier und Hinz und Kunz geben jetzt ihren Senf ab. Nichts davon ergibt irgendeinen Sinn, Melanie. Nach allem, was wir bis jetzt verstehen, könnte es sich um eine Invasion von Aliens handeln.«

»Es ist eine.«

»WAS?«

»Na ja, ich meine, nicht richtig, aber sozusagen.«

»Okay.«

»Okay was?«

»Okay«, sagte Manny. »Wir sind zu dir gekommen, weil Steph und ich wussten, du bist diskret und Expertin auf deinem Gebiet, aber was ich jetzt brauche, ist jemand, dem ich blind vertrauen kann. Also dich. Deshalb ist es mir egal, ob du noch nicht alles erforscht hast, was nötig ist. Es ist mir egal, ob es noch keinen Peer Review gibt und all das Zeug. Ich muss nur eins wissen: Ist es handfest?«

Melanie zögerte. So etwas konnte sie nicht ausstehen. Sie war Wissenschaftlerin, und beim derzeitigen Stand der Dinge brauchte sie natürlich noch mehr Informationen. Sie brauchte Beweise. Aber handfest war alles, was sie sagte.

»Spinnen sind im Wesentlichen Einsiedler. Antisozial und aggressiv gegenüber anderen Spinnen. Sie sind gern allein. Aber das gilt nicht für alle Spinnen. Es gibt auch gesellige Spinnen, allerdings selten. In Gefangenschaft bilden alle Spinnen kleine Kolonien. Sogar Schwarze Witwen.

Aber in freier Wildbahn tun es nur wenige Spezies. Die bekannteste ist *Anelosimus eximius*. Davon gibt es Kolonien mit vierzig- oder fünfzigtausend Spinnen.«

»Fünfzigtausend? Fuck, soll das ein Witz sein? Fünfzigtausend von diesen Riesendingern in deinem Labor?«

»Nein, das ist es ja. *Anelosimus eximius* ist klein. Sie arbeiten bei der Brutpflege zusammen, und um Netze zu bauen, die größere und bessere Beute fangen. Wir sprechen hier von größeren Insekten und gelegentlich mal einer kleinen Fledermaus oder einem Vogel. Sie bilden eine Art Genossenschaft, aber sie jagen nicht wirklich zusammen. Nicht im wörtlichen Sinn - zumindest ist es nicht das, was man sich üblicherweise bei dem Wort ›Jagen‹ vorstellt. Und sie sind sozial, nicht eusozial. Aber diese hier sind anders. Ich glaube, sie sind nicht nur sozial. Ich glaube, sie sind eusozial.«

»Soll heißen? Was ist der Unterschied?«

»›Sozial‹ bedeutet, sie arbeiten zusammen, aber ›eusozial‹ bedeutet ... Okay, da gibt es jetzt zwei Definitionen: die grundsätzliche Definition und dann die erweiterte, die E. O. Wilson entwickelt hat.«

Die Hintergrundstimmen an Mannys Ende wurden plötzlich lauter und dann wieder leiser. »Melanie, ich habe keine Zeit für einen professoralen Vortrag. Es muss schnell gehen. Gib mir jetzt eine telefonische Zusammenfassung, und dann tu mir den Gefallen, spring in ein Taxi und komm her. Ich will, dass du Steph direkt Bericht erstattest und Fragen beantwortest. Kurz und bündig also: Womit haben wir es zu tun?«

»Mit Ameisen«, sagte sie. »Ameisen und Bienen und Termiten. Außerdem gibt es noch zwei Arten von Mullratten, auf die das zutrifft, aber Ameisen sind das beste Beispiel. Diese Spinnen sind nicht wie Spinnen. Sie sind wie Ameisen.«

»Wie Ameisen?«

»Eusoziale Gruppen sind dadurch charakterisiert, dass jedes Individuum eine spezielle Rolle in der Kolonie erfüllt. Tunnel graben, Eier legen, all das. Sie werden zu Spezialisten und können nur noch das tun, was sie tun. Wie eine Maschine an einem Fließband. Sie tut immer nur eins.«

»Das soll heißen, diese Spinnen sind spezialisiert wie kleine Maschinen?«

»Wir haben zwei seziert, und sie waren identisch. Beide konnten keine Eier legen. Es steht also außer Frage, dass es mehr als eine Sorte von diesen Spinnen gibt. Sie müssen sich ja fortpflanzen. Aber die, die wir uns angeschaut haben, sind spezialisiert. Noch mal – ich kann es nicht mit hundertprozentiger Sicherheit sagen, ich kann auch nicht sagen, dass alle oder auch nur die meisten so sind –«

»Melanie.« Er klang nicht verärgert, aber entschlossen. »Genug. Ich hab's kapiert. Du könntest dich irren, klar, aber du könntest auch recht haben. Womit haben wir es also zu tun? Die Leute geraten in Panik. Ich bin bereit, das Risiko einzugehen, dass du dich irrst, denn in diesem Moment, in dieser Minute, haben wir nicht die leiseste Ahnung, was auf der Welt los ist. Die Spinnen in deinem Labor sind die gleichen wie die, die aus Hendersons Gesicht gekrabbelt ist, und wir nehmen an, es handelt sich vermutlich um die gleichen Biester, die in Indien

wüten und die die Chinesen veranlasst haben, eine Atombombe zu werfen. Gut, und soweit ich weiß, bist du der einzige Mensch, der tatsächlich ein Exemplar aus der Nähe studiert hat. Als ich in deinem Labor war, hast du gesagt, sie seien furchterregend, aber es seien nur Spinnen. Jetzt allerdings rufst du an und sagst, diese Spinnen sind anders. Du sagst, sie sind wie kleine Maschinen, die nur eine bestimmte Tätigkeit ausüben können. Richtig? Also sag mir bitte, Melanie: Für welche Tätigkeit sind diese Spinnen konstruiert?«

»Zum Fressen«, sagte Melanie. »Sie sind allein darauf angelegt, zu fressen.«

## Desperation, Kalifornien

Der vorige Tag hatte ganz normal angefangen. Gut, abgesehen von diesem erschreckenden Video aus Indien und den Gerüchten über eine Mutantenspezies, die angeblich Menschen in Delhi auffraß, hatte er angefangen wie ein normaler Tag. Gordo hatte Pfannkuchen gemacht, und dann waren er und Amy mit Claymore auf einen langen Spaziergang gegangen. Während Amy danach zwei Folgen von *Buffy die Vampirjägerin* angesehen hatte, war Gordo zu seinem Training auf dem Laufband übergegangen, dem eine Dusche folgte. Danach hatte er sich an eine Informationssuche gemacht. Aber viel gab es da nicht. Das meiste waren Gerüchte. Nach dem Lunch luden Shotgun und Fred sie ein, herüberzukommen und *Die Siedler von Catan* mit ihnen zu spielen. Ein normaler Tag also. Und dann: ein Staatsstreich.

Es war ein friedlicher Staatsstreich, aber ein Staatsstreich trotz allem. Verkündet hatte ihn Amy. Gordo und Shotgun waren des Kommandos enthoben worden. Nachdem Amy die drei Männer bei *Catan* besiegt hatte, wie sie es immer tat, war Gordo in die Werkstatt hinuntergegangen, um sich Shotguns neue Bandsäge anzuschauen. Als die beiden wieder heraufkamen, war die Planänderung schon entschiedene Sache. Fred und Amy hatten entschieden, dass die beiden Paare die nächsten zwei

Wochen zusammen verbringen würden, und basta. Dabei hatte es bis dato immer geheißen, wenn die Apokalypse käme - ob durch Zombies, durch Atombomben oder eine Umweltkatastrophe -, würden die Paare sich in ihre jeweiligen Häuser zurückziehen, um dort zu überleben, doch plötzlich war beschlossen worden, dass das Überleben keine Sache war, die man allein angehen sollte.

»Hört zu«, sagte Fred und legte Amy einen Arm um die Taille, »wenn ihr beide drauf besteht, in den Abriegelungsmodus zu wechseln, dann ist es doch viel besser, wenn wir das zusammen tun. Seht es ein. Die Idee ist fabelhaft.«

Weder Gordo noch Shotgun erhoben Einwände, denn beiden war sofort klar, dass es stimmte: Es war eine fabelhafte Idee.

*Das musste man Fred lassen*, dachte Gordo. Shotgun war Ingenieur und ungefähr der straighteste Schwule, den Gordo je gesehen hatte, und weil Gegensätze sich anzogen, war sein Mann Fred so weit wie möglich das andere Extrem. Es schien, als gäbe es für Fred nur eine Möglichkeit, schwul zu sein, nämlich schrill und stereotyp. Was, offen gestanden, sehr lustig war. Und Fred und Amy lieferten sich gegenseitig Energie. Fred war schon für sich allein unterhaltsam, aber er und Amy zusammen waren so etwas wie ein Superhelden-Comedy-Duo des Unterhaltungsprogramms. Gordo und Shotgun hingegen konnten Stunden in der Garage verbringen und Zündkerzen einstellen oder Radlager überprüfen. Gordo liebte seine Frau, aber der Fairness halber musste man sagen: Zusammen machten Fred und Amy alles besser als gut. Das

begann schon damit, dass sie Appetizer und Cocktails in der Küche zauberten. Und sie machten es, na, okay - fabelhaft.

Die Planänderung war also schnell beschlossene Sache. Es würde ein bisschen emotionale Energie erfordern, sich daran zu gewöhnen, denn Gordo hatte das Ende der Welt immer als düstere Aussicht empfunden - Asche und Feuer und Leichen und das ganze Cormac-McCarthy-Zeug -, aber unter der Regie von Amy und Fred würde es eine wirklich gut zusammengestellte Musik-Playlist mit Artischockendips in einem unterirdischen Bunker werden, der eher aussah wie ein unglaublich hippe Loft ohne Fenster. Nicht die Spur von kläglichen Unterständen, die bei Survivalisten sonst üblich waren.

»So viel Zeit besteht nur aus Warten«, sagte Amy. Sie kam zu Gordo und gab ihm einen Kuss. »Da warte ich doch lieber in Gesellschaft als allein. Ich kann nicht unbegrenzt fernsehen, während du deine Waffen reinigst und die Strahlungsversiegelung an den Türen zum hundertsten Mal kontrollierst. Entschuldige, aber das leuchtet ein, und das weiß du.«

»Und wir haben Platz genug«, sagte Fred. »Jemand hier - und ich werde keinen Namen nennen, aber jeder weiß, ich rede von meinem Mann - hat hier unten Proviant für fünf Menschenleben gebunkert. Ich meine, wirklich. Der Mann hat sogar Tampons eingelagert, meine Güte! Das Einzige, was wir nicht haben, was ihr aber brauchen werdet, sind Kleider und Hundefutter. Obwohl, wenn Claymore Dosenpfirsiche mag«, sagte Fred und kraulte den

Hund hinter dem Ohr, »wird ihm auch nichts fehlen.«

Also fuhren Amy und Gordo nach Hause, um zu packen. Amy stopfte zwei Koffer mit Kleidung voll, und Gordo packte Vierzig-Pfund-Säcke Hundefutter auf die Ladefläche seines Trucks. Wenn die Kacke wirklich dampfen sollte, konnte Claymore sich auch von menschlichen Lebensmitteln ernähren, aber Gordo wusste aus Erfahrung, dass der Labrador davon ziemlich üble Blähungen bekam. Dann überlegte Gordo, was er selbst besaß und Shotgun möglicherweise nicht hatte. Als Amy startbereit war, hatte er begriffen, was das Geniale an Amys und Freds Plan war: Außer Hundefutter und ihren Kleidern *gab* es nichts, was Shotgun und Fred nicht eingelagert hatten. Am Ende war das Einzige, was er noch mitnahm, ein Cooper Arms Model 52 Western Classic Rifle und ein Dutzend Zwanziger-Schachteln .30-06-Munition. Es war nicht sein teuerstes Gewehr, aber sein liebstes. Er konnte damit auf fünfhundert Meter dreimal hintereinander in einen Drei-Zoll-Kreis treffen. Und wenn es wirklich darauf ankam, war Shotguns Waffenkammer bis unter die Decke voll mit Gewehren und ein paar anderen Dingen, die man weder als Gewehre noch als legal bezeichnen konnte. Das Cooper Arms 52, auch wenn es nur ein dreischüssiges Magazin hatte, war eine Art Schmusedecke und gab ihm Sicherheit. Wütenden Zombiehorden würde er damit nicht entgegentreten, aber wenn er über größere Distanz eine einzelne Person ausschalten müsste, dann würde er dieses Gewehr benutzen.

Nach weniger als zwei Stunden waren sie wieder bei Fred und Shotgun und packten in einem der

freien Schlafzimmer ihre Sachen aus. Um sieben saßen beide Paare beim Essen, um acht waren sie angenehm beschwipst und spielten Scrabble, um zehn lagen Amy und Gordo im Bett, und am nächsten Morgen um sechs holte Gordo sich eine Tasse Kaffee und fand die Idee, zu Shotgun zu ziehen, so gut, dass er allmählich glaubte, sie sei wenigstens zum Teil von ihm. Shotgun hatte sich wirklich entzückend eingerichtet, und sie hatten größere Chancen, das Ende der Welt zu überleben, wenn sie zusammenarbeiteten. Dazu kam, auch wenn Gordo es ungern zugab, es war wirklich irgendwie aufregender, zusammen mit Shotgun vorbereitet zu sein. Überleben war toll, aber es war noch cooler, wenn man jemanden hatte, mit dem man sich daran weiden konnte. Wo blieb der Spaß beim Überleben, wenn man sich nicht daran freuen konnte, besser vorbereitet und schlauer als alle andern gewesen zu sein? Es war schon aufregend, dass all die Jahre der Vorbereitung, all die Mühen, sich jetzt bezahlt machen würden.

Gordo goss ein bisschen Sahne in seinen Kaffee und nahm sich einen Extraaugenblick Zeit, es zu genießen. Er malte sich die Zukunft aus. Milchprodukte, das wäre das Erste, was ausgehen würde. Dann frisches Gemüse, frisches Fleisch. Gefriergetrocknetes, tiefgekühltes, lagerfähiges Zeug - das würde kommen, sobald sie den Bunker verriegeln müssten. Aber bis dahin gab es frische Sahne und keinen Grund, seinen Kaffee nicht draußen zu trinken. Außerdem sprang Claymore ihm schon vor den Füßen herum.

Er hatte dem Hund beigebracht, sein Geschäft auf

einem anderthalb Quadratmeter großen Stück Kunstrasen zu verrichten, aber es war vernünftig, ihm Auslauf zu verschaffen, solange das noch ging. Gordo stieg die Treppe hinauf, durch die Doppelschleuse mit den spreng- und strahlungssicheren Türen und in die Hausattrappe über dem Eingang zum Bunker. Kaum hatte er die Haustür geöffnet, schoss Claymore hinaus, die Verandatreppe hinunter und in den unbepflanzten Vorgarten. Der schokoladenbraune Labrador pinkelte gegen einen Felsblock und wälzte sich dann auf der Erde. Offenbar fühlte er sich wohl. Gordo trank einen Schluck Kaffee und drehte sich um, als er ein Scharren auf dem Holz der Veranda hörte.

»Hab dich gar nicht gesehen«, sagte er.

Shotgun nickte. Er saß in einem Schaukelstuhl. Auf dem kleinen Tisch neben ihm stand eine Tasse Kaffee, und er hielt ein Tablet in der Hand. »Konnte nicht schlafen. Wollte mal sehen, ob es neue Nachrichten gibt.«

»Und?«

»Nichts. Oder alles. Das Gleiche wie gestern. Vielleicht ein paar Neuigkeiten aus Indien. Riesenspinnen, angeblich. Es gibt massenhaft Bilder, aber ich muss ehrlich sagen: Das sieht alles aus, als hätte jemand mit Photoshop herumgespielt. Schwer zu glauben, dass das keine Ente sein soll. Andererseits, AP meldet mindestens zwei große Explosionen, und die Leute geraten in Panik. Offenbar sind sämtliche Kommunikationsnetze in Delhi wegen Überlastung zusammengebrochen. *Irgendetwas* ist da los, das ist klar.«

»Und hier?«

»Nur Gerüchte. Verrücktes Zeug. Etliche Berichte über Truppenmobilmachungen. Die Verschwörungstheoretiker rasten aus: Das wäre der erste Schritt zu unserer Versklavung durch die Regierung. Hoffentlich hast du dein süßes kleines Gewehr mit ins Bett genommen«, sagte Shotgun, »denn wenn man den Spinnern glauben kann, schickt die Präsidentin Männer in dunklen Anzügen los, um uns das gottgegebene Recht auf Waffenbesitz zu nehmen.«

Gordo lachte. Das war einer der Gründe, weshalb er Shotgun mochte. Er wusste, es war ein bisschen verrückt, sich auf das Ende der Welt vorzubereiten, nach Desperation, Kalifornien, zu ziehen und sich einen Bunker zu bauen, aber es gab doch einen gewaltigen Unterschied zwischen »ein bisschen verrückt« wie er und Shotgun und »mächtig verrückt« wie viele andere Survivalisten. Die meisten schienen in einer Welt zu leben, in der die Regierung nur einen Schritt davor war, alle zu versklaven. Sie sahen eine Welt, die nur einen Schritt weit von einer massiven Verschwörung durch das internationale Judentum, von einem Komplott der Schwarzen, von einer Invasion durch die Chinesen oder von einem weiteren Terroranschlag entfernt war. Einiges davon war rassistisch oder antisemitisch motiviert oder paranoid, aber das meiste war schlachtweg gaga.

»Die Brigade der Schwarzen Hubschrauber ist in vollem Einsatz«, sagte Gordo.

Claymore rappelte sich auf und schüttelte sich einmal komplett vom Kopf bis zum Schwanz. Eine kleine Staubwolke wirbelte um ihn herum.

»Kann man wohl sagen«, meinte Shotgun.

»Schwarze Hubschrauber allenthalben. Jemand hat gepostet, dass -«

»Hey«, unterbrach Gordo. »Hörst du das? Es klingt wie ...«

Sie waren beide einen Moment lang still, aber dann fing Claymore an zu bellen, sein Schwanz eingeklemmt zwischen den Hinterbeinen. Er stand Gordo und Shotgun zugewandt, schaute aber nach oben über das Dach. Shotgun sprang auf und blieb neben Gordo stehen. Sie wechselten einen Blick und liefen dann die Stufen hinunter zu Claymore. Zu sehen war nichts. Gordo bückte sich und tätschelte Claymore, und dann umfasste er die Schnauze des Hundes, um ihn zum Schweigen zu bringen.

Sie hörten es beide, er und Shotgun. Ein leises *wapp wapp wapp*, das langsam lauter wurde. Das Geräusch hallte von Erde und Wüste und Steinen wider.

Der Hubschrauber kam tief und schnell über das Haus, ließ es erbeben und wirbelte eine Staubwolke auf. Er war so rasch vorbei, dass die beiden sich nur umdrehen und hinter ihm herschauen konnten.

»Was zum Teufel ...?« Gordo ließ Claymores Schnauze los. Der Hund rannte zwanzig, dreißig Meter hinter dem Hubschrauber her, blieb dann stehen und bellte wieder.

»Okay«, sagte Shotgun. »Das hab ich mir jetzt nicht eingebildet, oder? Das war ein schwarzer Hubschrauber.«

»Yep«, sagte Gordo.

»Hm.«

»Shotgun«, sagte Gordo, »hast du Lust auf eine Runde mit deinem Flugzeug? Mal sehen, was so um

uns herum los ist?«

»Absolut.«

Shotgun verschwand, um die sechssitzige Maschine startklar zu machen, und Gordo brachte Claymore wieder hinunter in das Zimmer, in dem Amy noch schlief. Er nahm sich einen Augenblick Zeit, um Amy einen Kuss auf die Stirn zu drücken, bevor er sich sein Fernglas schnappte. Als er in der Garage ankam, hatte Shotgun das Tor schon geöffnet, und das Flugzeug war startbereit. Fünfzehn Minuten nachdem der Hubschrauber über sie hinweggeflogen war, waren sie in der Luft.

Und zwei Minuten später machte Gordo sich schon Sorgen.

## Desperation, Kalifornien

Kim wäre das kleine Flugzeug über ihnen wahrscheinlich gar nicht aufgefallen, wenn Honky Joe sie nicht darauf aufmerksam gemacht hätte.

»Zivil«, sagte er. »Die sollten sich lieber verpissen, wenn sie keine Rakete fressen wollen.«

»Ach, komm«, sagte Duran. »Die schießen doch keine Cessna ab, bloß weil sie über uns wegfliegt.«

Sie waren mit dem Konvoi durch Desperation gekommen, eine jämmerliche kleine Stadt, wenn man ein paar Bars, eine Tankstelle und ein Pizzalokal als Stadt bezeichnen konnte. Ungefähr eine Meile weiter draußen auf einer weiten Ebene voll Gestrüpp, Gras und Staub hatte man sie haltmachen lassen. Das einzige Objekt in Schussweite war ein beschissen aussehender Wohnwagen, und richtig - sie waren kaum ausgestiegen, als ein Redneck mit einem Geländewagen auf sie zugerattert gekommen war. Kim war dicht genug dabei gewesen, um einzelne Fetzen aufzuschnappen, aber Honky Joe hatte wie immer die ganze Geschichte.

»Der Typ hätte fast ein Aneurysma gekriegt. ›Runter von meinem Land hier, und die Verfassung sagt‹, und dieser ganze Scheiß. Ich hab ihn drauf hingewiesen, dass er sich eigentlich auf staatlichem Grund und Boden befindet und überhaupt nicht hier sein dürfte, und da fing er an, *das* zu bestreiten. Erst als ich ihn darauf aufmerksam gemacht habe, dass

wir mehr Maschinengewehre besitzen als er, war endlich Schluss. Der Typ hätte es fast riskiert, sich gewaltsam entfernen zu lassen.« Alle lachten, aber Honky Joe schüttelte den Kopf. »Da stimmt doch was nicht! *Fuck*, wieso lassen sie uns hier absitzen? Wieso nicht in irgendeinem Stützpunkt? Das Gelände am Straßenrand ist formal gesehen vielleicht staatliches Land, aber was gibt's denn hier? Warum außerhalb dieses Kaffs? Wir sind mitten im Nirgendwo. Der einzige Vorteil, den es hier geben könnte, ist der Highway in der Nähe. Sind wir hier, um möglichen Verkehr umzuleiten? Das hier wäre ein guter Sammelpferch.«

»Wofür?«, fragte Kim.

»Für Menschen.«

Darauf hatte niemand etwas zu sagen. Sie schauten einander düster an und machten sich an die Arbeit.

Sie arbeiteten die Nacht hindurch, und je länger es ging, desto plausibler erschien Kim das, was Honky Joe gesagt hatte. Sie luden die Maschendrahtrollen von den Tiefladern und errichteten in einem weiten Umkreis einen Zaun. Es war nicht zu übersehen: Das Ganze sah aus wie ein Sammelpferch. Nein, tatsächlich sah es aus wie ein sauberes Flüchtlingslager. Immer neue Lastwagen und Mannschaftstransporter rollten an. Hilfsmaterial, mobile Toiletten, Wassertanks, Zelte. Ein steter Strom von Fahrzeugen. Lastwagen mit Ausrüstung, Lastwagen mit mobilen Wohncontainern. Kim fragte sich, woher das alles kommen mochte. Aus Los Angeles? San Francisco? Las Vegas? Aus allen drei Städten? Am nächsten Morgen um sechs bot sich

ihnen ein schrecklicher Anblick: Das amerikanische Militär war im vollen Einsatz. Soweit Kim erkennen konnte, waren innerhalb eines Tages hier vier- bis fünftausend Mann stationiert worden, eine volle Brigade. Eine Scheißsituation. Das war definitiv keine Übung zur Arbeitsbeschaffung.

Kim fühlte die Müdigkeit in ihren Gliedern, und sie war dankbar für den Kaffee. Das Essen hier war manchmal ziemlich schlecht, und der Kaffee schmeckte gelegentlich, als wäre er durch alte Socken gefiltert worden, aber immerhin war es Koffein. Sie schaute hoch und beobachtete erneut das kleine Flugzeug, das langsam über der kleinen Stadt kreiste, die sie hier bauten. Ungefähr eine Meile weit entfernt dröhnte ein schwarzer Hubschrauber herum. Zwei weitere Kampfhubschrauber Modell AH-64 Apaches, mit Lenkwaffen bestückt und bereit, die Sau rauszulassen, standen mit hängenden Rotorblättern am Boden. Der Hubschrauber in der Luft trug kein militärisches Kennzeichen. Soweit Kim es erkennen konnte, war es die Sorte Vogel, mit der hohe Tiere in Zivil gern herumspielten. Nachdem das Flugzeug ein paar Minuten lang über ihnen gekreist war, kurvte der Hubschrauber, der immer noch über den anrollenden Tiefladern schwebte, plötzlich scharf herum und flog auf das Flugzeug zu. Der Zivilist, der dort im Cockpit saß, wer immer es sein möchte, war nicht neugierig genug, um zu bleiben: Das Flugzeug ging auf Geradeauskurs und verschwand blitzschnell. Der Hubschrauber verfolgte es noch ein paar Sekunden lang, kam dann aber im Tiefflug zurück und landete.

Brüllend befahl der Lieutenant seinem Platoon, mit dem Essen zum Ende zu kommen. Kim trank ihren Kaffee aus, zog sich die Arbeitshandschuhe wieder an und blickte zu ihrem Trupp - Honky Joe, Sue und die Handvoll Soldaten um sie herum.

»Okay«, sagte sie, »was immer wir hier tun, bewegt euch. Irgendwas kommt auf uns zu.«

## **Point Fermin Park, Los Angeles, Kalifornien**

Sparky drehte durch. Sparky, um fair zu sein, war ein zwölf Jahre alter Stöberhund und eigentlich immer kurz davor, durchzudrehen, aber jetzt heulte er, als lauerte ein Ungeheuer hinter der Ecke. Schon wieder riss er an seiner Leine, aber diesmal war Andy darauf vorbereitet und kam nicht ins Stolpern.

Andy Anderson war um die achtzig Jahre alt, ein pensionierter Medienrechtsanwalt und Witwer. Er hatte keine Enkelkinder, seine Freunde fielen links und rechts tot um, und infolgedessen interessierten ihn nur noch zwei Dinge im Leben: Baseball und der verdammte Hund. Zwei Dinge, die sich überschnitten. Er hatte den Hund zu Ehren seines Lieblings-Teamchefs Sparky genannt, nach Sparky Anderson, dem Superstar. Andy hätte den Hund auch nach jedem anderen seiner Helden getauft, aber es gefiel ihm, dass Sparky Anderson seinen Nachnamen teilte und eine Detroiter Legende war, die in Los Angeles seine Kindheit und Jugend verbracht hatte. Nicht allzu viele Leute wussten, dass Sparky Anderson als Kind nach Los Angeles gezogen war. Wenn sie Sparky Anderson kannten, dachten sie an ihn als den Manager der Cincinnati Reds oder der Detroit Tigers. Aber sie kannten ihn sicher nicht wegen seiner absolut belanglosen Karriere als Spieler in der Major League. Andy nahm ihm das nicht übel. Er war selbst auch nie ein besonders

guter Spieler gewesen und hatte sich nach zwei Jahren als mittelmäßiger Werfer in einem mittelmäßigen Team eines mittelmäßigen Colleges den Arm verkorkst. Aber er war in Detroit geboren und aufgewachsen, und wegen Sparky Andersons Zeit in Detroit hatte Andy beschlossen, dem Mann seinen Tribut zu zollen. Dabei war es egal, dass er nun seit 1971 in Los Angeles wohnte – er sah sich immer noch als den abgerissenen Jungen aus Detroit. Hinzu kam, das Jahr, in dem die Tigers gewonnen hatten, 1984, war das beste Jahr in Andys Leben gewesen. Und das wollte etwas heißen, denn Andy hatte ein gutes Leben gehabt. Aber in dem Jahr, in dem die Tigers gewonnen hatten, war auch die World Series besser als in all den anderen Jahren gewesen, und er hatte es in jeder Hinsicht so gut getroffen wie die Hitter von Detroit. Einen Hund namens Sparky Anderson zu haben, fand er also nach wie vor witzig.

Aber Sparky – der Hund, nicht der Baseballmanager – trieb ihn heute zum Wahnsinn. Es hatte damit angefangen, dass der Hund irgendwann im Laufe der Nacht mitten in die Küche geschissen hatte. Normalerweise hätte Andy das nichts ausgemacht. Der Hund war alt, und man konnte nur dafür sorgen, dass man immer Küchenkrepp und Sprühreiniger zu Hause hatte. Aber heute Morgen war er müde. Er war lange aufgeblieben und hatte sich die Rede der Präsidentin und danach das endlose Geschwafel in den Kabelnachrichten angehört, immer wieder unterbrochen von beschissenem, langweiligen Filmaufnahmen von leeren Flughäfen und geparkten Flugzeugen und diesem blöden Wackelvideo aus Indien.

Die Präsidentin hatte letztendlich nichts Substantielles gesagt. Die Bedrohung sei so ernst, dass sie bereit sei, »noch nie da gewesene Maßnahmen zum Schutz des Landes und seiner Bürger zu ergreifen, den Luftverkehr einzustellen und die Grenzen vorübergehend zu schließen«, ohne dass sie genauer erläutern wollte, worin diese Bedrohung bestand, abgesehen von einem Verweis auf »die jüngsten Ereignisse in China und Indien«. Die Nachrichtenredaktionen hatten dem, außer blöden Spekulationen, nichts Handfestes hinzuzufügen. Ein paar der sprechenden Köpfe behaupteten, China bereite sich darauf vor, in Japan einzufallen, und zumindest eine Handvoll dieser Meinungsautomaten erklärte, es handele sich um ein Virus, eine Art Pest. Übereinstimmung, wenn es sie gab, bestand nur in einem Punkt: Horden von Spinnen seien unterwegs. Oder Schwärme von Spinnen. Wie immer man einen Haufen Spinnen bezeichnete.

*Die eigentliche Bezeichnung für einen Haufen Spinnen, dachte Andy, war »Stuss«.*

Er war also lange aufgeblieben, und dann hatte Sparky ihn morgens vor fünf Uhr geweckt. Er hatte in echter Not mit seinem schrillen Gekläffe angefangen und schließlich in der Küche auf den Fußboden geschissen. Andy hatte saubergemacht und sich dann in seinem Sessel niedergelassen und die immer gleiche schwachsinnige Leier der Nachrichten weiterverfolgt, bis Sparky, kurz bevor es Zeit für ihren Mittagsspaziergang war, noch einen Haufen auf den Küchenfußboden setzte. Selbst wenn es nicht Zeit für den Spaziergang gewesen wäre,

hätte der nach dem Saubermachen verbleibende Gestank ausgereicht, um Andy aus dem Haus zu treiben.

Sie waren nach Point Fermin Park gefahren, und der Hund hatte die ganze Zeit geheult. Sparky war offensichtlich entschlossen, sich den ganzen Tag über wie ein kleines Arschloch zu benehmen. Aber das war merkwürdig. Er war ein alter Hund, und normalerweise war er damit zufrieden, Dinge zu beschnuppern, gelegentlich das Bein zu heben und den Weg entlangzuspazieren, doch heute zerrte Sparky an seiner Leine. Andy bekam Anfälle davon. Mal ernsthaft, er hatte nicht mehr viele Sorgen - er hatte reichlich Geld, und er war gesund genug, um anzunehmen, dass es ihm noch eine Zeitlang gutgehen und er dann einfach an Altersschwäche sterben würde -, aber ein Oberschenkelhalsbruch war eines der wenigen echten Schrecknisse für ihn. Alt und einsam zu werden war eine Sache, aber seine letzten Tage bettlägerig und unter Schmerzen zu verbringen, das war etwas ganz anderes.

Obwohl Sparky sich wie ein Arschloch aufführte, war es ein schöner Tag. Das war Los Angeles. Hier war es immer schön. Ende April bedeutete, es war noch so kühl, dass Andy seine Lederjacke übergezogen hatte, aber gegen eins, halb zwei, würde es warm genug werden, um mit Sparky draußen vor dem Café zu sitzen. Sie gingen an verschiedenen Tagen in verschiedene Parks, aber meistens versuchte er, ihren Mittagsspaziergang in der Nähe des Wassers zu machen. Das war noch etwas, das für Los Angeles sprach. Es gab Filmstars und Palmen und einen sonnigen Himmel, und es gab

das Meer.

Sie waren an einem Ende des Parks losgegangen, und Andy hatte Sparky fast den ganzen Weg bis zum anderen zerren müssen. Der verdammt Hund stemmte sich gegen die Leine und heulte. *Vielleicht kam ein Erdbeben*, dachte Andy. Er wusste, Hunde konnten so was. Dinge wie Erdbeben und Tornados voraussagen. Und das wäre wirklich Scheiße, wenn das große Erdbeben käme, während er in einem Park am Rand des Ozeans spazieren ging. Die ganze Stadt würde da glatt reinrutschen.

Sparky kam ein paar Schritte auf Andy zu, und dann machte er kehrt und riss wieder an der Leine. *Eigentlich, dachte Andy, sollte er den Spaziergang einfach aufgeben.* Allerdings sollte der Hund nicht denken, er hätte gewonnen.

Das Herrchen zog die Leine ein, beugte sich hinunter und kraulte den Hund unter dem Kinn. »Jetzt komm, Junge«, sagte er. »Können wir den Spaziergang nicht einfach zu Ende bringen, ohne dass du mich zum Krüppel machst? Du gehst jetzt mit mir wie ein braver Hund, und wenn wir fertig sind, machen wir Pause, und es gibt Burger und Fritten. Wie hört sich das an? Fritten? Wer will Fritten?«

Sparky wollte offensichtlich Fritten. Es genügte zwar nicht, um ihn plötzlich in einen braven Hund zu verwandeln, aber Andy war klar, dass er das Wort verstand. Das sollte er aber auch. Es war immerhin Teil ihrer Routine. Ins Auto springen, irgendwo in einem Park am Wasser spazieren gehen. Dann eine Verschnaufpause, bei der Sparky ein kleines Nickerchen machte, während Andy auf einer Bank saß und las oder einfach ins Leere starrte und die

Zeit vergehen ließ. Und schließlich, auf dem Heimweg, Burger und Fritten. Sie machten immer irgendwo Station, wo man draußen sitzen konnte, und Andy gab Sparky von seinem Lunch genauso viel ab, wie er selbst aß. Gesund war das für sie beide nicht, und Andy versuchte gar nicht erst, sich einzureden, ihr gemächliches Schlendern sei ein Ausgleich für das fettige Essen, das er mit seinem Hund teilte. Aber interessierte ihn das? Nicht wirklich. Es gab nichts Besseres, als einen Burger und Sparky Fritte um Fritte zu füttern. Und jede einzelne Fritte, die der Hund ihm vorsichtig aus den Fingern nahm, war eine der kleinen Freuden des Lebens. Gut, aber zuerst musste jetzt der Spaziergang zu Ende gebracht werden. So lief das.

Kurz vor dem Ende des Rundgangs fing Sparky wieder an, das Arschloch zu geben. Er blieb stehen und ruckte so heftig an seiner Leine, dass Andy ins Stolpern kam. Gleichzeitig fing Sparky erneut an zu heulen. Normalerweise empfand Andy Sparkys Geheul als eine Art Gesang, aber heute hatte er genug davon. Er gab jetzt auf, sollte doch Sparky die Führung übernehmen - der Hund zog eh an der Leine, als wolle er dringend irgendwohin. Da sah Andy das Schiff.

Es war eins von diesen Containerschiffen. Nicht weiter bemerkenswert hier, wo man über den Hafen von Los Angeles hinausblickte. Normalerweise jedenfalls kein bemerkenswerter Anblick. Es war riesig. Einer dieser neuen Superfrachter, wahrscheinlich aus China. Andy konnte sich nicht vorstellen, wie das Ding aus nächster Nähe aussehen würde. Angesichts der Größe und seines eigenen

Standorts an der Küste schätzte er, dass es vielleicht eine Meile weit draußen war. Anderthalb, höchstens. Und es war in Bewegung.

Was seine Aufmerksamkeit fesselte, war nicht die Größe des Schiffs. Es war ein Gigant, klar, aber da draußen waren noch andere Schiffe, die so groß waren. Der Unterschied war, dass dieses sich so schnell bewegte. Andy verstand nicht viel von der Seefahrt, aber das sah einfach nicht richtig aus. Es wirkte wie ein Bus, der mit Höchstgeschwindigkeit auf einen Parkplatz zuraste. Nur, dass dieser Bus mit Containern beladen war. Jeder dieser Stahlkästen hatte eine andere Farbe, und das ganze Schiff sah aus wie ein Kaleidoskop oder ein schönes Puzzle.

Andy schob seine Brille auf dem Nasenrücken nach oben. Auf den Containern lagen ein paar eigenartige Schatten. Mit denen stimmte auch etwas nicht. Sie sahen eher aus wie Linien oder wie Farbstreifen. Nein. So, als ob ein Kind hier und da mit einem dicken Filzstift herumgekritzelt hätte. Nur ... bewegten diese Linien sich?

Sparky heulte jetzt aus vollem Hals. Es klang beinahe wie ein Weinen, und er zerrte wild an der Leine. Andy musste die Absätze in den Boden stemmen, um nicht fortgerissen zu werden.

»Hör auf, Sparky«, sagte er. »Lass es gut sein, du kleines Monster. Ich will doch nur sehen, was ...« Er sprach nicht zu Ende, denn plötzlich wusste er, was er sehen würde. Das Schiff mit den Schatten oder Linien, oder was immer es war, fuhr weiter mit voller Kraft voraus. Er hatte keine Ahnung, wie schnell. Fünfzehn, zwanzig Meilen pro Stunde? So schnell, dass es vor den anderen Schiffen, die sich nicht

bewegten, richtig flink aussah. So schnell, dass es keine Meile mehr von der Küste entfernt war. So schnell, dass Andy wusste, dieses Schiff würde niemals rechtzeitig anhalten können.

Der Hund versuchte immer noch, ihn vom Weg hinunter und in Richtung Auto zu zerren. Andy warf noch einen kurzen Blick auf das Schiff, und dann wandte er sich ab und ließ sich von Sparky wegziehen. Das mit dem Schiff sah schlecht aus.

Und es wurde noch schlimmer.

Die Mathias Maersk Triple-E war mit Waren aus ganz China beladen. Elektronik, T-Shirts, Küchenmesser. Achtzehntausend Container, um Amerikas Malls und Haushalte zu füllen. Aber ein paar dieser Container stammten aus der Provinz Xinjiang, und jetzt war an Bord kein Mensch mehr am Leben, der hätte verhindern können, dass das Schiff mit voller Kraft in den Hafen von Los Angeles krachte.

Für Leute wie Gordo und Shotgun wäre es eine einfache Rechnung gewesen, auf die Rückseite eines Briefumschlags gekritzelt: Das Schiff kam mit achtzehn Meilen pro Stunde und einem Gesamtgewicht von fast hundertsechzigtausend Tonnen herein, als es auf Grund lief. Um die kinetische Energie zu berechnen, hätten sie einfach die Zahlen eingesetzt:  $\frac{1}{2} MV^2$ , oder  $\frac{1}{2} (160000000 \text{ kg} \times (8 \text{ m/s} \times 8 \text{ m/s}))$ . Überschlägig 512000000 Joule. Oder, um es einfacher zu sagen: Als die Mathias Maersk Triple-E sich um 12.47 Uhr Pacific Standard Time in den Hafen pflügte, entsprach der Aufprall der Explosion ca. 1300 kg TNT.

Aber Gordo und Shotgun waren in ihrem Bunker

und diskutierten mit Fred und Amy über die Frage, warum die Army in ihrem Hinterhof Zäune aufstellte. Sie waren also beide nicht da, um zu rechnen, und sie sahen auch nicht, wie die Mathias Maersk Triple-E auf Grund lief. Tatsächlich schaute dabei fast niemand zu. Vieles war zu dieser Mittagsstunde im Hafen automatisiert, so dass kaum jemand dort war.

Der Erste, der bei dem eigentlichen Aufprall zu Tode kam, war Cody Dickinson, und der war auch der Einzige, der hätte bemerken müssen, dass mit der Mathias Maersk Triple-E etwas nicht stimmte. Aber statt seine Arbeit zu machen, hatte Cody Dickinson sich mit Gras für zwanzig Dollar zugedröhnt und war in seinem Siebenhundert-Dollar-Aeron-Sessel von Herman Miller eingeschlafen. Er hatte diesen kuscheligen Bürojob, weil er das entsprechende Dienstalter hatte, und das entsprechende Dienstalter hatte er, weil er jetzt sechzig war und zweiundvierzig Jahre als Hafenarbeiter gearbeitet hatte, und weil er zweiundvierzig Jahre als Hafenarbeiter gearbeitet hatte, war er noch in den Beruf des Hafenarbeiters eingetreten, als die Arbeit der Hafenarbeiter tatsächlich Arbeit gewesen war, was zur Folge hatte, dass sein Rücken kaputt war, weshalb er jetzt den Siebenhundert-Dollar-Aeron-Sessel von Herman Miller hatte. Aber sein Rücken brachte ihn immer noch um, und eine Tonne Gras zu rauchen war das Einzige, was wirklich half. Deshalb schlief er, als das Schiff auf Grund lief, und bei dem Aufprall stürzte das Dach ein und erschlug ihn in seinem Sessel.

Die Schockwelle war stark genug, um die achthundert Meter von der Aufprallstelle bis zur P. Lanster Insurance Agency zu überwinden, die ihr

Büro unmittelbar außerhalb der Umzäunung des Hafens von Los Angeles hatte. Die P. Lanster Insurance Agency residierte nämlich in einem flachen Bürogebäude, und um 12.47 Uhr Pacific Standard Time war Philip Lanster Jr., der Sohn von P. Lanster persönlich, allein im Büro.

Philip Lanster Jr. versuchte seinen Dad seit Jahren dazu zu bewegen, mit der Firma in eine bessere Lage umzuziehen. Das Büro war für alle Beteiligten unpraktisch, es war schmuddelig und viel zu groß, da sie nur fünf Mitarbeiter hatten. Der Vorteil war, dass überall Fenster waren und dass sie alle aufs Meer hinausschauten. Aber an diesem Nachmittag war Philip Lanster Jr. froh, dass das Büro so ungünstig lag, denn wenn sein Dad und die übrigen Leute zum Mittagessen gingen, dauerte das etwas, und so hatte er mehr Zeit, um die Bücher der Firma zu frisieren.

Er hatte nur sechs Riesen abgezogen, gerade genug, um abzudecken, was er am Wochenende zuvor in Las Vegas verloren hatte. Ein bisschen kreative Buchführung, und der Fall war erledigt. Er kam sich ziemlich gut vor, und er war eben vom Schreibtisch in der Buchhaltung aufgestanden, als die Druckwelle vom Aufprall der Mathias Maersk Triple-E das Fenster neben ihm ins Büro fliegen ließ. Hätte er noch gesessen, wäre vielleicht alles gutgegangen, aber stehend war er gerade so groß, dass eine der Glasscherben ihn seitlich an der Kehle traf. Er brauchte sechzig Sekunden, um zu verbluten.

Er hatte Glück. Die ersten Spinnen kamen nach achtzig Sekunden durch das Fenster gekrabbelt.

Oben auf dem Küstenweg war Julie Qi in diesem Moment gerade dabei, wieder zu Atem zu kommen,

als das Schiff auf Grund lief. Es wackelte und sie fiel auf den Hintern. Soeben war sie fünf Meilen volle Power gelaufen. *Fuck*, sie hasste das Laufen. Sie tat es nur deshalb, weil sie wusste, es wäre noch schlimmer, wenn ihr Mann sie wegen einer jüngeren und fitteren Frau verließe, und wenn sie sich nicht selbst den Arsch aufriss, war in L.A. so gut wie jede andere Frau da draußen jünger und fitter. Na ja, fitter jedenfalls. Jünger würde sie kaum noch werden. Aber Bradley war siebenundvierzig und Julie erst dreißig, und so hatte sie wohl noch ein kleines Polster, was das Alter anging, wenn auch nicht bei Cellulite. Also machte sie morgens Aerobic, vor einem späten, leichten Lunch lief sie, und nachmittags kam Yoga. Bradley arbeitete, sie nicht, und das bedeutete, ihr Job war es, gut auszusehen.

Nun brauchte sie einen Moment, um zu begreifen, dass sie nicht einfach grundlos hingefallen war. Das Beben im Boden hatte sie stolpern und auf den Hintern plumpsen lassen. Es dauerte noch einmal einen Moment, bis sie erkannte, dass es kein Erdbeben gewesen war. Das Schiff war eine Meile weit entfernt. Es war auf Grund gelaufen, aber der Schwung und das Gewicht hatten genügt, um es so weit aus dem Wasser zu treiben, dass es beinahe komisch aussah. Julie rappelte sich hoch und zog die Stöpsel aus den Ohren. Die Musik sickerte in die Luft.

»O Gott«, keuchte sie.

Sie sah keine Flammen oder so was, aber das war auch nicht nötig. Das Ding war eine Viertelmeile lang, und es sah so schon spektakulär aus, wie es sich zerknautscht in die Küste fraß. Aber da war auch

ein gespenstischer schwarzer Rauch, sah Julie. Er floss sozusagen vom Schiff herunter, aber statt in den Himmel aufzusteigen, rollte er über die Bordwand und auf den Asphalt.

Sie zog den Reißverschluss an ihrer Gürteltasche auf und holte das Telefon heraus. Sie dachte an Fotos, aber dann beschloss sie, lieber ein Video zu machen. Die Kamera im Telefon war gut genug, um nachher ein paar Standbilder aus dem Video zu schneiden, wenn sie wollte, und schon jetzt keimte in ihr der Gedanke, sie könnte das Videomaterial vielleicht an einen Nachrichtensender verkaufen. Nicht, dass sie und Bradley das Geld nötig gehabt hätten, aber hey, es könnte doch Spaß machen. Auf dem Display war es allerdings nicht ganz so cool. Das Schiff sah zu sehr aus wie ein Spielzeug. Man hatte einfach nicht den richtigen Maßstab.

Sie schaute über das Display hinweg und sah, dass fast kein Rauch mehr vom Schiff kam. Nur ein paar Rinnsale rieselten noch von den Seiten herab. Aber der Rauch, der bereits vom Schiff gekommen war, wehte weiter über den Boden. Er hatte sich ein wenig ausgebreitet und war nun weniger ein Teppich, sondern er bildete vielmehr größere Flecke und Finger, die sich über die Straße und die Hügel hinaufstreckten und über einen Teil der kleineren Gebäude außerhalb des Zaunes in der Nähe der Unglücksstelle hinwegflossen.

Sie erinnerte sich an 9/11; viele der Arbeiter hatten später Gesundheitsprobleme gehabt, weil ihre Lungen von der vergifteten Luft total veräetzt waren, und sie fragte sich, ob die Leute, die im Hafen arbeiteten, auch solche Probleme bekommen würden.

Den schwarzen Finger, der den Hügel herauf auf sie zuglitt, sah sie nicht.

Auf dem Parkplatz von Cabrillo Beach war Harry Roberts, und er war sauer. Er mochte keine Schwarzen - sorry, African Americans -, und wenn ihn das zum Rassisten machte, sollte es ihm recht sein. Cops mochte er auch nicht, obwohl er sich selbst als *Law-and-Order*-Republikaner sah, und von zwei schwarzen Cops festgenommen zu werden machte ihn stinkwütend. Schön, sein Lunch war eigentlich eher ein flüssiger Brunch, der zu hundert Prozent aus Bloody Marys bestand, aber wer konnte nicht ein paar Extradrinks gebrauchen, wenn man dieses irre Zeug in Indien sah, während China eine Invasion in Europa vorbereitete und diese Präsidentenfotze den Flugverkehr einstellen ließ? Zugegeben, er erinnerte sich eigentlich nicht mehr, dass er das Restaurant verlassen hatte und mit dem Wagen von Manhattan Beach herübergefahren war. Zugegeben, er erinnerte sich ganz sicher nicht mehr, dass er gegen den Laternenmast gerauscht war, und - okay, zugegeben, er hatte Verständnis für die anfängliche Besorgnis der beiden Bullen, denn der Airbag hatte ihm offenbar eine blutige Nase verpasst, und sein Gesicht und sein Hemd waren voller Blut, aber er konnte nicht fassen, dass sie ihm Handschellen angelegt und ihn auf den Rücksitz des Streifenwagens gepackt hatten. Arschgeigen! Und dann, noch schlimmer: Als sie irgendwas aufschrieben, gab es diesen unglaublichen Krach. So was wie eine Explosion auf der anderen Seite des Wassers.

»Sitzen bleiben«, sagte einer der Cops zu ihm.

Sie ließen die Fenster einen Spaltbreit offen für ihn, gingen quer über den Parkplatz und verschwanden zwischen den Büschen. In den letzten paar Minuten hatte er dann nichts mehr gehört. Also nichts außer Sirenen, Autoalarmanlagen und ein paar Schreien. Harry hatte keine Ahnung, was hier los war, aber er war stinkig. Der Lärm dröhnte in seinem Kopf.

Dann hörte er zwei Schüsse. Zwei. Mehr nicht. Danach kam einer der Cops aus dem Gebüsch und rannte auf den Wagen zu, aber er sah sich immer wieder um. Er war auf dem Parkplatz vielleicht drei Meter weit gekommen, als etwas über ihn hinwegfloss ... Harry konnte es nicht erkennen, aber der Cop rannte weiter und verringerte die Distanz bis auf zehn, sieben, fünf, drei Meter. Als der Cop zu Boden fiel, kaum zwei Schritte vom Streifenwagen entfernt, hatte Harry erkannt, dass er von irgendwelchen Insekten bedeckt war. Nein. Von Spinnen. Aber mehr Zeit blieb ihm nicht, denn schon strömten sie über den Cop hinweg auf ihn zu.

Fünf Minuten nach dem Untergang der Mathias Maersk Triple-E waren Philip Lanster Jr., Julie Qi und Harry Roberts tot, und außer ihnen noch knapp hundert andere Leute. Sparky und Andy Anderson waren zu dem Zeitpunkt schon nicht mehr am Meer. So sah keiner mehr die Seidenfäden, die sich kreisend in die Luft erhoben, sich berührten und ineinanderdrehten. Eine sanfte Brise hob die Spinnen über Sand, Brandung und Beton an der Küste von Los Angeles, wehte sie über die anrollenden Rettungsfahrzeuge und Feuerwehrautos und Streifenwagen, schickte sie hinaus in die warme

Mittagssonne, südwärts nach Compton und Lynwood und Chinatown und zu den Interstate Highways 405 und 10.

## **Stornoway, Isle of Lewis, äussere Hebriden, Schottland**

»Vielleicht mit einem Anruf oder einer E-Mail, oder -«

»Sir«, unterbrach ihn die British-Airways-Agentin, »es war nicht unsere Entscheidung, den Flug Ihrer Verlobten zu canceln, und ich kann im Moment nichts tun, um sie umzubuchen. Haben Sie die Nachrichten nicht gehört?«

Aonghas hatte die Nachricht, dass der Premierminister den gesamten Flugverkehr hatte einstellen lassen, tatsächlich nicht gehört. Auf Càidh Island hatten sie die BBC-Nachrichten gehört und die Ereignisse in China verfolgt, bis diese von den Neuigkeiten aus Indien über die Spinnenhysterie überlagert wurden, und dann hatten sie von der Überreaktion der amerikanischen Präsidentin erfahren, die entschieden hatte, den zivilen Luftverkehr stillzulegen. *Typisch amerikanisch*, hatte Padruig gesagt. Aber wie sich herausstellte, trat Großbritannien wieder einmal in die panischen Fußstapfen Amerikas. Das Flugzeug, das eben gelandet war, was, das letzte gewesen. Von jetzt an würde nichts mehr starten oder landen, bis das Flugverbot aufgehoben wäre.

Normalerweise hätte Aonghas diese Nachrichten durchaus gehört. Wenn er allein in Stornoway gewesen wäre, hätte er den Tag mit der Zeitung

begonnen wie immer, und wären Thuy und er noch auf Càidh Island gewesen, hätte Padruig im Radio die BBC-Nachrichten laufen lassen. Aber all dies war nicht der Fall: Er war nicht bei seinem Großvater auf Càidh Island, und schon gar nicht war er allein in Stornoway.

Er und Thuy hatten die Insel im ersten Morgengrauen verlassen. Aonghas' Großvater hatten sie mit einer glatten Lüge abgespeist. Sie hatten Padruig nämlich erzählt, Thuys Flug gehe schon früh am Morgen, aber in Wahrheit ging er erst am Abend. Sie wollten den Tag einfach allein und im Bett verbringen, ohne dauernd befürchten zu müssen, dass der Alte sich fragte, was sie wohl trieben. Nicht, dass Aonghas' Großvater prüde war, aber Aonghas wusste, wenn seine Freundin – nein, seine Verlobte – im Flugzeug nach Edinburgh säße, würde er sie erst in zwei Wochen wiedersehen.

Er konnte immer noch nicht ganz fassen, wie gut dieser Trip verlaufen war. Gut, aus Versehen hatte sein Großvater Thuy gefragt, ob sie Aonghas heiraten wolle, aber sie hatte ja gesagt, und deshalb war da eigentlich kein Schaden entstanden. Und was seine Sorge betraf, Padruig könnte Thuy vielleicht nicht mögen, so hatte Aonghas beim Abschied, als sein Großvater sogar für den kurzen Ausflug zum Anleger makellos gekleidet erschienen war, die quälende Ahnung gehabt, Padruig könnte Thuy lieber mögen als seinen eigenen Enkel. Und Thuy hatte sich Hals über Kopf in Càidh Island und das Schloss verliebt. Zu gern saß sie in der Bibliothek am Feuer und las, verbrachte Stunden mit seinem Großvater im Weinkeller oder saß auf den Klippen und schaute den

Wellen zu.

Der Ausflug war also ein voller Erfolg gewesen. Jetzt bot sich ihnen ein anderen Problem: Nachdem er und Thuy sich die Mühe gemacht hatten, frühzeitig davonzuschleichen, um noch ein bisschen Zeit für sich zu haben, sah es so aus, als würde Thuy gar nicht abreisen können. Aber war das wirklich so schlecht?

»Wir können Pasta und Gemüse besorgen und vielleicht einen Film anschauen. Morgen kannst du bestimmt wieder fliegen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Premierminister diesen Spinnenquatsch noch viel länger mitmacht. Das Gute daran ist, dass du nie einen besseren Grund haben wirst, ein bisschen die Uni zu schwänzen. Wenn du erst deine Assistentenstelle hast, wirst du nicht gerade massenhaft Zeit haben. *Und*, weißt du«, sagte Aonghas, während er ihre Tasche wieder in den Range Rover legte, »es gibt Schlimmeres, als einen Extratag bei seinem Verlobten festzusitzen. Bei seinem V-e-r-l-o-b-t-e-n«, wiederholte er und rollte das Wort dabei auf der Zunge herum. »Gefällt mir, wie das klingt.«

Er setzte sich ans Steuer, ließ den Motor an und legte den Gang ein. Ein Vorteil bei einem so kleinen Flughafen wie Stornoway war der kurze Weg zum Parkplatz. Trotz der Passagiere aus dem letzten Flugzeug, das auf der Insel gelandet war, kam man schnell hinein und wieder hinaus. Dann zögerte Aonghas. Vor dem Eingang zum Terminalgebäude übergab sich ein Mann.

»Himmel«, sagte Aonghas. »War anscheinend eine holprige Landung. Der Inder da vorn lässt alles

raus.«

Der Mann übergab sich noch einmal und sank dann gegen einen Pfeiler. Selbst von da, wo Aonghas und Thuy im Range Rover saßen, konnte man erkennen, dass es dem Inder nicht gutging. Er fing an, an seiner Krawatte zu zerren, als ob er keine Luft bekäme, und die wenigen anderen Passagiere, die es geschafft hatten, den letzten Flug nach Stornoway zu ergattern, machten entweder einen weiten Bogen um ihn oder blieben in sicherem Abstand stehen. Jetzt ließ der Inder seine Krawatte los und begann, an seinem Hemd zu zerren. Er zog es aus der Hose und riss sie auf. *O Gott.* Aonghas sah, wie ein Knopf abriss und in einem flachen Bogen durch die Luft flog, bevor er auf dem Asphalt landete.

Thuy schnallte sich los. »Ich sollte ihm helfen.«

»Du bist noch keine Ärztin.«

Sie verdrehte die Augen, aber Aonghas hielt ihren Arm fest. »Warte noch. Bleib hier.«

»Aonghas! Ich muss ihm helfen. Das ist ärztliche Pflicht.«

Er ließ ihren Arm nicht los, behielt den Mann im Auge und sah, dass die Zuschauer nicht wussten, ob sie näher herangehen oder zurückweichen sollten. Die Haut auf Brust und Bauch des Mannes glänzte, als sei sie straff gespannt. »Ich, ich weiß nicht ... Warte nur noch einen Moment.«

Länger als einen Moment dauerte es nicht.

Der Oberkörper des Mannes öffnete sich wie ein Reißverschluss.

»Aonghas!«, schrie Thuy.

Aonghas trat das Gaspedal herunter.

»Aonghas! Wir müssen ihm helfen.«

Aonghas drückte das Pedal bis auf das Bodenblech, wodurch er die Öko-Funktion abschaltete, die den beklagenswerten Spritverbrauch des Range Rover verringern sollte, und auch den Computer im Getriebe, der in den nächsten Gang hochschalten wollte. Er riss das Steuer herum und raste ungemütlich nah an einer Frau mittleren Alters vorbei, deren geblümtes Kleid aussah, als gehörte es in ein Museum für »Dinge aus den Siebzigern, mit denen man sich in der Öffentlichkeit nicht blicken lassen möchte«.

Thuy hatte sich umgedreht und starrte aus dem Fenster, und Aonghas, der mit dem Lenkrad zu kämpfen hatte, konnte nur einen kurzen Blick über die Schulter werfen. Den Inder konnte er nicht mehr sehen, aber die Leute vor dem Terminal schienen zu schreien und fuchtelten wild mit den Armen. Im Rückspiegel sah er außerdem schwarze Kugeln – Spinnen, das wusste er, ohne Details zu erkennen: Es waren Spinnen –, die sich bewegten und sprangen und auf den Leuten herumkrochen. Blut strömte über das Gesicht einer Frau.

»O mein Gott.« Thuy drehte sich wieder nach vorn. »Scheiße, was ist das?«

»Schnall dich an«, sagte er. Er nahm den Fuß vom Gas und tippte auf die Bremse. Das Tempo sank von fünfzig auf dreißig Stundenkilometer, und so konnte er am Ende einer Reihe geparkter Autos um die Ecke biegen. In dem kurzen Augenblick, in dem sein Fuß das Gaspedal losließ, schaltete der Range Rover endlich in den nächsten Gang. Die Reifen wollten quietschen, aber dann fuhren sie wieder geradeaus. Als sie die Ausfahrt erreichten, fuhren sie schon

wieder siebzig. Aonghas dachte überhaupt nicht daran, zu bremsen. Er riss die Holzschanke am Ausfahrtor einfach mit sich und bog nach rechts auf die A866.

Erst jetzt sprach Thuy wieder. »Das waren ... das waren Spinnen, nicht wahr?«

»Ich glaube schon«, sagte Aonghas. »Ja.«

»Und die kamen aus Brust und Bauch.«

»Ja.«

»Bei dem Inder.«

»Er kann auch ein Pakistani gewesen sein, nehme ich an.«

»Er könnte ein Pakistani gewesen sein. Ja. Vermutlich.«

»Aber wahrscheinlich nicht«, überlegte Aonghas.

»Nein. Wahrscheinlich nicht.« Sie schwieg kurz.

»Ist das wirklich passiert?«

»Ich fürchte ja«, kam es von Aonghas.

»Und?«

»Und ich bin Kriminalschriftsteller von Beruf«, sagte er. »Ich kann nur die Punkte miteinander verbinden.«

»Okay.«

»Okay?«

Thuy rutschte auf ihrem Sitz herum, bis sie ihm zugewandt war. Er hielt sich jetzt ans Tempolimit, denn er wollte nicht angehalten werden, und diese Biester hatten nicht ausgesehen, als wären sie so schnell wie ein Auto. Er riskierte einen Blick zu ihr hinüber. Sie hob die Hand und berührte seine Wange. »Okay«, sagte sie. »Das war beeindruckend. Du hast einfach reagiert.«

»Normalerweise bin ich nicht so. Im Gegenteil, ich

bin ein Kopfmensch, und ich glaube, noch keine Freundin hat mich je beeindruckend genannt.«

»Ich bin nicht mehr deine Freundin. Und was machen wir jetzt? Wo fahren wir hin?«

»Zurück nach Càidh Island«, sagte er.

»Und mein Flug nach Edinburgh?«

Sie kamen an einem Haus vorbei, in dessen Vorgarten eine kleine Plastikrutschbahn für Kinder stand. Etwas in ihm wollte anhalten, an die Tür hämmern und die Familie anschreien, sie sollten machen, dass sie von hier wegkämen, aber er hielt nicht an. Er fuhr weiter.

»Thuy«, sagte er, »selbst wenn dein Flug nicht gecancelt worden wäre, wir sollten jetzt verschwinden. Denk an das, was wir im Radio gehört haben. Und das Video, von dem dauernd die Rede war. Ich meine, wir haben es nicht gesehen, aber wenn das Video nur halb so schlimm ist, wie man sagt, und ... und jetzt das hier, ja, dieses ... Anscheinend ist ...«

»Und China.«

»China?«

»Glaubst du nicht, das hängt zusammen?«

»Warum soll das zusammenhängen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Thuy. »Aber glaubst du nicht?«

Aonghas schwieg kurz. Er schaltete das Radio ein. In den BBC-Nachrichten sprachen sie von Los Angeles.

Es klang entsetzlich.

## CNN Center, Atlanta, Georgia

Teddie hatte sich an diesem Tag erst zweimal übergeben. Das war ziemlich gut, fand sie.

Zuerst war dieses Gefühl tief unten im Bauch gewesen. Aufregung: *Das war eine Nachrichtenstory*. Sie hatten Meldungen über die Havarie bekommen, und sie hatten ein Kamerateam aus dem Studio Los Angeles zum Hafen geschickt. Dann war leichte Nervosität hinzugekommen. Eine solche Story konnte ihr eine Beförderung einbringen: super Bilder, leicht zusammenzufassen und jede Menge Möglichkeiten für weitere Spin-offs. Schon jetzt dachte sie an ein Special mit dem Titel *Die verborgenen Gefahren der Seefahrt*. Aber die aufgeregten Schmetterlinge verwandelten sich schnell in etwas anderes.

Das Kamerateam kam nicht mal in die Nähe des Hafens. Der Verkehr hatte sich überall festgefressen, was in Los Angeles nichts Besonderes war, aber die Story mit dem Schiff war damit nicht machbar. Die Nachrichten drehten sich außerdem bereits um Spinnen. Die Handyvideos und Anrufe waren schrecklich. Indien war eine Sache. Es war so weit weg, dass man sich immer noch einreden konnte, dass es vielleicht ein Jux war oder nicht so furchtbar, wie es aussah. Aber *fuck*, das hier war Los Angeles. Irgendein Junge in Long Beach hatte ein Sechs-Sekunden-Video hochgeladen, auf dem die Spinnen einen Jogger überwältigten. Von einer Sekunde auf

die andere war er über und über bedeckt mit etwas, das wie Ölschlick aussah. Und sie hatten einen Anruf aus der Nähe des Hafens von einer schreienden Frau bekommen, die angeblich gesehen hatte, wie Spinnen eine Mom und ihr Baby auffraßen. Irgendwann begann die Frau selbst wie am Spieß zu kreischen, und dann hörte man nur noch dieses gespenstische Knistern. Da hatte Teddy sich das erste Mal übergeben, denn ihr war klargeworden, dass dieses Knistern das Geräusch war, das die Spinnen machten, wenn sie menschliches Fleisch fraßen.

Das Kamerateam gab schließlich auf und postierte sich auf dem McCarthy Quad der University of Southern California. Das war der perfekte Standort für einen Reporter, der die eigentliche Action nicht ins Bild bekommen konnte. Die Dichotomie eines Berichts über Angst und Chaos aus der Mitte einer Oase von Elfenbeintürmen. Studenten spazierten im Hintergrund vorbei, als wäre fünfundzwanzig Meilen weiter auf der anderen Seite der Stadt nichts los. Der Reporter schwatzte aufgereggt herum und füllte die Zeit aus, wie nur ein erfahrener Profi die Zeit ausfüllen kann, wenn er statt Fakten fast ausschließlich Spekulationen zu bieten hat.

Und dann schwebten die Spinnen vom Himmel.

Zu Anfang waren es nicht viele. Die Kamera erfasste Zuckerwatte aus seidenen Fäden, Dunststreifen und dann ein paar schwarze Punkte in einem tiefblauen Himmel. Kurz darauf wehten ein paar davon herab. Die ersten paar Minuten sah es beinahe komisch aus. Die Kamera zeigte eine Spinne, die neben dem Reporter landete, der sie sofort zertrat. So. Was war daran so furchterregend? Hat

man einen Schuh, ist man sicher. Aber um den Reporter herum fingen Studenten an, aufgeregzt umherzuzeigen und zu schreien. Und dann erfasste die Kamera eine Studentin, die mit den Armen ruderte. Fünf oder sechs dieser dicken schwarzen Punkte huschten auf ihr herum, und dann kam ein Blutschwall aus ihrem Gesicht, und ihre Bluse färbte sich rot. Noch mehr Schreie. Und noch mehr Schreie. Und noch mehr und mehr und mehr. Und dann kippte die Kamera plötzlich nach unten weg.

Teddie sah auf ihrem Monitor nur noch Asphalt und Schuhe und Strümpfe und die fremdartigen Bewegungen von Spinnen und dann den Unterkörper des Reporters, der mit den Beinen strampelte und dann schwächer strampelte und sich bald überhaupt nicht mehr bewegte. Und das alles, begriff Teddie, war live, denn sie hatte nichts schneiden lassen. In diesem Augenblick übergab sie sich zum zweiten Mal.

Mittlerweile hatten sie einen Hubschrauber in der Luft, und sie hatten unglaubliche Aufnahmen machen können, ausgerechnet bei Mann's Chinese Theater. Es war zu schön, um wahr zu sein - Bilder, bei denen Teddie normalerweise aufgesprungen wäre und sich jemanden für ein High-Five gesucht hätte, wenn die Situation nur ein bisschen weniger ernst gewesen wäre. Eine Art Nachmittagspremiere: ein Film, der keine Flutlichtscheinwerfer brauchte und trotzdem einen Platz im Abendprogramm verdiente, was bedeutete, dass die Stars der A-Klasse in diesem Projekt in Wirklichkeit B- oder C-Promis waren, dass die Brigade der Fans, die sich im Korridor in zehn Reihen hintereinander drängten, zum Teil mit

bezahlten Statisten aufgefüllt worden war und dass die Fotografen, die lautstark Namen riefen, selbst zur B- oder C-Klasse gehörte. Aber die Aufnahmen aus dem Hubschrauber? Das war A-Qualität in jeder Hinsicht.

Der Kameramann hatte einen Schwenk über die Umgebung gemacht, und einer der Nachrichtenmoderatoren redete davon, dass anscheinend nicht ganz L.A. von der Katastrophe betroffen sei, als plötzlich ein Auto den Hollywood Boulevard heruntergerast kam, beim North Orange Drive eine rote Ampel überfuhr, einen Lieferwagen streifte und dann über drei Fahrstreifen nach links schleuderte. Dabei pflügte er sich in die Menschenmenge, die vor dem Kino wartete.

Das hätte an einem normalen Tag genügt, um ein Chaos herbeizuführen und Teddie wegen einer Schaltung in die Livenachrichten anrufen zu lassen, aber sie war bereits live, mitten im Chaos, und sofort wurde es noch schlimmer: Kaum war das Auto zum Stillstand gekommen, und bevor die Moderatoren mehr als einen überraschten Aufschrei über die Lippen brachten, rollte ein schwarzer Klecks aus dem zertrümmerten Vorderfenster des Wagens. Der Kameramann hatte es entdeckt, bevor Teddie dessen gewahr wurde, und er zoomte sofort heran. Der schwarze Klecks löste sich augenblicklich in tausend einzelne Teile auf.

Die Bewegung der Spinnen folgte einem bestimmten Muster. Teddie war sich dessen sicher, auch wenn sie im Moment noch nicht wusste, wie es aussah. Zuerst rannten die Leute weg von dem verunglückten Auto. Dann drehten sie sich um und

wollten helfen, und beinahe genauso schnell kehrte die Flut noch einmal um, aber das half nichts: Ob es am Gedränge lag oder an den Biestern selbst, jedenfalls waren die Spinnen schneller. Teddie sah, wie Menschen zu Boden gingen. Eine schreiende Frau verschwand unter unzähligen Spinnen. Ein junger Schwarzer, der einen wallenden Teppich aus Spinnen auf dem Rücken trug, schaffte es noch zehn, zwölf Schritte weit, bevor auch er in einer ekelhaft glitschigen Blutlache zusammenbrach. Hier und da sah Teddie, wie die Bänder aus Spinnen sich um einzelne Leute herumschlängelten und vorbeiflossen, als seien sie auf magische Weise von ihnen abgestoßen worden. Das Muster konnte sie nicht ergründen, und sie wusste nicht, warum manche Leute von dem Spinnenschwarm verschluckt wurden und andere verschont blieben. Ja, und dort, wo die meisten Spinnen sich in einem synchronen Tanz zu bewegen schienen, als wären sie verbunden zu einem einzigen Organismus, lösten sich immer wieder individuelle Exemplare aus der Flut.

Das war vor zwei Stunden gewesen.

In den ersten Berichten war von Schwärmen, regelrechten Flüssen von Spinnen die Rede gewesen, die die Stadt überschwemmten. Wie kleine Punkte des Todes waren sie vom Himmel herabgeschwebt, aber jetzt hatten sie sich zerstreut. Das Chaos war jedoch bereits perfekt. Die Mobilfunktürme waren überlastet, und fast zwei Drittel der Stadt hatten keinen Strom mehr - Laster und Personenwagen waren gegen Strommasten gekracht, und in vereinzelten Berichten wurde sogar behauptet, Spinnen hätten die Leitungsdrähte durchgenagt. An

den Orten, wo die Menschen noch Internet und Strom hatten, luden sie Videos hoch, in denen einzelne Spinnen zu sehen waren, die an Fallrohren heraufkamen und durch offene Fenster trippelten, über Fußböden und Arbeitsplatten krochen und Menschen und Haustiere ansprangen. Teddie wusste, es musste auch noch andere Videos geben, Videos, die mit lautem Schreien und einem krachenden Geräusch endeten, wenn das Telefon zu Boden fiel und das gesprungene Kameraobjektiv nur noch die kahle Decke zeigte. Die Videos hingegen, die das Internet erreichten, endeten alle gleich. Mit einer zerquetschten Spinne. Eine Spinne, schienen sie alle zu sagen, die niemanden mehr fressen würde.

Was mochte diese Leute dazu bringen, mitten in ... in dem, was hier gerade vor sich ging - was immer es sein mochte -, ihre Smartphones herauszuziehen und solche banalisierenden Videos hochzuladen? Jeder, der fernsah oder Radio hörte oder, verdammt, ein Smartphone hatte, musste doch wissen, was passierte. Klar, am Anfang hatte es noch Leute gegeben, die Fotos von Popstars und süßen Katzen und eitle Tweets über sich selbst gepostet hatten, aber das hatte aufgehört, als klar war, dass etwas Schreckliches im Gange war. Inzwischen musste man in einer Art Luftblase leben, um nichts von den Spinnen zu wissen. Und sogar, wenn man skeptisch war - Teddie zählte sich selbst normalerweise zu dieser Kategorie Mensch, die von wütenden, menschenfressenden Spinnen hörte und solche Geschichten als Blödsinn bezeichnete -, selbst dann konnte man doch nicht in Los Angeles sein und nicht begreifen, dass hier etwas wirklich Scheußliches im

Gange war. Und trotzdem tauchten alle paar Minuten neue Spinnen-Videos auf, hochgeladen von Leuten, die hier nichts anderes sehen konnten als die Gelegenheit, ein kleines bisschen berühmt zu werden, während sie, wenn man Teddie fragte, ihre Zeit verplemperten, statt schleunigst die Kurve zu kratzen. Im Ernst. Sie fand es erstaunlich, dass weite Kreise in Los Angeles offenbar glaubten, die angemessene Reaktion auf eine ausgewachsene Katastrophe bestehe darin, sie mit der Handykamera zu dokumentieren.

Aber jetzt war es 19.00 Uhr Eastern Standard, 16.00 Uhr in Los Angeles. Mehr als drei Stunden waren vergangen, seit das Schiff auf Grund gelaufen und die Hölle in die Stadt gekrabbelt war, und Präsidentin Pilgrim stand bereit für eine weitere präsidiale Ansprache. Es war ihre erste seit der Einstellung des Luftverkehrs. Die Moderatoren kündigten die Liveschaltung an. Die Sache wurde allseits ernst genommen. Bei ihrer Verkündung hinsichtlich des Luftverkehrs war die Präsidentin über den roten Teppich in der Cross Hall des Weißen Hauses geschritten und hatte vom Eingang zum East Room aus gesprochen, jetzt saß sie an ihrem Schreibtisch im Oval Office.

»Amerika«, sagte sie, »wird angegriffen.«

Teddie beugte sich dem Monitor etwas entgegen, aber dann wurde ihr klar, dass es nicht nötig war. Noch nie hatte sie bei CNN eine solche Stille erlebt. Das einzige Geräusch im ganzen Gebäude kam von den Computermonitoren und Fernsehbildschirmen, die das Bild der Präsidentin und die Stimme über die Distanz von sechshundert Meilen empfingen.

## Das Weisse Haus

»Amerika wird angegriffen.«

Manny, der hinter dem Kameramann stand, spürte wie immer das leise Gefühl der Irritation, wenn er die Präsidentin auf einem Monitor und gleichzeitig im wirklichen Leben sprechen sah. Sie ließ die Worte einen Augenblick lang klingen.

»Amerika wird angegriffen.« Sie hatten über diese Formulierung lange diskutiert. So vieles war unklar. Kriege und Erdbeben, Hurrikane und Überschwemmungen, Terroranschläge und Industrieunfälle. Bei all diesen Dingen wusste Manny, was er zu tun hatte. Er hatte Worte dafür. Es waren lauter Dinge, die die amerikanische Öffentlichkeit verstand. Aber das hier war etwas anderes. So viel zumindest war offenkundig. Und so waren sie am Ende zu dem Entschluss gekommen, sich so klar wie möglich auszudrücken. Hier und da war im Raum die Sorge geäußert worden, es könnten Panikreaktionen hervorgerufen werden, aber nach einer kurzen Debatte war allen klar gewesen, dass diese Sorge zu spät kam. Die Panik war bereits da.

»Ich benutze diese Worte nicht leichtfertig«, sagte Stephanie in die Kamera. »Inzwischen werden die meisten von Ihnen die furchtbaren Bilder gesehen haben, die aus Los Angeles kommen. Im Zeitalter der Technologie und des Terrorismus mag es schwer zu begreifen sein, aber die Bedrohung, der wir

gegenüberstehen, scheint eine natürliche zu sein. Vor etwas mehr als drei Stunden, gegen fünfzehn Uhr fünfundvierzig Eastern Standard Time, ist im Hafen von Los Angeles ein Frachter auf Grund gelaufen. An Bord des Schiffes befand sich anscheinend eine äußerst aggressive und gefährliche Spinnenart. Wir wissen nicht mit Sicherheit, wie diese Spinnen auf das Schiff gekommen sind, aber wir nehmen an, dass sie Teil der Ladung gewesen sein müssen und vielleicht unterwegs in einem der Frachtcontainer geschlüpft sind. Zumindest einige der Container kamen aus der chinesischen Provinz, in der in dieser Woche eine Atomexplosion stattgefunden hat. Die chinesische Regierung behauptet nach wie vor, es habe sich dabei um einen Unfall gehandelt, aber auf der Grundlage unserer eigenen nachrichtendienstlichen Erkenntnisse gehen wir davon aus, dass es sich um eine geplante Entscheidung der Regierung gehandelt haben muss, die auf diese Weise eine Epidemie ebendieser Spinnen in Schach halten wollte. Wir können zwar nicht mit hundertprozentiger Gewissheit bestätigen, dass es sich um dieselbe Spinne handelt, aber ich halte es für eine naheliegende Schlussfolgerung, einen Zusammenhang zwischen der Katastrophe in Los Angeles, dem Zwischenfall in China und den Berichten aus Delhi zu sehen. Die indische Regierung war trotz der Krise im eigenen Land sehr viel kooperativer und hat angefangen, uns ihre Informationen zugänglich zu machen. Wir hoffen deshalb, innerhalb der kommenden vierundzwanzig Stunden eine Bestätigung zu erhalten.

Als Ihre Präsidentin sage ich es schweren Herzens:

Unser Land steht vor einer realen und unmittelbaren Bedrohung.« Stephanie machte eine Pause.

Sie sah ebenso präsidential wie erschöpft aus, fand Manny. Man merkte die Last der Welt auf ihren Schultern. Und er wusste, warum sie die Pause machte. Was sie jetzt mitzuteilen hatte, war eine brutale Entscheidung gewesen.

»Wenn Sie sich in Los Angeles oder Umgebung aufzuhalten, müssen Sie dort bleiben und Schutz suchen. Ich habe im Rahmen einer Notverordnung einen Bereich von zweihundertfünfzig Meilen um Los Angeles herum unter Quarantäne gestellt. Das bedeutet, wenn Sie weniger als zweihundertfünfzig Meilen weit von Los Angeles entfernt leben, dürfen Sie diesen Bereich nicht verlassen. Die Nationalgarde, die örtliche Polizei sowie die State Police wird die Einhaltung dieser Quarantänemaßnahmen mit Unterstützung von Army, Navy, Marines und Air Force sicherstellen. Ich sage es noch einmal: Wenn Sie in Los Angeles oder in einem Radius von zweihundertfünfzig Meilen um die Stadt herum leben – das heißt, südlich der Stadt bis zur mexikanischen Grenze, östlich bis zur Staatsgrenze und nördlich bis hinter Fresno –, stehen Sie ab sofort unter Quarantäne. Kein Fahrzeug und kein Fußgänger wird diesen Bereich verlassen dürfen. Dies sage ich schweren Herzens, aber voller Hoffnung für die Zukunft. Sie alle, die Sie sich innerhalb der Quarantänezone aufhalten, sollen wissen: Sie sind nicht allein. Das ganze Land ist bei Ihnen.«

Manny verzog unwillkürlich das Gesicht. Er hatte diese Ansprache verfasst, aber zwei Sätze waren ihm

besonders zuwider. Und zwar, weil er wusste, sie waren nicht wahr. Vielleicht würden sie die Lage in den nächsten zwei Tagen in den Griff bekommen und Soldaten und Polizisten und schnelle Einsatzkräfte an Ort und Stelle haben. Aber im Moment versuchten sie lediglich, die Katastrophe einzugrenzen. Sie trommelten hastig Sprüh- und Löschflugzeuge zusammen, um die Stadt mit Insektiziden einzunebeln, aber das würde sicher noch ein paar Stunden in Anspruch nehmen. Außerdem wussten sie nicht einmal, ob es helfen würde. Die bittere Wahrheit war, dass die Menschen im Quarantänegebiet allein *waren*. Das Land war nur in einer Hinsicht bei ihnen, nämlich als Zuschauer. Nationalgarde und Polizei, Army und Navy, Marines und Air Force – sie alle bildeten keinen Kordon mit auswärts gerichteten Gewehren, die sie vor der Invasion irgendeiner Armee beschützen sollten. Ihre Waffen zielten nach *innen*. Aber so sehr ihm diese beiden Sätze zuwider waren, er war noch weniger glücklich über das, was jetzt kam. Letztendlich hatte er dennoch der Sicherheitsberaterin und dem Verteidigungsminister und allen anderen, die sagten, es müsse sein, widerstrebend zugestimmt. Trotzdem würde es bei den nächsten Wahlen katastrophale Auswirkungen haben.

»Nachrichtensender und Internet sind in den vergangenen Tagen mit Spekulationen überflutet worden. Tatsächlich sind die Fakten alles andere als klar.« Stephanie beugte sich der Kamera entgegen, und unwillkürlich, obwohl er die Worte kannte, die sie jetzt aussprechen würde, reagierte Manny auf die gleiche Weise und beugte sich ihr entgegen. »Was

ich allerdings mit Sicherheit weiß, ist, dass Amerikaner sterben. Und meine Aufgabe ist es, dieses Land zu beschützen.« Sie machte eine kurze Pause und atmete ein.

Jetzt kommt's, dachte Manny. Ihm war flau. Er wusste, seine Reaktion war unprofessionell, aber er war ein politisches Wesen und konnte nicht anders.

»Deshalb rufe ich für die Staaten Kalifornien, Oregon, Arizona und Nevada das Kriegsrecht aus.«

Danach kam noch mehr. Ausgangssperren. Die Bitte um Ruhe. Die strenge Aufforderung, im Haus zu bleiben, Türen und Fenster geschlossen zu halten und jeden möglichen Zugang zu versiegeln. Vor allem aber klang Stephanie präsidential. Gebieterisch. Manny war stolz auf die Ansprache, die er geschrieben hatte, zumal die Zeit der Vorbereitung knapp gewesen war, aber verkauft hatte das Ganze Stephanie. Sie tat, was eine Präsidentin zu tun hatte: Sie schaute in die Kamera, schaute den Amerikanern in die Augen und sagte: »Wir haben alles unter Kontrolle.«

Aber Manny wusste, das war eine Lüge.

## **Soot Lake, Minnesota**

Es war eine Stunde nach Mitternacht, und auf dem Highway 6 war immer noch Verkehr. Für die zwei Stunden auf der 169, von Minneapolis hinauf nach Crosby, hatte er mit Personen- und Lastwagenverkehr gerechnet, aber jetzt lag Crosby schon fünfundzwanzig Minuten hinter ihm, und der Verkehr blieb konstant. Mike war beunruhigt. Er hatte gedacht, er sei übervorsichtig und sogar ein bisschen verrückt, als er Rich und Fanny gedrängt hatte, die Koffer zu packen und mit Annie in Richs Cottage zu fahren, aber es ängstigte ihn, zu sehen, dass so viele andere Leute die gleiche Idee gehabt hatten und dass er nicht der Einzige war, der seine Familie aus Minneapolis fortbringen wollte. Er hatte mehr als zwanzig Minuten lang mit Fanny darüber gestritten, bis Rich sich schließlich eingeschaltet und erklärt hatte, er stimme Mike absolut zu. Widerwillig musste Mike feststellen, dass er den Mann seiner Exfrau dafür noch mehr mochte als vorher.

»Es ist Urlaubszeit«, sagte Rich, »und ich habe in den nächsten Wochen keinen Fall.« Fanny wollte noch einmal protestieren, aber Rich schüttelte den Kopf. »Vielleicht hat er unrecht, Honey, aber was ist, wenn er recht hat und alles schlimmer wird?« Er zuckte die Achseln. »Es ist ja nicht so, als wäre es eine echte Strapaze, ein oder zwei Wochen im Cottage zu verbringen.«

Mike war zu Hause gewesen und hatte eine tiefe Beklemmung gefühlt, als die Präsidentin draußen im Westen das Kriegsrecht verhängte. Fünf Minuten später hatte er, obwohl er am nächsten Tag freihaben sollte, eine E-Mail bekommen, in der es hieß, er habe Dienst, alle hätten Dienst, sowie sie die Mail gelesen hätten, und dies gelte bis auf weiteres. Mike hatte die Mail gar nicht geöffnet. Die Betreffzeile war genug. Wenn er sie öffnete, würde registriert werden, dass er sie gelesen hatte. Stattdessen hatte er sein Diensttelefon auf die Küchentheke geworfen - er konnte behaupten, er habe die E-Mail erst am nächsten Morgen gelesen -, sein Privathandy eingesteckt, den Truck mit den Konserven und trockenen Lebensmitteln, die er auf Vorrat hatte, und einem Sammelsurium von anderen Sachen beladen, und dann war er zu Fanny und Rich hinübergefahren. Als Fanny der Idee schließlich zugestimmt hatte und sie seinen Land Cruiser beladen und das Boot angehängt hatten, war Annie eingeschlafen. Sie war kaum aufgewacht, als Mike sie in seinen Truck brachte - den Dienstwagen hatte er zusammen mit dem Diensthandy zu Hause gelassen, was ebenfalls zur Glaubwürdigkeit seiner Ausrede beitragen würde -, und er war dankbar, dass sie nicht gefragt hatte, warum sie mitten in der Woche wegfuhren und warum sie in Mikes Wagen und nicht bei Rich und ihrer Mutter war.

Die Bremslichter des Bootsanhängers leuchteten rot, und dann ging der Blinker an. Rich hatte gesagt, die BP-Tankstelle in Outing sei die letzte Tankmöglichkeit vor seinem Cottage. Mike stellte das Radio ein bisschen leiser. Es gab sowieso nichts

Neues, aber das, was die Nachrichten brachten, war auch genug: Delhi, Los Angeles, Helsinki, Rio de Janeiro ganz sicher und Nordkorea gab Anlass zu Vermutungen, aber wer wusste schon, was zum Teufel da vor sich ging? Weitere unbestätigte Berichte aus ländlichen Gegenden allenthalben: Schottland, Ägypten, Südafrika.

Mike war es egal, ob bestätigt oder nicht. Er hatte gesehen, wie diese gottverdammte Spinne aus Hendersons Gesicht gekrochen war, er hatte diese Spinne in ein Universitätslabor gebracht, wo ihn die Präsidentin der Vereinigten Staaten erwartet hatte, und dann war er nach Hause in ein Land geflogen, in dem das öffentliche Leben stillgelegt wurde. Schon vor Los Angeles und der Ansprache der Präsidentin war er kribbelig geworden.

Rich bog in die Tankstelle ein, und Mike fuhr seinen Truck auf die andere Seite der Zapfsäulen. Er schloss die Fahrertür vorsichtig, um Annie nicht zu wecken, aber sie rührte sich gar nicht.

Fanny ging Kaffee holen, und Rich sagte: »Bist du wirklich sicher, Mike?« Es klang nicht herausfordernd.

Der Hickhack, den es zwischen ihnen gegeben haben möchte, war für Rich mehr oder weniger zu Ende gewesen, als er und Fanny geheiratet hatten. Mike war es schwerer gefallen, die Animositäten beizulegen. Er hielt sich gern immer noch für den Stärkeren, aber das war er einfach nicht. Gelegentlich versuchte er noch, Rich zu verarschen, aber dies war nicht die richtige Gelegenheit, und das war ihm klar. Nein, er hatte mittlerweile großen Respekt vor Rich. Es sagte etwas über ihn, dass er zu

diesem Unternehmen bereit war – dass er sich, wenn der Exgatte seiner Frau zu unchristlicher Nachtzeit an seiner Haustür klingelte und verkündete, es sei Zeit, in die Berge zu flüchten, bereitwillig überzeugen ließ und Mikes Partei gegen Fanny ergriff.

»Nein, Rich. Wenn ich ehrlich sein soll, bin ich nicht sicher. Aber mir ist lieber, ich irre mich, statt jetzt nicht zu gehen.«

Rich nickte, und abgesehen von einem leisen Dankeschön, als Fanny mit dem Kaffee zurückkam, sagten die beiden Männer nichts mehr. Mike setzte sich wieder in seinen Truck und trank seinen Kaffee, während Rich auch den Tank an seinem Motorboot und die beiden Reservekanister füllte, die er auf Mikes Drängen mitgenommen hatte.

Von der Tankstelle aus fuhren sie noch fünfundzwanzig Minuten lang über gewundene kleine Nebenstraßen, und es war nach ein Uhr in der Nacht, als sie an der Bootsrampe ankamen. Als alles umgeladen war, ging Mike zu seinem Truck zurück. Er überlegte, ob er Annie einfach auf den Arm nehmen und zum Boot tragen sollte, aber dann rüttelte er sie sanft, bis sie aufwachte.

»Hör zu, Annie«, flüsterte er. »Bist du wach?« Sie nickte. Mike war zwar nicht ganz sicher, ob das stimmte, aber er musste darauf vertrauen, dass sie sich erinnern würde. »Du bleibst jetzt ein Weilchen hier, okay? Bei deiner Mom und Rich. Ich komme später. Mach dir keine Sorgen. Ich komme wieder.«

»Versprochen?« Ihre Stimme klang dünn und schlaftrunken, und es brach ihm fast das Herz.

Zwei Jahre zuvor, als ein Agent im Dienst

erschossen worden war und Annie es erfahren hatte, wollte sie sein Versprechen, dass er im Dienst immer seine kugelsichere Weste tragen würde. Das war ihm damals nicht wie ein Riesenproblem erschienen. Jetzt dagegen zögerte er. Konnte er ihr wirklich versprechen, wiederzukommen? Eigentlich hatte er keine Ahnung, was los war, und das machte ihm Angst. Aber als er sah, wie Annie ihn anschauten, wurde ihm klar, dass es darauf nicht ankam. Wichtig war nur, dass sie sich sicher fühlte.

»Versprochen, Prinzesschen. Ich verspreche, ich komme zu dir zurück. Ich komme dich holen, okay?«

Annie nickte, und er ging mit ihr zum Boot. Er konnte sie fast nicht loslassen.

»Noch was?«, fragte Rich.

»Ehrlich gesagt, ja.« Mike hob eine Reisetasche hoch. »Hier drin ist meine Reservepistole.«

»Mein Gott, Mike. Glaubst du, das ist wirklich nötig?«

»Ich hoffe nicht.«

»Ich weiß noch nicht mal, wie man mit einer Pistole umgeht«, stotterte Rich.

»Fanny weiß es. Ich hab's ihr beigebracht. Die Pistole ist für sie. Es ist eine Glock 27. Sie ist klein. In der Tasche sind zwei Schachteln Munition und ein Ersatzmagazin. Und da ist noch eine Schrotflinte. Die ist für dich. Morgen geht ihr raus, und du lässt dir von Fanny zeigen, wie man sie lädt, und dann schießt du ein paarmal, damit du ein Gefühl dafür kriegst.«

»Mike -«

»Rich!« Mike trat nah an ihn heran und senkte die Stimme. »Im Westen haben sie Quarantäne verhängt. Das Kriegsrecht wurde ausgerufen. Ich hab eins von

diesen Scheißbiestern aus Hendersons Gesicht kriechen sehen. Du hast meine Tochter hier. Verstehst du, worum ich dich bitte?«

Statt zu antworten, schaute Rich sich zu dem Boot um. Annie war an ihre Mutter gelehnt. Das Scheinwerferlicht des Trucks warf schräge Schatten, aber Fanny und Annie waren deutlich zu sehen.

»Ja. Ja, ich weiß, Mike.«

»Es ist ein Mossberg 500. Kaliber zwölf. Vier Schachteln Munition sind auch dabei. Du musst lernen, wie man damit umgeht. Es wird alles ausschalten, was du vor dir hast. Wie ein Feuerwehrschlauch. Die Ladung streut breit. Für größere Distanzen ist diese Munition Mist, aber zur Selbstverteidigung ist sie erstklassig. Du hältst den Lauf gerade und schießt.«

Mike reichte ihm die Reisetasche, und die beiden schüttelten einander die Hand. Als er danach zu seinem Truck zurückgehen wollte, hörte er, dass Annie ihn rief. Er ging noch einmal zurück.

»Wieso kommst du nicht mit, Daddy?«

»Ich muss arbeiten, okay?« Er beugte sich über die Reling ins Boot, und Annie stand auf und kam zu ihm. Sie schmiegte sich an ihn und drückte die Nase an seinen Hals. »Keine Sorge. Deine Mom und Rich passen auf dich auf.«

»Ich mach mir keine Sorgen um mich«, sagte sie.

Er drückte sie fester an sich. »Mit mir ist alles okay, Prinzesschen. Alles okay. Und ich komme dich bald abholen. Versprochen.«

## **American University, Washington, D.C.**

Melanie machte einen Satz, aber ihre Fingerspitzen streiften das Glas nur noch. Hilflos sah sie zu, wie es zu Boden fiel. Es war kurz vor zwei Uhr früh, und sie waren müde. Sie waren alle so müde.

Sie hatten die Spinne wohlbehalten in den Glasbehälter bekommen, aber Patrick hatte ihn dann zu nah an die Tischkante gestellt, und dann war Bark mit der Hüfte an den Tisch gestoßen. Der Glasbehälter wackelte. Einen Herzschlag lang sah es aus, als sei alles okay. Es war einer der Augenblicke, von denen Melanie sich wünschte, sie könnte ihn rückgängig machen. Denn es war nicht okay. Der Behälter kippte und fing an zu fallen, und Melanies Finger streiften knapp das Glas, bevor es über die Kante rollte, hinunterfiel und auf dem Boden zersprang. Das Klirren weckte die Wissenschaftler auf, und alle vier schrien und fummelten und versuchten, die Spinne wieder einzufangen. Doch die war schnell. Sie krabbelte fremdartig und flink am Tischbein herauf und über Julies Laborkittel auf Barks Hemd, und dann ...

Ein feiner Riss in Barks Haut. Ein Tropfen Blut. Die Spinne war weg. Sie war in ihm.

Sie hatten diese Spinne aus allen anderen ausgewählt, weil Julie bemerkt hatte, dass sie geringfügig anders gezeichnet war. Vorher hatten sie drei seziert und präpariert, die identisch waren, und

außerdem sieben, die von allein eingegangen waren, aber die hatten genauso ausgesehen. Die sieben, die - ohne ersichtlichen Grund - eingegangen waren, hatten sich nur in einer Hinsicht von den anderen unterschieden: Sie waren nahezu ausgetrocknet. Als hätten sie sich irgendwie aufgebraucht. Für Melanie ergab das wenig Sinn. Wie alles andere.

Die Idee war gewesen, die Spinnen normal zu füttern. Alle Spinnen in diesem Labor wurden nach einem strengen Plan mit Heuschrecken, Mehlwürmern und Insekten gefüttert. Aber für Insekten schienen diese Spinnen sich nicht zu interessieren. Von Anfang an waren sie auf Blut aus. Es war grotesk und faszinierend. Wie sie eine Ratte überwältigten und das Fleisch von den Knochen fraßen, erstaunte Melanie zutiefst. Es sah aus wie ein Zeitraffervideo, das auf schreckliche Weise schiefgegangen war. Sie hatten angenommen, diese Spinnen würden hinsichtlich ihrer Ermährungsbedürfnisse anderen Arten gleichen, die sie schon kannten, doch sie hatten sich geirrt. Diese Spinnen waren gefräßig. Und sie hatten keine Geduld.

Als sie aus dem Kokon kamen, waren sie gleich übereinander hergefallen und hatten sich in der Raserei des Schlüpfens gegenseitig gefressen, aber dann hatten sie ihre Aufmerksamkeit schnell den Ratten zugewandt. Gestern hatten die Wissenschaftler sie erneut gezählt, und auch wenn sie die toten mitzählten, fehlten drei. Nach einer kurzen Panik hatte Julie vorgeschlagen, das Video zurückzuspielen, und sie hatten Bilder gefunden, auf denen die Spinnen einander attackierten und

auffraßen. Die Spinnen, die von selbst gestorben waren, die ausgetrockneten, verbrauchten Exemplare, wurden nicht angerührt, aber jede lebende Spinne war offenbar als Jagdbeute akzeptiert.

Statt wieder eine einzelne Ratte hineinzuwerfen, beschloss Melanie, ihnen mehrere Ratten gleichzeitig zu geben, um zu sehen, was passierte. Die Spinnen waren offensichtlich erfreut. Die Geräusche hingegen waren ekelhaft: Nach kurzer Zeit waren nur noch ein paar Knochenhaufen übrig.

Und eine unversehrte Ratte.

Sie kauerte in einer Ecke des Insektariums, presste sich an die Glaswand und strahlte nacktes Entsetzen aus. Melanie befasste sich normalerweise nur wenig mit dem Gefühlsleben ihrer Ratten. Das konnte sie sich nicht leisten. Sie dienten der Wissenschaft oder, wie jetzt, als Futter, und sie wollte nicht jedes Mal eine moralische Krise bekommen, wenn sie zu arbeiten hatte. Aber anders war diese Situation hier nicht zu beschreiben: Die Ratte hatte Angst. Sie quiekte und zitterte und drückte sich in die Ecke, möglichst weit weg von den Spinnen. Die Spinnen ihrerseits ignorierten die Ratte, was Melanie bizarr fand. Die anderen Ratten hatten sie regelrecht inhaltert. Das Fressen hatte ausgesehen wie ein wildes Arachnoiden-Wrestling-Match, aber diese Ratte schien unsichtbar für sie zu sein.

»Julie«, sagte Melanie, »wie viele Ratten haben wir hineingeworfen?«

»Heute?«

»Nein, insgesamt. Wie viele?«

Julie scrollte durch eine Tabelle auf ihrem Tablet. »Neun. Nein. Zehn. Die erste mitgezählt und die, die wir jetzt reingeworfen haben, macht zehn Ratten.«

Patrick berührte behutsam die Scheibe vor der Ratte. »Glauben Sie, die Spinnen zählen mit, oder so was?«

»Oder so was«, wiederholte Melanie. »Warum lassen sie diese da in Ruhe?«

»Haben sie ja nicht«, sagte Bark. »Nicht ganz.«

Melanie sah ihn an. Er riss sich jetzt die meiste Zeit zusammen, nachdem sie die Affäre beendet hatte, aber besonders gesprächig war er nicht.

»Sie hat da eine Wunde«, sagte er. »Am Bauch.« Er zeigte durch die Glasscheibe.

»Moment«, sagte Patrick. »Uns fehlt noch eine Spinne.«

»Was soll das heißen, verdammt?« Melanie zupfte an ihrem Pferdeschwanz, und dann zog sie das Gummi herunter. Ihr Haar fühlte sich fettig an. Sie wusste nicht mehr, ob sie es nach der letzten Dusche wenigstens gebürstet hatte. »Julie, spul das Video noch mal zurück bis zu der Stelle, wo wir die neuen Ratten hineingeworfen haben.«

Sie schauten es auf Julies Monitor an, und dann noch einmal in Zeitlupe. Was fast wie eine Augenblickssache ausgesehen hatte, bot einen grässlichen Anblick, wenn die Geschwindigkeit auf ein Zehntel reduziert wurde: Die Spinnen sprangen schon in die Höhe, bevor die Klappe sich ganz geöffnet hatte, sie nahmen die Ratten im freien Fall in Empfang, und sie fraßen, bevor die Ratten den Boden des Insektariums erreicht hatten.

Bis auf *eine* Ratte und *eine* Spinne.

Es ging so schnell, und als die anderen Spinnen fraßen, herrschte ein solches Chaos, dass Melanie begriff, warum sie es übersehen hatten. Die Spinnen waren in Schwärmen über die anderen Ratten hergefallen, und ein einziges Exemplar hatte sich die überlebende Ratte vorgenommen. Aber diese Spinne hatte nicht gefressen. Sie war ... verschwunden? Nein. Die Ratte versperrte der Kamera die Sicht, aber das meiste konnten sie erkennen. Die Spinne sprang vorwärts, erzitterte kurz und war dann weg. Sie war im Körper der Ratte verschwunden.

»Spulen Sie noch mal zurück. Zeigen Sie mir ein klares Bild dieser Spinne, bevor sie sich in die Ratte bohrt.«

Julie fand das entsprechende Einzelbild und hielt das Video an.

Melanie wischte mit Daumen und Zeigefinger über das Display und zoomte näher heran. »Schauen Sie sich die Zeichnung am Leib an«, sagte sie. »Bedeutet das etwas?«

Ein paar Minuten lang beobachteten sie die anderen Spinnen, die sich im Insektarium bewegten, und dann entdeckte Bark eine, die genauso gezeichnet war.

Der Entschluss war schnell gefasst. Diese Spinne musste untersucht werden. Sie waren vorsichtig. Sie sonderten die speziell gezeichnete Spinne ab. Sie hielten sich genau an das Protokoll. Aber einen Glascontainer zu nah an die Tischkante stellen? Das war zu doof.

Menschliches Versagen kam immer vor.

Früher oder später. Aber immer.

Und jetzt war die Spinne fort. Klarrendes Glas.

Schreie. Blut. Fort.

Irgendwo in Barks Körper.

Julie notierte die Zeit. 01.58 Uhr.

## Highway 10, Kalifornien

*Ein Marine zu sein, dachte Kim, bedeutete manchmal nur, dass man mitfuhr.*

Zuerst hatte man sie nach Desperation geschickt, in das beschissenste Kaff diesseits von, na, überall, um dort so etwas wie ein Internierungslager einzurichten, und plötzlich, ein paar Minuten vor der Ansprache der Präsidentin, wurde die ganze Kompanie in einer Hauruckaktion von der Brigade abgezogen. Die ganze Kompanie, knapp hundertfünfzig Marines, wurde in die nagelneuen leichten Oshkosh-Mehrzweck-Kampffahrzeuge und die alten, von Sand verschlissenen Hummer verladen. Von der Quarantäne hörten sie erst im Radio, als sie die zehn Meilen zurück zum Highway über die Landstraße donnerten. Und als sie zum Highway kamen, standen dort bereits zwei M1-Abrams-Panzer - Panzer! - und blockierten den Verkehr. Niemand kam herein oder hinaus.

Der Captain ließ sie auseinanderschwärmen; die Panzer blieben auf der Straße, und die Oshkoshs und die Hummer holperten über den Straßenrand hinaus ins Gestrüpp, bis sie zu beiden Seiten der Straße ungefähr hundert Meter weit verteilt waren, weit genug, um jeden Autofahrer, der auf die clevere Idee käme, die Straßensperre zu umfahren, von diesem Gedanken abzubringen. Dass jemand es versuchen könnte, stand außer Frage. Die Zivilisten wurden

nervös. Es war jetzt nach zwei Uhr früh. Inzwischen staute sich der Verkehr seit Stunden – vielleicht bis zurück nach Los Angeles, vermutete Kim.

Quarantäne hin, Quarantäne her. Selbst nach draußen in Desperation, wo sie sich den Arsch aufgerissen und Zäune aufgestellt hatten, war durchgedrungen, was in L.A. los war. Anfangs hörte es sich im Radio so an, als wäre das alles auf ein Stadtviertel beschränkt, eine verrückte Panik wegen nichts. Leute, die überreagierten und dann einfach durchdrehten. Auf den Videos war nicht viel zu sehen gewesen: wacklige Bilder und viel Geschrei. Aber plötzlich war in allen Nachrichten – Internet, Fernsehen, Radio – nur noch von Spinnen die Rede gewesen. Spinnen, Spinnen, Spinnen. Spinnen schwärmt durch die Stadt, Spinnen fraßen hier und da Menschen und ließen andere in Ruhe, Spinnen wehten vom Himmel auf die Dächer herunter, Spinnen kamen aus den Abflüssen und krabbelten unter den Türen hindurch.

Private Goons erzählte, er habe von einem Cousin gehört, ganz Los Angeles stehe in Flammen. Niemand sonst wusste, ob das stimmte. Und dann schaukelte man sie von Desperation zum Highway, und Kim stand auf einmal mit einem .50er Maschinengewehr vor amerikanischen Staatsbürgern. Kims Trupp hatte eins der neuen Oshkosh-Kampffahrzeuge erwischt, und sie standen links außen am äußersten Rand im Staub zwischen Gestrüpp und Gras. Anfangs hatte sie es lächerlich gefunden. Da standen Panzer auf der Straße. Wer würde versuchen, an denen vorbeizukommen? Mussten sie wirklich hier in der Pampa stehen? Aber

als es Abend wurde, kam Kim allmählich der böse Verdacht, dass zwei Panzer, ein paar Hummer und Oshkoshs vielleicht nicht genügen würden, wenn all diese Leute entscheiden sollten, sie interessierten sich nicht für die Quarantäneanordnung der Präsidentin.

Das weiße Gleissen der mobilen Flutlichtmasten reichte ungefähr zweihundert Meter weit, aber oben auf ihrem Wagen am äußeren Rand der Straßensperre konnte Kim sehen, dass die Reihe der Autoscheinwerfer ins Endlose zu reichen schien. Es hatte Radiodurchsagen gegeben, und der Captain hatte ein paar Mann losgeschickt, die dafür sorgen sollten, dass die Autofahrer von der Straßensperre wussten, damit sie wendeten und wieder nach Hause fuhren. Aber das hatte alles nur noch weiter vermasselt: Wegen des Staus vor der Straßensperre hatten die Leute versucht, zu wenden und auf der falschen Fahrbahnseite über den Highway zu fahren, und jetzt war die Straße in beiden Richtungen verstopft. Niemand kam voran. Niemand konnte zurück. Der einzige Ausweg führte vorbei an den Panzern, vorbei an den Hummern und den Oshkoshs, vorbei an Kim und ihrem Maschinengewehr. Und sie hatten Befehl, niemanden durchzulassen. Nicht gut.

Irgendein Schnösel mit einem schwarzen BMW-Roadster, dem dritten Wagen von vorn, kam schätzungsweise zum fünften oder sechsten Mal zu Captain Diggs, um zu diskutieren, und Kim musste unwillkürlich lächeln, als sie sah, wie der Mann zurück zu seinem Wagen eskortiert wurde. Sie lockerte ihren Griff vom .50er Maschinengewehr. Sie hatte eine alte Patronenhülse als improvisierte

Sicherung unter den Flügelabzug geklemmt, aber trotzdem, immerhin konnte das Browning M2 fünfhundert Schuss pro Minute ausspucken. Es war eine Sache, jemanden in einem Kriegsgebiet in Übersee versehentlich auszupusten, aber Kim wollte nicht diejenige sein, die aus Versehen einen Zivilisten umnietete.

»Kaugummi?« Elroy streckte die Hand aus dem Truck. Kim griff zu und nahm einen Streifen.

»Gibt's was Neues?«

Elroy schob den Kopf aus der Fahrerkabine und zeigte ihr sein Telefon. »Kein Netz, und jetzt ist auch noch der Akku platt, also nein, nichts Neues. Nur das, was du im Radio hörst.«

Zehn Meter neben ihrem Fahrzeug am Rand der Sperre konnte Kim den Hummer mit Sue sehen. Die Hummer waren nicht im besten Zustand. Sie hatten harte Einsätze in der Wüste hinter sich, und die Army ließ sich Zeit mit der Ausmusterung. Aber Kim zerbrach sich nicht den Kopf über das daraus resultierende Sicherheitsrisiko. Sprengfallen waren in Südkalifornien kein Thema. »Sue«, rief sie hinüber. »Habt ihr was?«

Bevor Sue antworten konnte, hörte Kim die Durchsage über Funkgerät.

»Weißer SUV verlässt die Absperrzone. Truppführerin Lance Corporal Bock, auf Ihrer Seite. Copy.«

»Copy«, bestätigte Kim.

Hinten in der Schlange der Fahrzeuge, vielleicht fünf- oder sechshundert Meter weit entfernt, sah sie einen weißen SUV, der den Stau verlassen hatte und sich vom Highway herunter ins Gelände schlich. Das

war bereits vorher hier und da passiert, hauptsächlich Trucks und SUVs. Fahrer wollten sehen, was der Grund für den Stau war, und kehrten danach zurück an ihren Platz, sobald sie sahen, dass sie nicht weiterkamen. Manche ließen die ganze Zeit den Motor laufen, und gelegentlich hörte Kim Musik, die von ferne heranwehte. Aber die meisten Leute hatten den Motor abgestellt, und das war gut. Das Letzte, was sie hier gebrauchen konnten, waren Autos mit leerem Tank. Anscheinend hatten die meisten sich damit abgefunden, hier warten zu müssen. Im Laufe des Abends waren vereinzelte Fahrzeuginsassen ausgestiegen, hatten Dehnübungen gemacht, sich auf die Motorhaube gesetzt, und zwei hatten ein Frisbee geworfen. Jetzt, um zwei Uhr morgens, war es still. Die Leute hatten die Sitzlehnen zurückgeklappt und schliefen in ihren Autos – eine Schlummerparty auf dem Highway. Aber der Fahrer des weißen SUV schlummerte nicht, und er fuhr auch nicht wieder zurück in die Schlange. Er fuhr im weiten Bogen, fünfzig Meter, sechzig, auf sie zu. Schnell.

»Truppführerin, wenn das Fahrzeug versucht, die Sperrre zu umgehen, feuern Sie.«

Sie drückte auf die Sprechaste. »Sir? Das ist ein Zivilist.«

Kurze Pause. Dann: »Truppführerin, richten Sie zur Warnung einen Feuerstoß auf den Boden vor dem Fahrzeug.«

»Jetzt?«

»Positiv.«

Kim atmete durch und nahm dann den weißen SUV ins Visier. Er fuhr stetig weiter, wirbelte Staub auf

und kam schräg auf sie zu. Wenn er nicht anhielt, würde er ganz sicher an ihr vorbeifahren. Jetzt war er vielleicht noch hundertfünfzig Meter von ihr entfernt. Sie zielte sicherheitshalber zehn Meter vor ihm auf den Boden, schob die Hülse unter dem Abzug weg und gab dann einen Fünf-Schuss-Feuerstoß ab. Es war eine Weile her, dass sie mit dem .50er geübt hatte, und sie hatte vergessen, wie laut es war. Das Mündungsfeuer war hell wie die Sonne, und die Kugeln glichen einem Leuchtpurgeschoss, aber weder das Licht noch der Lärm schien zu wirken. Der SUV hielt nicht an. Er wurde nicht mal langsamer.

Kim zögerte.

»Truppführerin.«

Sie hatte den Finger am Abzug.

»Bock. Schalten Sie ihn aus.«

Diesmal zielte Kim nicht vor den SUV, sondern direkt auf den Motorblock. Dann drückte sie ab.

## Desperation, Kalifornien

Präzise Gesichtserkennung - mit der man eine Person herausfiltern konnte, die sich in einer Menschenmenge bewegte - war immer noch Stoff für Film und Fernsehen, aber einen Gewehrschuss registrieren konnte man schon seit vielen Jahren. Als Lance Corporal Kim Bock auf den Abzug ihres .50er Maschinengewehrs drückte, schickten die überirdischen Audiosensoren vor Shotguns Haus ein Signal an das Tablet auf seinem Nachttisch. Nur ein kleines *ping*. Nicht mal laut genug, um Fred auf der anderen Seite des Bettes zu stören, aber es genügte, um Shotgun zu wecken. Er zog T-Shirt und Jeans an und ging in die Küche. Gordo saß am Tisch im Lichtkreis der Lampe, die über ihm hing.

»Kannst du nicht schlafen?«

Gordo blickte von seinem Computer auf. »Nicht so richtig. Es sieht übel aus, Shotgun. Richtig übel.«

Shotgun nickte. »Yep.«

Gordo schwieg und überlegte. Dann zuckte er die Achseln. »Ich muss sagen, ich bin froh, dass wir das getan haben. Dass Amy und ich rübergekommen sind. Ich glaube, wir werden eine ganze Weile hier warten müssen.«

»Draußen wurde geschossen.«

Gordo richtete sich auf. »Was? Im Ernst?«

»Großes Kaliber. Militär.«

»Bist du davon wach geworden?«

»Ja«, sagte Shotgun und schüttelte dann den Kopf. »Ja, aber es ist nicht nur das. Ich werde alles noch mal kontrollieren. Hier unten sind wir sicher. Alles außer einem direkten Treffer durch eine bunkerbrechende Rakete kann uns gar nichts ... aber das weißt du ja.«

Gordo wusste es. Zusammen kontrollierten sie die bombensicheren Türen, und sie vergewisserten sich, dass alles verschlossen und versiegelt war. Von draußen würde kein beiläufiger Beobachter - und kein Soldat, der die Absicht hatte, Zivilisten zwangsweise zu evakuieren - auf die Idee kommen, dass sich unter Shotguns Haus ein kompletter Bunker befand.

Sie waren wohlbehalten und sicher unter der Erde. Sie konnten eine ganze Weile warten, bevor sie die Köpfe wieder hinausstreckten.

## Das Weisse Haus

Manny saß zusammengesunken auf einem Stuhl. Es gab einen Punkt – und er wollte nicht zugeben, dass er diesen Punkt erreicht hatte –, an dem Coke light kaum noch half. Es waren zwei harte Tage gewesen. Er hatte erwartet, dass die Reaktionen auf die Einstellung des Flugverkehrs das Schlimmste sein würden, aber im Vergleich zu dem, was anschließend passiert war, erschien es wie ein Klacks.

Nach Stephs Ansprache am vergangenen Abend hatte er ein paar Minuten lang geglaubt, es werde alles gutgehen. Die Inder berichteten, dass die Spinnen anscheinend absterben. Ohne Grund. Sie gingen einfach ein. Delhi war übersät von toten Spinnen. Haufen, Berge von Spinnen. Hunderttausende, Millionen von toten Spinnen, wie Meereswellen, die ans Ufer gerollt und dort erstarrt waren. Manny hatte Aufnahmen aus einem Hubschrauber gesehen. Der Wind von den Rotoren hatte die Spinnen aufgewirbelt, und Spinnenleichen waren durch die Luft geweht.

Einen Moment lang hatte er sich also gestattet, zu glauben, es werde so einfach sein. Die Spinnen würden absterben, genau wie Zikaden. Melanie hatte die periodischen Zikadenschwärme als potentiellen Vergleich angeführt, und Manny hoffte, dass sie recht gehabt hatte. In der Umgebung von Washington D.C. schlüpften die Zikaden der Brut II

und Brut X in einem Zyklus von siebzehn Jahren. Zuletzt waren sie 2013 bzw. 2004 erschienen. Vielleicht würden die Spinnen es genauso machen, sie würden nach ein paar Wochen verschwinden wie die Zikaden und nur leere Hülsen zurücklassen.

Aber so einfach war es nicht. Die Spinnen in Delhi mochten sterben, in Los Angeles drehten sie erst so richtig auf, und dann waren kurz nacheinander Berichte aus Helsinki, Rio de Janeiro, dem Libanon, Südafrika und Russland gekommen. Das alles ergab keinen Sinn mehr. In Washington dämmerte der Morgen, und die ganze Welt ging aus den Fugen. Was sollte er tun? Derzeit behandelten sie es wie eine Grippepandemie. Mit einer Grippepandemie hätte er wenigstens etwas anfangen können. Aber Spinnen?

Was er wirklich brauchte, war ein Nickerchen. Fünf Minuten. Fünf Minuten, um die Augen zu schließen und den Lärm im Raum vergehen zu lassen. Fünf Minuten, um die Reset-Taste zu drücken. Fünf Minuten Schlaf.

Er bekam dreißig Sekunden.

China.

Verfluchte. Scheiße. *Fuck*.

China.

Alle standen still da und beobachteten die leuchtenden Ballone auf dem Satellitenbild. Ein Raum voll hoher Offiziere. Zwei-Sterne-, Drei-Sterne-, Vier-Sterne-Generäle. Der Verteidigungsminister, die Nationale Sicherheitsberaterin, der Außenminister, der Direktor der Homeland Security. Verdammt, die Präsidentin. Dreißig oder vierzig Referenten und Assistenten einschließlich Manny, und alle starrten

auf den Bildschirm und sahen etwas, das aussah wie ein kleines Feld in West-China, auf dem wunderschöne Blumen aufblühten: eine Kette von Atomexplosionen, die von der Mongolei bis Nepal reichte. Kein menschliches Geräusch war im ganzen Raum zu hören, nur das unablässige Zirpen und Zwitschern und Klingeln von E-Mails und SMS-Nachrichten und Anrufen, die unablässig eintrudelten.

»Was zum Teufel ...«

Manny wusste nicht, wer das Schweigen durchbrochen hatte, aber jetzt brandete eine Flut von lauten Stimmen auf. Zuerst: Leugnen. Nie im Leben waren das Atombomben. Dann die Bestätigung: Atomexplosionen. Die Chinesen hatten soeben ein Drittel ihres Landes absichtlich vernichtet. Schließlich: neuerliche Stille. Die Stille kam langsam und war plötzlich da. Alle drehten sich um und schauten Stephanie an, die Präsidentin der Vereinigten Staaten. Und niemand brauchte die Frage zu stellen. Sie lag in der Luft. Sie war überall. *Was zum Teufel machen wir jetzt?*

Es war kein guter Augenblick, um einen Anruf entgegenzunehmen, aber als Steph anfing, mit lauter Stimme Befehle zu erteilen - Kabinettsmitglieder in den Konferenzraum, Alarmstufe Rot für das Militär -, und der Raum sich mit Lärm und Chaos füllte, warf Manny einen verstohlenen Blick auf das Display und sah Melanies Namen.

Er drückte das Telefon fest ans Ohr und wölbte eine Hand vor seinen Mund. »Ich bin im Moment ziemlich beschäftigt.«

»Manny«, sagte sie, »du verstehst nicht. Es ist

schlimmer, als ich dachte.«

Manny rieb sich die Augen. Bestimmt hatte er sich verhört. Schlimmer? Wie konnte es schlimmer sein? China würde für die nächsten tausend Jahre leuchten. Los Angeles war ein Kriegsgebiet, und seine Exfrau war am Telefon und sagte, es sei alles noch schlimmer? Er sprang auf und winkte einem Assistenten, er solle seine Sachen zusammenpacken, damit er Steph folgen könne. »Okay.«

»Okay?«

»Okay«, sagte er. »Ich glaube, dir ist nicht klar, wie ungünstig die Gelegenheit für eine Plauderei ist. Du hast mir schon gesagt, dass diese Spinnen dazu fähig sind, zu fressen. Was ist jetzt noch schlimmer?« Er warf einen kurzen Blick auf einen Bildschirm mit Livebildern von einem Satelliten. Die Bilder waren stark verrauscht, aber man konnte fast ganz China erkennen, und selbst aus dieser großen Entfernung bot der Rauch, der Staub, der Dampf, oder was Atomexplosionen sonst hinterlassen mochten, einen schrecklichen Anblick.

»Okay. Hör mir zu. Das Timing macht keinen Sinn, verstehst du? Sie schlüpfen und sind komplett ausgewachsen, und sie fressen wie Heuschrecken. Alles ist beschleunigt.«

»Was ist beschleunigt?«

»Alles. Die sind wie Raketen. Sie fressen, bis sie ausgebrannt sind. Das ist in Delhi passiert. Und es wird auch in Los Angeles bald passieren.«

Manny wurde aufmerksam. Hatte er recht gehabt. »Soll das heißen, sie sterben einfach ab? Wie lange dauert es denn noch?«

»Nein, du verstehst nicht. Ich habe mich geirrt. Als

ich sagte, sie sind programmiert, um zu fressen, habe ich mich geirrt. Sie sind Kolonisten.«

»Was soll das heißen?«

»Das soll heißen, einige von ihnen fressen. Aber andere legen Eier, und der Zyklus ist ebenfalls beschleunigt. Sie schlüpfen schnell.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich einen neuen Eierkokon vor mir sehe. Ich bin absolut sicher, das Ding ist nicht mehr als ein paar Stunden alt, aber so sieht es definitiv nicht aus. Es sieht aus, als würden die Jungen sehr bald schlüpfen.«

»Was? Wo bist du?«

»National Institute of Health. In Bethesda.«

Manny trat hinaus auf den Flur und folgte den Scharen von Anzügen und Uniformen. Er sah Steph. Sie hielt Ben Broussards Arm fest und redete im Gehen mit ihm.

»Im Staatlichen Gesundheitsinstitut? Wieso bist du da?«

»Du hast mir Carte blanche gegeben. Und wir brauchten einen Chirurgen und eine Klinik mit einer Bio-Quarantäneeinheit. So was haben nur vier Häuser im ganzen Land. Die anderen drei sind das Emory University Hospital in Atlanta, das Medical Center der University of Nebraska und das St. Patrick Hospital in Missoula, Montana. Bethesda, Maryland, schien daher eine naheliegende Wahl.«

»Warum hast du mich nicht angerufen?«, fragte Manny. »Nein, schon gut. Ist nicht wichtig. Aber wieso brauchst du einen Chirurgen? Moment mal – was? Bio-Quarantäne? Bitte sag nicht, diese Biester verbreiten auch noch eine Krankheit.«

»Nein, sie sind keine infektiösen Krankheitsüberträger.« Sie stockte. »Das wäre ja der Ober-GAU, oder? Wenn die auch noch die Pest verbreiten würden? Nein. Ich glaube, das muss man nicht befürchten, aber wir wollten nicht in eine normale Klinik gehen. Stell dir vor, der Kokon bricht auf, und eine Spinne - was weiß ich? - haut durch einen Lüftungsschacht ab oder so. Deshalb die NIH.«

»Will ich immer noch wissen, warum du einen Chirurgen gebraucht hast? Nein«, sagte er und beantwortete sich die Frage selbst. »Wahrscheinlich will ich es nicht wissen, aber okay, ich muss wohl fragen: Warum hast du einen Chirurgen gebraucht?«

»Weil der Eierkokon in einem meiner Studenten war.«

## **National Institute of Health, Bethesda, Maryland**

Melanie schaute auf Bark hinunter, der bewusstlos und aufgeschnitten auf dem Operationstisch lag. Zunächst waren sie erleichtert gewesen. Der Chirurg hatte Barks Bauchraum geöffnet, und die Spinne war herausgefallen. Das Biest war tot. Aufgebraucht sozusagen, soweit Melanie es erkennen konnte, genau wie die, die ohne erkennbaren Grund im Labor verendet waren. Oder wie die Spinnen, die in den Straßen von Delhi zusammengekehrt wurden. Und bald hoffentlich auch die in Los Angeles. Aber die Erleichterung war nur von kurzer Dauer, denn wie es aussah, war die Verausgabung der Spinne daraus resultiert, dass sie in Barks Bauchhöhle einen Eierkokon produziert hatte. Und er sah aus wie der, den man ihnen ins Labor geschickt hatte, nur dass er nicht kalzifiziert war.

Die Seidenhülle fühlte sich höllisch klebrig an, das ganze Ding war warm und summte. Der Arzt machte ein entsetztes Gesicht, und eine der Schwestern hatte versucht, aus dem OP zu laufen, bevor ihr einfiel, dass sie in einer Bio-Quarantäneeinheit war, die verhüten sollte, dass Krankheiten sich ausbreiteten, neben denen Ebola aussah wie ein Kinderschnupfen. Ein- und Ausgänge waren durch Luftschieleusen und alle möglichen Dekontaminationskammern gesichert. Melanie

dagegen konnte nicht anders: Sie legte eine vom Gummihandschuh geschützte Hand auf den Kokon. Sie wusste, eigentlich sollte sie ausrasten. Sie und Bark hatten bis zu dieser Woche regelmäßig miteinander geschlafen, und jetzt lag er hier, und die Spinne spielte Verstecken in seinem Bauch, so dass man ihn betäuben und aufschneiden hatte müssen. Und ein Teil ihrer selbst rastete tatsächlich aus, das spürte sie. Ein kleines Stückchen Melanie wollte schreiend hinausrennen wie diese OP-Schwester, aber dieses Stückchen wurde überstimmt von dem Teil, der sich bemühte, das Rätsel zu ergründen.

Durch den Gummihandschuh fühlte sie, wie der Kokon pulsierte. Ihre andere Hand hielt das mittlerweile warme Telefon an ihr Ohr. »Manny?«

»Sorry«, sagte er. »Ich hab nicht ... Okay. Warum ist ein Kokon in deinem Studenten?«

Sie gab ihm einen kurzen Bericht. Wie der Glasbehälter heruntergefallen und zerbrochen war. Wie die Spinne durch Barks Haut geschlüpft war, als wäre sie fast nicht vorhanden. Die Panik, bevor sie sich damit abgefunden hatten, dass ihnen nichts anderes übrigblieb, als sie herauszuholen. Der rasende Transport zu den NHI und die Secret-Service-Agenten, die mit blitzenden Dienstmarken gefuchtelt, herumgeschrien und alle Bürokratie beiseitegefeigt hatten.

»Bist du nicht froh, dass du mir ein paar dunkle Anzüge und Stephs Presidentialanordnung dагelassen hast?«, fragte sie, aber der Scherz zündete nicht. Dies war nicht der Augenblick für Scherze. Doch sie wusste nicht, wie sie sich sonst verhalten sollte.

»Fressen und brüten«, sagte Manny.

»Und es gibt ein Muster«, sagte sie und nahm die Hand von dem Kokon.

Julie trug einen OP-Anzug, und Melanie sah zu, wie sie und der Chirurg anfingen, die Seidenstränge zu durchtrennen, mit denen der Kokon in Barks Bauchhöhle befestigt war. Sie hatten ein Insektarium aus dem Labor mitgebracht und legten den Kokon hinein, kaum dass er aus Bark herausgeholt war.

»Das haben wir an den Spinnen und den Ratten im Labor beobachtet, und dann hat Patrick, einer meiner Studenten, es auf einem Video aus Los Angeles gesehen. Die Fresser halten sich von den Wirten fern. Die sind irgendwie markiert. Das hat einen doppelten Zweck: Die Wirte sind sowohl ein Ort, an dem die Eier untergebracht werden können, als auch ein Vehikel für die Ausbreitung der Kolonie. Ein Mensch – vermutlich auch ein Tier – kann mit den Eiern im Körper umherwandern, bis sie ausschlüpfen. Wer immer der Wirt ist, kann die Eier wahrscheinlich über größere Distanzen transportieren, als die Spinnen es selbst tun könnten. Den Flugverkehr einzustellen war somit eine sehr kluge Maßnahme.«

Manny sagte ein paar Sekunden lang gar nichts. Melanie hörte Geräusche bei ihm im Hintergrund, und ihr wurde klar, während sie in ihrem Labor es nur mit einer Handvoll Spinnen zu tun hatten, kam Manny die Aufgabe zu, Steph dabei zu helfen, mit *allen* Spinnen fertigzuwerden. Sie war Akademikerin, Manny Politiker, und er befasste sich mit der wirklichen Welt manchmal ganz anders als sie.

»Es sieht übel aus da draußen, was?«, murmelte sie. »Wir erfahren längst nicht alles, oder?«

»Melanie«, sagte er. »Mel.« Und in diesem Augenblick war sie wirklich beunruhigt. Er nannte sie fast niemals Mel. Das letzte Mal war es dazu gekommen, als er ihr die Scheidung vorgeschlagen hatte. »Ich habe dich kürzlich gebeten, ins Weiße Haus zu kommen und uns ein paar Fragen zu beantworten. Aber jetzt *musst* du kommen.«

»Okay. Was für Fragen?«

»Zum Beispiel, wie man sie töten kann.«

## **CNN Center, Atlanta, Georgia**

Teddie spulte das Video vor und zurück und schaute es sich wieder und wieder und wieder an. Da war ein Muster. Sie war ganz sicher.

## Minneapolis, Minnesota

Leshaun sah beschissen aus, aber Mike war froh, ihn zu sehen. Nachdem er Annie mit Rich und Fanny an der Bootsrampe abgesetzt hatte, war er nach Hause gefahren, um sein Diensthandy und Dienstwagen zu holen und danach ins Büro zu düsen. Er kam als Letzter dort an.

Der Bürochef hatte eine uninspirierte Ansprache gehalten, ihnen den landesweiten Einsatzbefehl übermittelt und dann mitgeteilt, die Waffenkammer sei geöffnet. »Rüsten Sie sich aus«, sagte er. »Großstadtunruhen, im Wesentlichen. Das ist das Modell, nach dem wir vorgehen. Wir haben hier vor Ort noch keinen Grund zur Besorgnis, und deshalb sind wir lediglich den örtlichen Polizeibehörden dabei behilflich, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Es geht nur darum, dass hier niemand in Panik gerät.«

»Genau«, sagte Leshaun so leise, dass nur Mike ihn hören konnte. »Panik verhindern wir am allerbesten, indem wir mit Maschinenpistolen herumlaufen.«

Aber er und Mike taten, was alle taten: Sie zogen Panzerwesten unter die dienstlichen Windjacken, holten sich M4-Karabiner, Remington-Model-870-Pumpguns, Ersatzmagazine, Clips und lose Munition, legten alles in Mikes Dienstwagen und fuhren durch die Gegend.

Es war irgendwie langweilig.

»Bist du sicher, dass du fit genug bist?«, fragte Mike. Leshaun hatte seine Sitzlehne zurückgeklappt und die Augen geschlossen, aber er schlief nicht.

»Im Grunde ist doch hier nichts los. Ich meine, die Berichte aus Los Angeles hören sich an wie ein unglaublicher, dystopischer Albtraum, aber das gute alte Minneapolis? Das Schlimmste, das hier passiert, ist vermutlich der baldige Beginn des Berufsverkehrs. Seien wir ehrlich: Wir sind hier immer noch im Mittleren Westen«

Leshaun lachte. Er stammte aus Boston und war jederzeit bereit, darüber zu lachen, wie langweilig der Mittlere Westen sein konnte. »Mir geht's gut. Der Arm ist okay. Die Rippen tun noch weh, aber das tun sie so oder so. Also kann ich auch unterwegs sein.«

Während der nächsten halben Stunde redeten sie nicht viel. Sie machten eine Kaffeepause. Dann zeigte Mikes Handy einen Anruf des Bürochefs an.

»Wenn Sie diese Art von Spinne noch mal sehen würden, könnten Sie sie wiedererkennen?«

Mike schauderte. Wahrscheinlich würde er sie nie mehr vergessen. »Ja, Sir.«

»Da ist eine tote Spinne gemeldet worden. Genau genommen haben wir eine Million Anrufe wegen Spinnen bekommen, aber hier ist es vielleicht ein bisschen anders. Fundort ist nur zwei Straßen weit von der Stelle entfernt, wo Hendersons Flugzeug aufgeschlagen ist.«

Mike stellte sein Telefon in den Becherhalter in der Mittelkonsole und schaltete die Sirene ein. Es war eine kurze Fahrt quer durch die Stadt. Noch war nicht viel Verkehr, und die Blinklichter machten den Weg frei.

Das Gebäude, in dem die Spinne sein sollte, war das Lagerhaus einer Firma für Installationsbedarf. Davor standen zwei schwarz-weiße Streifenwagen, und zwei Cops lehnten daran und rauchten. Sie winkten Mike und Leshawn zu, als die beiden an ihnen vorbeigingen. Im Lagerhaus folgten sie dem Geräusch von Stimmen, bis sie auf zwei weitere Polizisten stießen, die mit einer Frau Mitte fünfzig in Zivilkleidung zusammenstanden.

»Ich habe es sofort gemeldet, nachdem Juan mich angerufen hatte«, sagte sie. »Juan leitet den Nachtdienst. Wir stellen die meisten Bestellungen nachts zusammen, damit die Kunden sie gleich morgens früh abholen können. Da ist sie.« Sie streckte den Finger aus.

Mike hielt sich am Regal fest, damit er das Gleichgewicht nicht verlor, während er sich vorbeugte. Die Schnittverletzung an seiner Hand war immer noch unangenehm. Tatsächlich waren sie beide nicht in allerbester Form, er mit der Wundnaht an der Hand, und Leshawn mit gebrochenen Rippen und einer Schusswunde am Arm. Aber man arbeitete mit dem, was man hatte.

Kein Zweifel, es war die gleiche Spinnenart.

»Aber das hier ist ein Lager«, sagte die Frau. »Wir haben hier immer Spinnen und Mäuse und gelegentlich auch ein Eichhörnchen. Wenn in den Nachrichten nicht so viel darüber geredet würde – ich weiß nicht, ob ich angerufen hätte. Und dann sind da ja auch noch diese scheußlich aussehenden Kokon-Dinger.«

Mike sah sie an. »Was?«

»Ach, da um die Ecke. Sie sehen aus wie Kokons.«

Mike, Lashaun und die beiden Cops folgten der Frau. Sie hatte eine Taschenlampe und richtete den Lichtstrahl zu den Deckenträgern hinauf. Dort hing ein ganzes Netz von Spinnweben. Und vom Boden aus sah Mike mindestens drei Kugeln der Größe von Softbällen. Es dauerte eine Sekunde, bis er wusste, wie sie aussahen: wie unversehrte Versionen des aufgebrochenen Kokons in dem Labor in Washington.

Das war nicht gut.

## Highway 10, Kalifornien

Der SUV qualmte noch ein bisschen.

Kim war mächtig erleichtert, dass die beiden Insassen, zwei junge Männer, die mit erhobenen Händen aus dem Wagen gesprungen waren, zu Tode erschreckt, aber anscheinend unverletzt wirkten. Der Captain ließ beide festnehmen und in das zeitweilige Internierungslager am Rand von Desperation zurückbringen. Vielleicht zehn Minuten, nachdem Kim ihre Maschinengewehrsalve abgefeuert hatte, bemerkte jemand, dass der weiße SUV brannte. »Lasst es brennen«, sagte der Captain. »Vielleicht hindert es den nächsten Idioten daran, an der Straßensperre vorbeizufahren. Zumindest, bis wir anfangen, alle vom Highway runter ins Camp zu bringen.«

Es war inzwischen Morgen geworden, und sie hatten angefangen, den Verkehr umzuleiten. Kim wusste nicht, warum sie die Leute nicht einfach zurückschickten, aber Honky Joe meinte, wenn es in Los Angeles so übel war, wie es sich anhörte, dann könne man sie nicht zurückschicken, aber man könne sie eben auch nicht einfach aus der Quarantänezone hinausfahren lassen. Daher die Drahtzäune und die provisorischen Sammelpferche. Beziehungsweise, wie Honky Joe es ausdrückte: »Betrachtet es als kurzfristiges Flüchtlingslager.«

Die Sonne war eine wütende Verheißung der

kommenden Tageshitze. Eine dünne Rauchfahne kräuselte sich aus dem brennenden Blechklumpen, der noch ein paar Stunden zuvor ein SUV gewesen war. Die Marines hatten die Straße zu dem Camp vor Desperation geöffnet, und vom Fahrersitz ihres Oshkosh aus konnte Kim sehen, dass jeder Fahrer, jeder Beifahrer einen Blick auf das rauchende SUV-Wrack warf, als sie vom Highway herunterfuhren.

Kims Trupp und alle anderen - auch die beiden Panzer - hatten Befehl, ihre Stellung zu halten. Andere Hummer und Oshkoshs säumten im Abstand von jeweils ungefähr hundert Metern die Strecke zum Internierungslager, aber das schien kaum nötig zu sein. Als die Fahrzeuge sich einmal in Bewegung gesetzt hatten, waren die Leute offenbar so froh, vom Highway herunterzukommen, dass niemand fragte, wohin es denn jetzt gehen sollte. *Die Amerikaner, dachte Kim, waren wie Schafe.* Seit einer Stunde lenkten sie den Verkehr zu den Sammelpferchen bei Desperation, und nur einmal war gemeldet worden, dass ein Wagen versucht hatte, aus der Reihe auszubrechen. Allenfalls herrschte unter den Zivilisten eine Art Festtagsstimmung. Schön, beim Anblick des rauchenden SUV hatten sie ein bisschen erschrocken ausgesehen, aber die meisten Leute winkten und lächelten den Marines zu, als sie vorbeifuhren. *Man hatte ihnen beigebracht, Soldaten als Helden zu betrachten, selbst wenn sie, dachte Kim, im Moment hauptsächlich als Verkehrspolizisten arbeiteten.*

Sie hatte die Fenster des Fahrzeugs geöffnet, aber es roch immer noch ziemlich streng nach Füßen, Ärschen und Eiern. Duran saß auf dem Beifahrersitz

und hatte irgendwo ein Ladegerät für sein Telefon aufgetrieben. Er las die Nachrichten, ein ziemlich frustrierendes Unterfangen angesichts des beschissenen Mobilfunknetzes hier draußen. Elroy saß oben am Maschinengewehr, und Mitts pennte hinten. Sonst gab es nicht viel zu tun außer zuzusehen, wie der Verkehr quälend langsam auf die Nebenstraße kroch. Aber was genau hatte das Militär vor, wenn alle Autos dort wären? Und wie lange sollte diese Quarantäne dauern? Auf diesem Highway mussten doch sicher - wie viele? vierzig- bis fünfzigtausend Leute im Stau stehen? Oder noch mehr?

Kim warf noch einmal einen Blick hinüber auf das Wrack des SUV und betrachtete die Pockennarben, die die Kugeln in der Motorhaube hinterlassen hatten. Sie konnte immer noch nicht fassen, dass niemand zu Tode gekommen war. Bei dem Gedanken wurde ihr flau. Sie hatte gelernt, das Feuer auf feindliche Einheiten zu richten und zu schießen, bevor jemand nah genug herankommen konnte, um eine Autobombe zu zünden. Das war die Welt, in der das Militär lebte. Aber nie hatte sie damit gerechnet, auf heimatlichem Boden derart operieren zu müssen. Sie war bei den Marines, um Amerikaner zu beschützen.

»Jetzt reden sie auch von Japan.«

Kim schaute hinüber zu Duran. »Tokio?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Den Namen des Ortes hab ich noch nie gehört. Irgendwo auf dem Land, in den Bergen.«

»Was ist mit Los Angeles? Irgendwas Neues?«

»Nichts. Telefone, Satelliten, das ganze Zeug ist

überlastet. Ich meine, es gibt was, aber es ist alles irgendwie lückenhaft. Vermutungen, nichts als Vermutungen.«

Kim sah sich nach Mitts um, aber der schlieft immer noch tief. Sein Mund stand offen, und ein leise wimmerndes Schnarchen kam heraus. »Also weiß im Grunde niemand, was los ist?«

Duran legte sein Telefon oben auf das Armaturenbrett. »Das ist das Militär. Irgendjemand weiß wahrscheinlich, was los ist, aber wir werden lange warten müssen, bis man diese Informationen an die Soldstufe E-1 weitergibt.«

»Yeah, schön, aber ich bin Soldstufe E-3. Da ich also unendlich viel höher stehe als du«, sagte sie scherhaft, »werde ich es ganz sicher zuerst erfahren.« Sie freute sich, als er lächelte. »Und wie geht's weiter? Sollen wir die nächsten Tage hier sitzen und Babysitter für Pkw-Fahrer spielen?«

»Ehrlich? Darüber hab ich eigentlich noch gar nicht nachgedacht.«

»Wie kann man *nicht* darüber nachdenken?«

»Tja, ich denke, du bist der Truppführer, wie du mir so bereitwillig in Erinnerung gerufen hast, Ms Lance Corporal. Deshalb ist es *deine* Aufgabe, über alles nachzudenken. Ich befolge nur meine Befehle.«

»*Fuck you*, Duran.« Sie lächelte bei diesen Worten, aber das hinderte Duran nicht daran, die Stirn zu runzeln und heftig den Kopf zu schütteln.

»Nein, nein. Ich will dir nicht das Leben schwermachen, Kim. Ich mein's ernst. Wir haben Vertrauen zu dir. Es gibt einen Grund, weshalb du Truppchef bist und nicht einer von uns. Ich hab mir

nur gedacht, wenn es irgendetwas Besorgnis erregendes gäbe, würdest du darüber nachdenken. So was kann ich nicht so gut.«

    »Schön. Okay. Aber es gibt ein paar reale Fragen, oder? Ich meine, wenn diese Spinnen auf der ganzen Welt unterwegs sind, können wir dann wirklich erwarten, dass sie in den USA in Los Angeles bleiben? Und was passiert, wenn das Camp voll ist?« Sie deutete durch die Frontscheibe auf den Verkehr. Er bewegte sich langsam, in einem zügigen Schritttempo, aber er bewegte sich. »Denn das sind verdammt viele Autos da draußen.«

    »Kim, was ist das –«

    »Nein, im Ernst. Wir müssen uns überlegen –«

    »Kim.« Er wiederholte ihren Namen in scharfem Ton und hob die Hand. »Hörst du das?«

    Sie war still. Das Rattern einer schweren Waffe war aus der Ferne zu hören, als sie nicht mehr redete. Es kam von weit links, aus der Gegend, wo der provisorische Sammelbereich war. Sie drehte sich um und stieß Mitts an, um ihn zu wecken, bevor sie ihre Tür öffnete und ausstieg. Trotz der Hitze war es eine Erleichterung, den Oshkosh zu verlassen. Die frische Luft tat gut. Sie sah Elroy, der von oben auf sie herunterschaute. Er hatte leere Patronenhülsen als Sicherung unter die Abzüge geklemmt und ließ die Arme hängen, aber entspannt sah er nicht aus.

    Einen Moment lang war es ruhig, aber dann ratterte eins der .50er Maschinengewehre los, und im nächsten Moment waren es zwei oder drei. Kleinere Kaliber kamen dazu. Es klang, als sei die Schießerei weit weg. Mindestens einen Kilometer. Das Funkgerät blieb stumm.

»Was meinst du, Kim?« Elroy nahm seine Sonnenbrille ab.

»Wollte jemand ausscheren?«, vermutete sie.

Elroy zuckte die Achseln. »Möglich. Mit ein paar Schuss aus dem Fünfziger wär das erledigt.« Er brauchte nicht zu sagen, dass sie mehr gehört hatten als ein paar Schuss mit einem Fünfziger.

Kim nickte. »Los, zieh die Patronenhülsen raus.« Sie ging hinten um das Fahrzeug herum und hinüber zu Sues Trupp.

Sue saß neben ihrem Hummer auf dem Boden und lehnte am Vorderrad. Sie starrte düster auf ihr Handy, und als sie Kim bemerkte, hielt sie es hoch. »Scheißnetz«, rief sie. »Scheißtelefon.«

»Könnte schlimmer sein, oder?«

»Wirklich?« Sue stemmte sich hoch. »Das Feuer hat aufgehört, ja?«

»Ja, aber ...« Kim sprach nicht weiter.

Sie hörte wieder ein Geräusch, und sie brauchte einen Moment, um es zu identifizieren. Hupen? Diesmal auf dem Highway. Weit weg. So weit, dass sie und Sue still dastehen und die Ohren spitzen mussten. Zunehmender Krawall. Vielleicht Schreie? Schwer zu sagen. Im nächsten Augenblick gingen alle Geräusche, die vom Highway kamen, unter Rotorenlärm unter. Zwei Hubschrauber, AH-64 Apaches mit Lenkwaffen bestückt, donnerten in rasendem Tempo über ihnen dahin und den geraden Highwayabschnitt entlang. Kim und Sue wechselten einen kurzen Blick und kletterten eilig in ihre Fahrzeuge.

Kim hatte die Tür kaum geschlossen, als die Vögel das Feuer eröffneten. Das Presslufthammergeräusch

der Bordkanonen - der AH-64 war mit einer 20-mm-Chaingun bewaffnet, die dreihundert Schuss pro Minute aus dem Kinnturm abgeben konnte - klang über die Distanz von einer Meile beinahe staubig. Kim hatte die Munition gesehen, mit der die Apaches bewaffnet waren. Jedes Geschoss war etwa so lang wie ihre Hand.

»Alle Einheiten, alle Einheiten«, bellte es aus dem Funkgerät. »Rechnen Sie mit Feindseligkeiten.«

Kim startete den Motor, der deutlich vernehmbar dröhnte, als die Chainguns der Hubschrauber verstummtten. Hinter sich hörte sie, wie Mitts hastig hochkam, und vor sich sah sie mehrere Autos, die aus der Kolonne ausbrachen. Da, wo die Hubschrauber geschossen hatten, stieg eine Rauchsäule in den Himmel, und dann hörte sie eine kleine Explosion. Die Hubschrauber trennten sich kurz darauf und drifteten nach rechts und links zum Straßenrand. Dort drehten sie nach innen und senkten die Nasen, so dass die Piloten freie Sicht auf die Straße hatten. Und dann löste sich von dem Apache auf der rechten Seite der Kondensstreifen einer Rakete. Es folgte eine sehr viel größere Explosion.

Die Stille danach war wie ein gespenstisches Vakuum.

Nach ein paar Sekunden sagte Duran: »Okay. Das sieht nicht gut aus.« Er drehte sich zu Kim um. »Und jetzt?«

»Heilige Scheiße!« Kim hörte Elroy über ihnen schreien. Dass er »Kampfjäger!« rief, brauchte sie nicht mehr zu hören, denn sie sah den Jet, der wie ein Speer an ihnen vorbeiflog. Und dann - o Gott. Er feuerte erneut eine Rakete ab.

Chaos.

Ein fünfzehn Meter hoher Feuerball.

Die langsam und geordnet rollende Kolonne von Autos und Lastwagen auf der Nebenstraße nach Desperation brach sofort auseinander. Einige Fahrzeuge schwenkten hinaus in die Wüste, und Kim sah, dass Leute ihre Autos verließen und losrannten. Zweihundert Meter vor ihnen lief ein Mann zu Fuß durch den Staub, bevor er von einem Personenwagen niedergewalzt wurde, der den Highway verlassen hatte. Der Wagen verlangsamte seine Fahrt dennoch nicht. Die Hubschrauber eröffneten erneut das Feuer mit ihren Chainguns. Kim beobachtete zu ihrem Schrecken, dass immer mehr Leute aus ihren Autos sprangen. Sie flüchteten vor der Wut der Hubschrauber und der glühenden Asche, die vom Himmel regnete, nachdem der Jet seine Rakete abgefeuert hatte. Nie hatte sie sich vorgestellt, dass sie so etwas einmal sehen würde: amerikanische Staatsbürger, die vor der Macht des amerikanischen Militärs die Flucht ergriffen.

Nein. Nein. Das stimmte nicht. Die Leute rannten nicht vor dem Maschinengewehrfeuer und den Raketen weg. Kim schnappte sich das Fernglas von der Konsole und drehte am Einstellrad, bis es scharfgestellt war. »Nein«, stöhnte sie. Sie sah Schatten, die sich bewegten, dunkle Finger, die zu den Menschen heraufgriffen. Männer, Frauen und Kinder rannten und schrien. Der Jet und die Hubschrauber schossen nicht auf Zivilisten.

»Sie sind hier«, stellte sie fest. Sie schrie nicht, brüllte nicht. Sie sagte es mit normaler Stimme. Fast im Plauderton. Sie war ... ruhig. Sie hatte Angst, das

gab sie bereitwillig zu. Wie hätte sie auch keine Angst haben sollen? Aber ihr war auch klar, dass sie da war, wo sie hingehörte. Sie schaute Duran an, dann Mitts. Sie schaute hinauf zu Elroy, der die Hände an den Abzugsflügeln des Maschinengewehrs hatte. Nie hatte sie mit einem Einsatz auf amerikanischem Boden gerechnet, aber ihr Leben lang hatte sie zu den Marines gehen wollen, und sie war bereit. Sie musste bereit sein. Ihre Männer vertrauten ihr.

Das Radio rauschte. »Alle Einheiten, Feuer frei. Lassen Sie nicht zu, ich wiederhole, lassen Sie nicht zu, dass die Quarantänezone verlassen wird.«

Sie wollte fragen, worauf zum Teufel sie schießen sollten, auf Menschen oder auf Spinnen, aber die Marines hatten das Feuer schon eröffnet. Der Truck bebte von Elroys .50-Maschinengewehr, vom schweren Dröhnen der Waffe, die ihre Kugeln versprühte. Ein Sattelschlepper, der den Highway verlassen hatte und in die Wüste hinausgefahren war, explodierte und kippte um. In einem riesigen Durcheinander rasten Autos umher, stießen zusammen und versuchten, wegzukommen, irgendwohin, nur weg von hier. Rechts von ihnen konnte Kim den Hummer mit Sue sehen, dessen Maschinengewehr ebenfalls ratterte. Einer der Männer aus der Crew, vielleicht Private Goons, hatte den Truck verlassen und feuerte mit seinem M16. Sie sah, dass Duran neben ihr die Hand nach dem Türgriff ausstreckte, und hielt seinen Arm fest.

»Bleib im Wagen«, befahl sie mit scharfer Stimme. »Wir können Autos stoppen, und wir können Zivilisten stoppen, aber was hat es für einen Sinn, auf

Spinnen zu schießen? Ich will abfahrbereit bleiben.«

Sie griff wieder zum Fernglas. Mit bloßem Auge sah man die Spinnen nur als schwarze Masse, aber durch das Glas sah sie eine Frau, die mit den Armen ruderte. Ihr Kopf war mit schimmernden schwarzen Perlen bedeckt. Die Frau sackte plötzlich zu Boden - Kim wusste nicht, ob wegen der Spinnen oder weil sie von einer Kugel getroffen worden war. Grundsätzlich flüchteten die meisten Leute von rechts nach links. Und das Gewehrfeuer der Marines schien ihnen nichts auszumachen. Die Leute hatten mehr Angst vor den Spinnen als vor den Kugeln.

»Kim?« Mitts beugte sich über die Lehne nach vorn und legte ihr die Hand auf die Schulter. »Kim? Was sollen wir tun?«

Sie wusste es nicht, aber irgend etwas störte sie. Etwas an der Art, wie die Spinnen sich bewegten. Es hatte etwas von einem Tanz. Eine Flüssigkeit, die vor und zurück schwappte, schwarze Wellen, die über bestimmte Leute hinwegrollten und dann zurückwichen wie das Meer. Manche Leute blieben unerklärlicherweise stehen, und die Biester flossen um sie herum wie um einsame Inseln. Dreihundert Meter waren sie jetzt noch weg, und durch das Fernglas sah Kim die Spinnen als einzelne Tropfen. Als sie das Glas sinken ließ, waren sie wieder eine einzige schwarze Flut.

Dann erwachte das Funkgerät zum Leben. »Rückzug! Rückzug!«

Ohne zu zögern, legte sie den Fahrgang ein und gab Gas. Weil sie das äußere Ende des Flügels bildeten, das letzte Fahrzeug in der Sperre, brauchte sie nur das Lenkrad ganz nach links zu reißen, um in

einem Halbkreis Erde, Steine und Staub aufspritzen zu lassen. Im nächsten Moment fuhr sie in die andere Richtung.

»Fuck, was machst du?« Elroy bückte sich herunter und hielt sich dabei am Rand des Gewehrturms fest. »Wir haben Befehl -«

»Wir haben Befehl, uns zurückzuziehen. Es ist zu spät«, rief Kim. »Sie haben's versaut. Das ist keine Grippe. Wir können so viele Zivilisten erschießen, wie wir wollen, und weiterschießen, bis wir schwarz werden, aber damit halten wir die Spinnen nicht auf. Wir können uns den Weg nicht freischießen.« Sie trat das Gaspedal ganz durch, und der Oshkosh beschleunigte sofort auf der geraden Strecke. Auf dem Highway würde sie die Sieben-Tonnen-Bestie bis auf siebzig Meilen pro Stunde bringen können, aber hier, auf Sand und Erde, musste sie sich mit dreißig zufriedengeben. Im Rückspiegel sah sie Sues Hummer, der ihr folgte. Der Rest der Absperrkette hatte sich im Chaos aufgelöst. Mitts kroch über den Sitz zur anderen Seite, damit er durch das Fenster zurückschauen konnte.

Sie hörten erneut eine Explosion, noch lauter diesmal. Der ganze Oshkosh vibrierte und hüpfte, aber dann bissen die Reifen wieder in den Sand, und sie fuhren weiter. Das Kampfflugzeug kreischte währenddessen stetig über ihnen dahin. Es hatte seine Raketen abgeschossen und flog zurück. Kim riskierte einen letzten Blick in den Rückspiegel. Sie sah nur Rauch und Flammen.

## **National Institute of Health, Bethesda, Maryland**

Melanie schätzte, sie hatte noch zehn Minuten, bis der Hubschrauber käme. Manny hatte nicht mit sich reden lassen. Der Ansprache der Präsidentin und allen Anzeichen dafür zum Trotz, dass die Plage auf L.A. begrenzt war, verließen die Leute auch Washington in Scharen, um ... ja, um wohin zu gehen? *Was glaubten sie, wohin sie flüchten könnten?*, dachte Melanie. In ein Hotel in den Hamptons? Aber es war egal, denn das Resultat war, dass der üblicherweise schlimme Verkehr im Großraum D.C. jetzt noch schlimmer war. Die halbstündige Fahrt zum Weißen Haus würde daher noch viel länger dauern. Also: Hubschrauber.

Sie lehnte sich an das Fenster der Isolationseinheit, um besser sehen zu können, was der Chirurg tat. Anfangs hatte sie gedacht, es werde eine einfache Sache werden. Sie hatten Bark aufgeschnitten, die tote Spinne war herausgefallen, und sie hatten den Eierkokon gefunden. Man beschloss, ein paar Fäden durchzuschneiden, den Kokon herauszunehmen, ihn ins Insektarium zu legen, Bark wieder zuzunähen, und Feierabend. Aber so einfach war es nicht. Die Seidenfäden waren nicht nur um den Kokon gewoben. Sie waren buchstäblich durch den ganzen Körper genäht, und schlimmer noch: Die Fäden waren mit Eiern behängt - Reihen

von Mini-Kokons, die sich wie Highways durch den Körper von Bark erstreckten. Scheußliche kleine Überraschungen.

Der Chirurg musste jeden einzelnen Faden verfolgen und sicherstellen, dass er auch die noch so kleinsten Eier erwischte. Der große Kokon blieb währenddessen drin, denn der Arzt wollte um ihn herum arbeiten, damit ihm keiner der kostbaren Fäden entginge. Zusätzlich erschwerend war, dass der Eierkokon genau wie die Spinnwebfäden unglaublich klebte, ganz anders als der Kokon aus Peru. Der war hart gewesen, dazu gemacht, die große Distanz zu überstehen. Dieser Kokon hier hatte eine andere Beschaffenheit, und der Chirurg musste sehr vorsichtig sein, um sich nicht zu verheddern.

Und schließlich kam noch eine letzte Sache hinzu: Das Ding vibrierte und wurde wärmer.

Nichts von all dem ergab irgendeinen Sinn. Normalerweise dauerte es zwei oder drei Wochen, bis ein Eierkokon aufging, und die Spinnen, die herauskamen, waren Schläpflinge, die langsam zu ihrer vollen Größe heranwuchsen. Aber diese Biester hier legten Eier, aus denen innerhalb von zwölf Stunden ausgewachsene Spinnen schlüpften. Oder vierundzwanzig? Melanie wusste es eigentlich nicht. Auf Grundlage dessen, was überall passierte, hätte sie gesagt, vierundzwanzig Stunden, aber dieser Kokon entwickelte sich anscheinend schneller. Innerhalb der nächsten zwölf Stunden würde er sicher aufgehen, vielleicht sogar noch früher. Der Lebenszyklus beschleunigte sich stetig. Eine Generation brannte schnell aus, und die nächste wuchs prompt noch schneller heran. So, wie sie es

Manny beschrieben hatte, war es vielleicht am verständlichsten: wie eine Rakete, die sich selbst verbrannte.

Aber auch das ergab keinen Sinn. Welchen evolutionären Vorteil brachte es, schnell zu sterben? Der parasitische Teil leuchtete ihr noch ein: Wenn die Spinne ihre Eier in einen Wirt legte, hatte die Brut nach dem Ausschlüpfen eine garantierte Nahrungsquelle. Aber die Tatsache, dass die frisch geschlüpften Tiere ihren Wirt fressen konnten, war wiederum nicht normal. Die meisten Spinnen verflüssigten ihre Beute und zermahlten sie mit ihrem Pedipalpen, weil sie keine Zähne hatten. Es sei ungefähr so, hatte sie Manny einmal erklärt, als habe man einen gebrochenen Kiefer und müsse alles durch den Mixer jagen, bevor man es durch einen Strohhalm schlürfen könne. Aber diese Spinnenart? Die hatte mehr Ähnlichkeit mit Piranhas als mit irgendetwas anderem. *Tatsächlich war das vielleicht kein schlechter Vergleich*, dachte Melanie, obwohl sie über diese Fische nur das wusste, was sie in ein, zwei schlechten Horrorfilmen gesehen hatte.

Außerdem waren die Spinnen ungewöhnlich sozial und koordiniert, sie schwärmt zusammen und waren beinahe organisiert. Es musste einen Grund dafür geben. Es musste mehr dahinterstecken. Sie war sicher. Die Antwort war zum Greifen nah und doch nicht fassbar, es war wie ein Jucken, das sie nicht erreichen konnte. Sie wusste, sie würde es herausbekommen, wenn sie genug Zeit hätte, aber das war das Problem. Hatte sie genug Zeit?

In der Isolationseinheit stand der Chirurg immer noch am OP-Tisch über Bark gebeugt. Drei

Schwestern und ein Anästhesist assistierten ihm. Patrick war auch da. Er hatte die teure SLR-Kamera aus dem Labor und eine Videokamera dabei und machte hektisch abwechselnd Fotos und Videos. Melanie klopfte an die Scheibe und gab ihm ein Handzeichen. Video genügte vorläufig. Die Aufnahmen hatten HD-Qualität. Sie wünschte, sie hätten das Stativ aus dem Labor mitgebracht. Wenn sie ein Stativ hätten, könnte Patrick die Videokamera laufen lassen und gleichzeitig mit der Fotokamera umherspringen. Aber ein Stativ gehörte zu den Dingen, die sie vergessen hatten. Es war ein Wunder, dass sie in der Eile überhaupt an die Kamera gedacht hatten und die Videoaufnahmen nicht mit dem Handy machten. Wie ein Haufen Idioten hatten sie Bark Hals über Kopf aus dem Labor weggebracht und nur daran gedacht, ihn schleunigst in die Bio-Quarantäneeinheit zu schaffen. Niemand hatte daher einen Laptop oder ein Tablet mitgenommen.

Zunächst war ihnen das nicht weiter wichtig erschienen, bis der Kokon anfing, zu summen und sich zu erwärmen, und ihnen klar wurde, dass es eine gute Idee sein könnte, die Daten mit denen des anderen Kokons zu vergleichen. Als Melanie die Isolationseinheit verließ, um sich für den von Manny verfügten Hubschrauberflug bereitzumachen, schickte sie Julie eilig los, um sich an einen Computer zu setzen und zu versuchen, von fern auf die Daten zuzugreifen. Die große Frage war: Wie heiß war zu heiß? Wie bald würden die Spinnen diesmal schlüpfen? Es war nämlich eine Sache, den Kokon zu beobachten, aber eine andere, tatsächlich Vergleichszahlen vor sich zu haben. Melanie wollte

sicher sein, dass sie Patrick und die Mediziner, falls nötig, rechtzeitig dort herausholen konnte.

Sie legte die Stirn an die Scheibe und war plötzlich überwältigt und erschöpft. Es gab bei diesen Dingern so vieles, was sie nicht wussten oder verstanden. Von der anfänglichen Aufgeregtheit war nur noch eine bekommene Angst zurückgeblieben. Sie wusste, sie war Wissenschaftlerin und konnte distanziert bleiben, wenn andere emotional wurden, aber dort hinter der Scheibe lag ein junger Mann mit geöffnetem Brustkorb und Bauch auf dem Operationstisch, ein junger Mann, mit dem sie bis vor wenigen Tagen geschlafen - okay, ein Verhältnis gehabt hatte. Und jetzt wurde sie ins Weiße Haus gerufen, damit sie dort einem Haufen Generäle und Ministern und der Präsidentin erzählte, wie man Spinnen tötete. Mit einer zusammengerollten Zeitung? Würde dieser Scherz ankommen? Wahrscheinlich nicht. Sie hatte keine Ahnung, was sie sagen sollte.

Es wäre eine völlig andere Situation gewesen, wenn es sich nur um ein paar Tiere gehandelt hätte. Wenn sie sie im Labor hätte, mit genügend Zeit, um sie zu studieren. Aber jetzt? Es gab so viele offene Fragen. Mit den Kokons fing es an. Wieso gab es zwei Sorten? Eine für längere Inkubationszeiten, und eine weichere, klebrige für sofortiges Schlüpfen? Wie konnten einige dieser Spinnen so schnell aus dem Ei kommen? Es war, als gäbe es bei ihnen einen Schnellvorlauf.

»Dr. Guyer?« Sie drehte sich um und erwartete einen Anzugträger, aber der Mann war in voller Kampfmontur der Army. Oder der Navy? Oder der

Marines? »Ihre Maschine ist da, Ma'am«, sagte der junge Mann.

»Entschuldigen Sie«, sagte Melanie. »Ich habe den Hubschrauber nicht gehört. Lassen Sie mich nur ...« Sie sprach nicht zu Ende. Sie hatte sagen wollen, sie müsse Patrick informieren, dass sie jetzt gehe, aber dann sah sie Julie, die durch den Korridor gerannt kam. *Gerannt*.

Nein. Es war zu früh. Keine vierundzwanzig – nicht mal zwölf Stunden. Es musste länger dauern! Aber Julie rannte und schrie, und Melanie wusste, sie hatte die Daten aus dem Labor. Melanie drehte sich um und hämmerte mit den Fäusten an die Scheibe, um die Schwestern und den Chirurgen und den Anästhesisten und Patrick auf sich aufmerksam zu machen. Sie mussten da raus!

Zu spät.

## **Minneapolis, Minnesota**

Mike wusste, er war überfordert. Er war ins Wasser geworfen worden und jetzt musste er schwimmen. Oder einen Freund anrufen.

Sie hatten den ganzen Block abgesperrt, alles, was kein Dienstabzeichen trug, aus dem Lagerhaus gescheucht und vier weitere Agenten und den Bürochef angefordert. Danach standen sie einfach herum. Niemand wusste, was zu tun war. Alle starrten die Kokons an, machten ernste Gesichter und gaben ernste Geräusche von sich, aber ein Protokoll für solche Situationen gab es nicht. Einer der jüngeren Agenten kam mit einem Deckelglas und schaufelte die tote Spinne vom Boden hinein, aber sonst?

Und dann fiel ihm die Visitenkarte von der Wissenschaftlerin in Washington ein. Er zog sie aus der Brieftasche. Melanie Guyer. Dr. Melanie Guyer. Sie hatte ihre Handynummer auf die Rückseite geschrieben. Es war jetzt halb neun, also halb zehn in Washington. Mike dachte sich, bei allem, was gerade los war, und mit einem Labor, in dem es von diesen Mistviechern wimmelte, war sie wahrscheinlich längst bei der Arbeit. Dass sie in einem Hubschrauber sitzen würde, damit rechnete er nicht.

Er musste laut sprechen, um den Rotorenlärm zu übertönen, und in der Stille des Lagerhauses - es war leichter, ernst auszusehen, wenn man schwieg -

drehten sich alle nach ihm um. Er hob die Hand in einer verlegenen Geste der Entschuldigung und ging hinaus.

»Agent Rich -«

»Mike.«

»Mike, hören Sie, im Augenblick ist es ungünstig.«

»Ich habe ein paar - na ja, das sind wohl Eierkokons, was ich gefunden habe. Ich kann Ihnen ein Foto aufs Telefon schicken.« Ein paar Sekunden lang blieb es still. Er hörte den rauschenden Lärm der Rotorblätter. »Hallo?«

»Sorry. Ich hab nur ... ich hab eben gesehen, wie Spinnen aus einem menschlichen Körper geschlüpft sind.«

Mike nahm das Telefon vom Ohr und schaute es perplex an. Er wusste, das war eine seltsame Reaktion, aber es war auch seltsam, so etwas zu hören, und er musste sich auf irgendeine Art vergewissern, dass er es sich nicht eingebildet hatte. Er hielt das Handy wieder ans Ohr. »In Washington?«

»In Maryland, genau gesagt, aber das ist egal.«

»Sind die Spinnen jetzt auch schon in D.C. los?«

»In Maryland. Aber - nein. Er war in einer Bio-Quarantäneeinheit. Er hatte einen Kokon im Körper, und sie haben versucht, ihn herauszuholen. Es hätte nicht ... Sie hätten nicht so schnell schlüpfen dürfen. Das alles ergibt keinen Sinn.«

»Ja. Okay, ich hatte gehofft, Sie können mir sagen, was wir tun sollen.«

»Ich glaube, niemand kann Ihnen sagen, was Sie tun sollen. Sind Sie in Minnesota?«

»In einem Lagerhaus.«

»Ist es so schlimm wie in Los Angeles?«

Einen Moment lang klang die Verbindung gedämpft, und er hörte, wie sie irgendetwas rief. Dann war sie wieder da. »Nein«, sagte er. »Hier ist nichts. Es ist alles ruhig. Wir haben nur eine tote Spinne und drei von diesen Kapseln. Soweit ich weiß, sind hier keine weiteren Spinnen unterwegs. Allerdings sind wir nur zwei Blocks weit von der Stelle entfernt, wo Hendersons Flugzeug abgestürzt ist, deshalb nehme ich an, dass da noch eine Spinne überlebt hat, die hergekommen ist und diese Eierdinger abgelegt hat.«

»Und sind diese Kokons warm?«

»Ich hab sie nicht - äh«, stammelte Mike. »Ich meine, niemand hat sie angefasst. Wir haben Barrikaden aufgestellt und die Umgebung abgesperrt.«

»Mit Flatterband?« Jetzt lachte sie tatsächlich. »Das wird nicht viel helfen.«

»Ist das komisch? Ja, ich glaube, ein bisschen komisch ist es schon. Wir sind eben eine Bundesbehörde. Es ist quasi das, was wir tun. Aber nein, ich glaube, sie sind nicht warm oder so was.«

»Okay. Hören Sie, Mike, ich habe nur noch zwei Minuten bis zur Landung, aber Sie müssen jetzt hingehen und einen Kokon anfassen, und dann müssen Sie mir sagen, wie er sich anfühlt.«

»Eine Minute.« Er kehrte zurück ins Gebäude, duckte sich unter dem Absperrband hinweg und ging zu den Regalen. Er klemmte sich das Handy zwischen Ohr und Schulter und zog eine fahrbare Plattformleiter heran. Dann stieg er ein paar Sprossen hinauf, strecke die Hand aus und zögerte. »Nur anfassen?«

»Wie fühlt er sich an?«

Aus einem Abstand sah der Kokon glatt und weiß aus, fast wie ein Ei, aber aus der Nähe konnte er einzelne Fasern erkennen, seidene Fäden, die Schicht um Schicht umeinandergeschlungen waren und den Kokon bildeten. Ihn schauderte, aber dann legte er die Hand auf die Kugel. Er hatte erwartet, dass sie klebrig sein würde, aber das war sie nicht. Ein bisschen rau fühlte er sich an, vielleicht ein *bisschen* klebrig, aber es war nicht so, wie er es befürchtet hatte. »Es fühlt sich ein bisschen an wie diese süßen Wunderkugeln, wenn sie getrocknet sind.«

»Was?«

»Na ja, ich hab eine Tochter. Kennen Sie nicht diese süßen Dinger, diese großen Wunderkugeln? Meine Tochter lutscht eine Weile darauf herum und legt sie dann in eine Schale, um sie später weiterzuessen. Sie bestehen im Grunde aus reinem Zucker und ein paar Chemikalien und werden deshalb nicht schlecht, aber wenn sie wieder trocken sind, fühlen sie sich irgendwie glatt und gleichzeitig rau an.«

»Das ist ekelhaft.«

»Lady, Sie arbeiten mit Spinnen«, sagte er. Trotz Hubschrauberlärm und allem anderem bildete er sich ein, zu hören, dass sie lächelte. *Eindeutig*, dachte er. Wenn sie das alles überleben sollten, würde er nach Washington fliegen und mit ihr ausgehen. Verdammt, wieso nicht?

»Es ist nicht klebrig?«

»Nein. Ein bisschen rau vielleicht. Ich weiß nicht ...«

»Kalzifiziert?«  
»Ja. Gutes Wort. Und es ist überhaupt nicht warm.  
Ganz kühl eigentlich.«

## Das Weisse Haus

Melanie presste das Telefon ans Ohr und hielt sich mit der freien Hand das andere zu. Sie sprach laut, schrie fast. Unter sich sah sie die südliche Rasenfläche vor dem Weißen Haus. Sie setzten zur Landung an.

»Beobachten Sie die Temperatur. Nach allem, was wir wissen, werden sie schlüpfen, wenn es warm wird. Aber rühren Sie es sonst nicht an«, sagte sie. »Nein, warten Sie. Suchen Sie eine Universität in der Nähe, die eine entomologische Abteilung hat, und lassen Sie sich ein paar Insektarien bringen. Legen Sie die Kokons hinein und sorgen Sie dafür, dass sie isoliert werden. Jemand in der Gegend muss ja ein Labor haben, das darauf eingerichtet ist. Ich glaube, vorläufig droht keine Gefahr, aber man kann nie wissen.«

Mit einem Ruck berührten die Kufen des Hubschraubers den Boden, und der Soldat im Kampfanzug neben ihr griff nach ihrem Arm. »Wir steigen aus, Ma'am.«

Instinktiv zog sie den Kopf ein, als sie unter den Rotorblättern hindurchlief. »Melden Sie sich, wenn es irgendwelche Veränderungen gibt«, schrie sie ins Telefon. Draußen war der Lärm noch größer. »Und viel Glück.«

Der Soldat übergab sie an zwei Secret-Service-Agenten, die sie durch die Korridore zum Situation

Room brachten. Es war überwältigend. Als sie an einer Toilette vorbeikamen, blieb sie stehen. Einer der Agenten zog an ihrem Arm, aber sie schüttelte den Kopf.

»Ich muss da mal rein.«

Der Agent, ein junger Latino, hielt ihren Oberarm fest. »Wir haben Befehl, Sie unverzüglich zu Mr Walchuck zu bringen«, sagte er.

Behutsam bog sie seine Finger auf. »Ich bin vierzig und promoviert. Wann ich pinkeln gehe, entscheide ich.«

Im Korridor hatte es gebrummt von Leuten, die hin und her liefen. Alle sahen gehetzt aus, manche rannten, aber auf der Toilette war es angenehm kühl und still. Sie verschwand in einer Kabine und pinkelte. Es war eine überraschende Erleichterung. Wann hatte sie eigentlich zuletzt etwas gegessen oder getrunken? *Sie brauchte einen Kaffee oder eine Coke light. Sie brauchte ein paar Minuten, um sich zu sammeln, bevor sie Manny und der Präsidentin und einem Raum voll Uniformierter entgegentrat*, dachte sie.

Tote Spinnen im Insektarium. Vertrocknet. Aufgebraucht. Und die anderen Spinnen. Fressmaschinen. Der Kokon in Barks Bauchhöhle, klebrig und schlüpfbereit, und jetzt der Eierkokon in Minneapolis? Mike hatte gesagt, er sei kühl. Ein bisschen rau. Sie versuchte, sich die Zahlen durch den Kopf gehen zu lassen und die Daten zu überdenken. Da war ... etwas. Etwas, das sie übersah. Sie war so dicht davor, das merkte sie. Aber sie brauchte ihr Labor. Sie musste kurz schlafen.

Sie schloss die Augen, und dann hörte sie, wie die

Tür ruckartig geöffnet wurde. Sie öffnete die Augen wieder und starrte auf ihre Knie. Noch ein paar Sekunden blieb sie sitzen und genoss die Zeit allein, bevor sie fertig war und die Kabine verließ. Draußen lehnte Manny an einem Waschbecken und wartete auf sie.

»Meine Güte, Manny. Ich bitte dich.«

»Wir waren elf Jahre verheiratet«, sagte er und zuckte die Achseln. Das war seine Art, sich zu entschuldigen. »Ich musste mit dir reden, bevor du reingehst.«

Sie drängte sich an ihm vorbei und wusch sich die Hände. »Was soll ich hier, Manny? Die Sache wächst mir über den Kopf. Ich bin ein Labormädchen. Was erwartest du von mir?«

»Ich erwarte, dass du deine Arbeit machst«, sagte er. »Du kennst dich mit Spinnen aus. Mehr brauchen wir nicht. Sag uns, so gut du kannst, womit wir es zu tun haben.«

»Minnesota«, sagte sie.

»Was?«

»Sie sind jetzt in Minnesota. Das hast du gewusst, oder?« Manny wurde blass, und Melanie hatte die Antwort auf ihre Frage. »Mike – Agent Rich, der die Spinne aus Minneapolis hergebracht hat – rief mich unterwegs an. Sie haben in einem Lagerhaus in der Nähe der Absturzstelle eine tote Spinne gefunden. Und Eierkokons.«

Manny atmete tief durch. »Wie viele? Wie viele Kokons?«

»Ich glaube, er hat gesagt, drei. Drei? Aber die gute Nachricht ist, sie fühlen sich kühl an, und vielleicht haben wir noch ein bisschen Zeit, bevor sie

schlüpfen.«

»Es gibt etwas, das du sehen musst«, sagte Manny.

Er ging mit ihr hinaus und den Flur hinunter. Als sie am Situation Room vorbeikamen, stürmte eine junge Frau in Militäruniform zur Tür heraus. Stimmengewirr folgte ihr. Manny verschwendete keinen Blick. Er bog ab, ging vier Türen weiter und führte sie in einen kleineren, ruhigen Raum, der fast leer war. Da waren nur Billy Cannon, Alex Harris und zwei Assistenten.

»Zeigen Sie ihr die Aufnahmen«, sagte Manny.

Melanie setzte sich auf einen Stuhl am Tisch. Alle waren dem großen Bildschirm am anderen Ende des Raums zugewandt. Einer der Assistenten dimmte das Licht, und der Bildschirm leuchtete auf.

»Das haben wir vor vierzig Minuten aufgenommen. Marines in Los Angeles.«

»Keine Sorgen«, sagte Billy trocken. »Wir zeigen Ihnen nicht den mit Spinnen bedeckten Hollywood-Schriftzug.«

Das Video war verwackelt und schlecht ausgeleuchtet. Man sah dunkle Schatten, und wer immer die Kamera hielt, schwenkte sie hin und her. Melanie begriff, dass es eine Helmkamera war. Sie sah kurz jemanden in Militäruniform - einen der Marines, nahm sie an - und dann eine Gestalt am Boden. Sie begriff, dass es eine Leiche war. Die Kameraschwenks hörten auf, und man sah einen dunklen Teppich. Nein. Es war eine Schicht von toten Spinnen. Ein Fuß schob sich ins Bild, stocherte in den Spinnen und schob sie zur Seite.

»Sie sterben?«

»Einige. Die meisten. Aber darum geht es bei

diesem Video nicht«, sagte Manny. »Sondern um das hier. Pass auf.«

Die Aufnahme bewegte sich vorwärts, durch einen Korridor hindurch und dann sah sie viele Sitzreihen, die kreisförmig angeordnet waren. Die Kamera schwenkte zur Seite und erfasste das Logo der Los Angeles Lakers.

»Ist das das Staples Center?«

»Sie ist Basketballspielerin. Ich habe ja gesagt, sie erkennt es«, sagte Manny zu Alex, aber Melanie hörte es kaum. Sie beugte sich vor und streckte den Zeigefinger aus.

»O mein Gott.«

Das Hartholz-Basketballfeld war übersät mit weißen Klumpen, ebenso die Tribünen zu beiden Seiten. Tausende von Eierkokons. Vielleicht zehntausende.

»Soweit wir es erkennen können«, sagte Manny, »sterben die Spinnen alle ab. Gestern am späten Abend gab es eine kurze Ruhepause, dann kam eine neue Welle gegen Mitternacht und dann noch eine, aber sie sterben. Wir haben Einsatzkräfte vor Ort, und wir bekommen immer wieder die gleichen Berichte. Die Spinnen machen einfach schlapp. Tote Spinnen überall.«

Melanies Telefon klingelte, aber sie ignorierte es. »Alle?«

»Alle«, sagte Manny. »Zwei Kühlcontainer mit Spinnen auf Eis sind auf dem Weg hierher, damit du sie dir anschauen kannst. Aber im Moment ist plötzlich alles gespenstisch still. Die Frage ist deshalb: Was machen wir mit einem Stadion voller Spinneneier?«

»Zunächst mal«, sagte Billy, »sollten wir wahrscheinlich das Spiel heute Abend absagen. Allerdings hätten die Lakers wahrscheinlich sowieso verloren.« Niemand lachte. Das Spinnenproblem war zu massiv.

Alex legte Melanie eine Hand auf den Arm. »Sind wir im Arsch?« Aus dem Mund der Nationalen Sicherheitsberaterin, die ganz so aussah, als könnte sie die Großmutter in einem Wohlfühl-Weihnachtswerbespot spielen, klang diese Frage beinahe komisch. Beinahe.

»Kommt drauf an«, sagte Melanie. Ihr Telefon hörte auf zu klingeln und schaltete auf Voicemail, aber dann klingelte eine Textnachricht. Und noch eine. Und noch eine.

»Ich kann so viele Witze über die Lakers machen, wie ich will, aber wenn aus all diesen Eiern Spinnen schlüpfen, wie viele haben wir dann? Millionen? Und was bedeutet es, dass wir an einem Tag diesen Schwarm in Los Angeles haben, und am nächsten Tag sind sie alle tot?«, fragte Billy. Er schob seinen Stuhl zurück und warf einen Kaffeebecher in Richtung Papierkorb, verfehlte ihn aber um einen guten halben Meter. »Fuck«, sagte er. »Wieso kann es nicht einen ganz normalen Krieg geben?«

Melanie angelte ihr Telefon aus der Tasche, um die Textnachrichten zu lesen. Ihr war plötzlich klar, dass sie von Mike aus Minneapolis kommen mussten. Wenn die Kokons dort warm wurden und kurz vor dem Schlüpfen standen, dann ... Aber nein. Die Nachrichten waren von Julie.

Melanie hatte Julie als schluchzendes Häufchen Elend vor der Bio-Quarantäneeinheit im National

Institute of Health zurückgelassen. Nicht, dass sie es ihr verdenken konnte. Die junge Forscherin hatte mit ansehen müssen, wie der Chirurg und die Schwestern von einem Schwarm Spinnen überflutet worden waren. Ganz zu schweigen von Bark, der immer noch mit geöffnetem Bauch auf dem OP-Tisch lag, und von Patrick. Irgendwann, das wusste Melanie, würde auch sie selbst überwältigt sein und nur noch Rotz und Wasser heulen.

*Spinnen in NIH sterben.* Das war die erste SMS.

*Rufen Sie an!* Die zweite SMS von Julie.

Die dritte war länger. *Die Spinnen hinter der Scheibe sterben. Bleiben einfach liegen. Fast alle. Auf einmal. Habe Labor angerufen. Einige tot, andere leben noch. Aber, Melanie: Kokon im Labor! Sie müssen ihn sehen.*

»Nein«, sagte Melanie abrupt. »Wir sind nicht im Arsch. Oder - vielleicht doch. Wie gesagt, es kommt drauf an, wie wir jetzt reagieren. Das Problem ist nicht, was wir mit einem Stadion voller Eier tun sollen, sondern wann wir dort etwas tun müssen. Klar, man wird nachforschen müssen, ob noch andere Orte in Los Angeles befallen sind, aber jetzt muss erst mal jemand im Staples Center die Temperatur der Kokons messen. Bevor die Spinnen schlüpfen, steigt die Temperatur nämlich steil an. Vielleicht kann ich einschätzen, wie viel Zeit wir noch haben«, sagte sie. »Oh, und ich möchte, dass jemand nach Minneapolis geht.«

»Minneapolis?« Alex Harris war erschrocken.  
»Wieso Minneapolis?«

# Epilog

## Los Angeles, Kalifornien

Andy Anderson hätte nie gedacht, dass er seinen Hund einmal gern auf den Küchenfußboden scheißen lassen würde, aber alles in allem war es ihm heute sehr recht, keinen Morgenspaziergang mit Sparky zu machen. Er hatte sich über Nacht mit dem Hund unter der Bettdecke verkrochen und den Sirenen und Schüssen und Schreien gelauscht. Seit einer Stunde war es ruhig.

Er beschloss daher, es nun zu riskieren. Er hakte die Leine an Sparkys Halsband, öffnete behutsam die Tür und trat hinaus. Die Sonne schien ungefiltert vom Himmel, aber eine angenehme Brise milderte die Hitze. Ein paar Schritte, und sie waren auf dem Gehweg. Sparky war anscheinend unbesorgt, und so nahm Andy sich vor, an ein paar Häusern vorbeizugehen. Niemand war unterwegs, aber am Straßenrand sah Andy einen Kombiwagen, der gegen einen Baum geprallt war, und dahinter lagen zwei unförmige Klumpen auf der Straße. Er wollte näher herangehen, aber dann sah er, was diese Klumpen waren, und blieb schockiert stehen. Der Wind schwoll böig an, und er hörte hinter sich ein hüpfendes Rascheln.

Er stolperte, weil er sich so schnell umdrehen

wollte, denn er wusste, er hatte einen dummen Fehler begangen. Die Spinnen waren noch da. Oder etwa nicht? Nein, er hatte sich geirrt. Es war nur ein bisschen Laub, das über den Asphalt wehte. Eins der Blätter flog gegen seinen Schuh, und er sah, dass es doch kein Blatt war. Es war eine tote Spinne. Eine leere Hülle. Er sah sich aufmerksamer um. Überall waren tote Spinnen.

## **Minneapolis, Minnesota**

Noch nie hatte Mike so viele Uniformierte an einem Ort versammelt gesehen. Soweit er sehen konnte, suchten sämtliche Polizisten, Feuerwehrleute, Rettungssanitäter, Nationalgardisten und Bundesagenten aus drei Staaten mit peinlicher Sorgfalt jeden Zollbreit der zwei Quadratmeilen im Umkreis der Absturzstelle des Flugzeugs ab. Aber bis jetzt? Nichts. *Nada. Nothing.* Nur die drei Eierkokons aus dem Lagerhaus, und die waren bereits in Insektarien auf dem Weg nach Washington und in Melanies Labor.

Er fragte noch einmal beim Bürochef nach, ob er jetzt gehen könne, schickte Leshaun nach Hause, damit er sich ein bisschen ausruhte, und dann setzte er sich ins Auto und fuhr nach Norden.

## **American University, Washington, D.C.**

Dann war er da, lag in einem Insektarium im Labor. Ein Kokon. Kalkig sah er aus - eine frischere Version des Kokons, der aus Peru gekommen war. Sie wollte mit der Hand hineingreifen, ihn befühlen und sich vergewissern, dass er so kühl war, wie sie es erwartete. Aber zwei lebende Spinnen krabbelten noch im Insektarium herum. Die anderen waren tot.

Die beiden lebenden hatten die Markierungen nicht, aber sie waren groß - größer als die toten -, und nach dem, was mit Bark passiert war, hielt sie den verdammten Deckel lieber geschlossen. Weitere Eierkokons kamen herein, aus dem Lagerhaus in Minneapolis und aus der Riesenbrut in Los Angeles, und dazu tote Exemplare aus der ganzen Welt. Manny hatte ihr versprochen, Jets in alle Himmelsrichtungen zu schicken, damit sie bekam, was sie brauchte.

Aber es war egal. Sie hatte es kapiert.

Es war schlimmer, als sie erwartet hatte. Viel schlimmer.

Alex Harris hatte es ausgesprochen. Sie waren im Arsch.

## **Càidh Island, Loch Ròg, Isle Of Lewis, äussere Hebriden**

Aonghas legte Thuy die Hand auf die Schulter. Sie trank eine Tasse Tee und tat, als lese sie einen Krimi. Einen ziemlich minderwertigen Krimi seiner Meinung nach, aber er wusste, dass er voreingenommen war. Nicht, dass Thuy ihn wirklich las. Sie tat das Gleiche wie er: Sie verfolgte die Meldungen der BBC und beobachtete gleichzeitig durch das Fenster den alten Mann, der im Kreis um den Felsen herumwanderte.

## **Desperation, Kalifornien**

Gordo war ziemlich sicher, dass Amy die letzte Runde *Catan* absichtlich verloren hatte. Fred gewann sonst nie und war dementsprechend außerordentlich zufrieden mit sich. Aber sie waren alle froh über die Ablenkung.

Shotgun tippte auf sein Tablet und wechselte die Musik. Sie hörten Lyle Lovett, und Gordo füllte einen Kübel mit Eis und Bierdosen. Amy und Fred stellten das Spiel neu auf. Claymore winselte leise im Schlaf in seiner Ecke. Seine Beine zuckten. Im Traum lief er vor irgendetwas davon.

## **CNN Center, Atlanta, Georgia**

»Ich weiß nicht, Teddie.« Don ließ die Schleife noch einmal laufen. »Ich glaube nicht, dass wir das so schon bringen können. In Los Angeles ist es erst seit vierundzwanzig Stunden wieder ruhig, und es wird Zeit, dass wir an Storys über die Nachwehen denken. Wir haben überall tote Spinnen. Die Leute wollen jetzt was Positives hören. Geschichten vom Überleben. Es ist vorbei.«

»Ich bitte Sie«, sagte sie zu ihrem Chef. »Sehen Sie denn nicht das Muster?«

Er schüttelte den Kopf. »Das ist es nicht. Es ist nur ... Wir wissen einfach nicht, was es bedeutet.«

Sie kippte mit ihrem Stuhl nach hinten. Er war der erste Chef, den sie je gehabt hatte, und er hatte ihr grünes Licht gegeben, aber ihr war schon klar, dass es eine steile These war. Trotzdem. Sie spürte es. Sie hatte recht. »Sie bewegen sich nicht planlos. Nicht wie dumme Käfer.«

Don drückte noch einmal auf die Taste, und die Videoschleife lief erneut über den Bildschirm. »Okay. Aber was hat es zu bedeuten?«

»Sie jagen.«

»Wir wissen aber doch schon, dass sie Menschen töten und -«

»Nein«, sagte sie. »Sehen Sie doch, wie diese Gruppe sich zur Seite bewegt und die andere Kolonne sie kanalisiert. Das ist nicht nur ein Haufen

Spinnen, die Menschen angreifen. Sie jagen als Gruppe. Strategisch. Das ist koordiniert.«

## **Marine Corps Base Camp Pendleton, San Diego, Kalifornien**

Kim konnte nicht schlafen. Sie stand von ihrer Pritsche auf und ging ins Freie. Sie hatte gedacht, zu dieser Nachtzeit sei sie außer der Wache die Einzige, die auf den Beinen war, aber Mitts lehnte an der Wand der Baracke und hatte ein Bier in der Hand. Er nickte ihr zu, bückte sich nach dem Sixpack zu seinen Füßen und reichte ihr eine Flasche. Das Bier war warm, aber gut.

Sie tranken ein paar Schlucke und schwiegen beide. Keiner wollte darüber reden, wie viele leere Pritschen in der Baracke standen. Nach einer Weile lehnte sie sich an ihn, und er legte wortlos den Arm um ihre Schultern.

## Das Weisse Haus

Vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden hatten die Spinnen in Los Angeles angefangen zu sterben. Es war vorbei. Weltweit waren dabei viele Millionen Menschen gestorben. Aber es war vorbei. Manny griff nach seiner Coke light und sah, dass seine Hand zitterte. Er wusste nicht, wie lange er nicht mehr geschlafen hatte. Drei Tage? Vier? Aber was er sicher wusste, war, dass die Berichte aus aller Welt - aus Indien, China, Schottland, Ägypten - alle das Gleiche sagten: Die Spinnen waren tot. Jetzt folgte das Großreinemachen. Doch war es so einfach? Musste man sich nur mit der Säuberung des gottverdammten Staples Center befassen?

»Tut mir leid«, sagte Melanie. »Aber du weißt genauso gut wie ich, dass das Staples Center nur das Offensichtliche ist. Glaubst du, wenn du in deinem Badezimmer eine Spinne erschlägst, sind im Haus keine anderen mehr?«

Steph lag auf der Couch. Sie hatte die Augen geschlossen, aber es war klar, dass sie nicht schlief. Nicht gerade ein würdevolles Benehmen im Oval Office, aber sie waren nur zu dritt. »Bitte sag mir, dass ich mich grad verhört habe.«

»Können wir sie nicht - was weiß ich - einfach mit Benzin bespritzen und das ganze Ding anzünden?«, sagte Manny. »Okay, ganz Los Angeles mit einem Insektizid zu besprühen, ist vielleicht nicht

machbar -«

»Ehrlich gesagt«, meinte Melanie, »die allerschlechteste Idee wär es nicht.«

»Natürlich. Wenn wir genug Insektizid und Flugzeuge hätten, um mehr als ein paar Blocks zu besprühen, und wenn das Insektizid dann auch noch wirken würde ... Aber Feuer? Mhm. Das könnte eine Lösung sein. Sollen wir das Staples Center anzünden? Das dürfte auch die erledigen, die wir nicht sehen.«

»Ich sprechen nicht vom Staples Center.«

»Wovon dann?«

»Die Spinnen sind nicht alle gleich«, sagte Melanie. »Sie sehen nur gleich aus, weil wir sie als Gruppe wahrnehmen. Immer wenn ein Tier massenhaft auftritt, in einem Schwarm, dann sehen sie wie eine einheitliche Gruppe aus. Wir haben uns da verrannt, wir haben versucht, herauszufinden, was für eine Art Spinne es ist, und dann haben wir gedacht, oh, sie sterben, und was noch übrig bleibt, sind die Kokons. Aber es ist nicht nur eine Art von Spinne. Es sind Spinnen. Plural.«

Steph setzte sich auf und stellte die Füße auf den Boden. »Das versteh ich nicht.«

»Die Spinnen zeigen Muster von Eusozialität, wie man sie bei *Hymenoptera* und *Isoptera* beobachten kann, und ich glaube, bei unseren Spinnen gibt es auf ganz ähnliche Weise verschiedene Kasten.«

»Melanie«, sagt Steph, »ich weiß, du glaubst, es macht Sinn, was du da sagst, aber bitte denk daran, dass ich kaum geschlafen habe, seit das alles angefangen hat, und nichts von dem, was du da gerade erzählt hast, macht *irgendeinen* Sinn für

mich. Wir sind keine Wissenschaftler, okay?«

»Spinnen sind normalerweise Einzelgänger. Es gibt ungefähr fünfunddreißigtausend bekannte Arten, und die meisten leben allein, aber es gibt ungefähr zwei Dutzend Spezies, die Eusozialität zeigen. Was nur bedeutet, dass sie zusammenarbeiten. Sie helfen alle mit bei der Brutpflege und teilen ihre Ressourcen miteinander. Lauter solche Sachen. Wenn ich also von *Hymenoptera* und *Isoptera* spreche, müsst ihr euch Ameisen vorstellen, Bienen, Termiten. Kolonien. Sie arbeiten zusammen, und sie übernehmen definierte Rollen. Du weißt schon - Arbeitsbienen, Arbeiterinnen und so weiter.«

Manny beugte sich vor. »Du sagst, sie haben Königinnen? Und wir brauchen nur die Königin zu töten?«

»Nein, ich ...« Sie zögerte. »Na ja, vielleicht. *Fuck*. Okay. Darüber muss ich noch nachdenken. Aber das habe ich nicht gemeint. Hört mir einen Augenblick zu. Wir haben hier eine Spinne, die anders ist als alle, die wir bisher kannten, aber es ist nicht nur eine Sorte Spinne. Im Labor haben wir bereits herausgefunden, wie wir Fresser und Brüter unterscheiden können, aber wie es aussieht, gibt es mehr als eine Art von Brütern. Da sind die Spinnen, die Wirta benutzen und ihre Eierkokons in Menschen ablegen, und es gibt Brüter, die ihre Kokons an Orten deponieren, die sie verlassen. Aus manchen Kokons schlüpfen die Jungen schnell, bei anderen dauert es anscheinend länger. Vielleicht sind es die gleichen Brüter, und sie entscheiden nach den Umständen, welche Sorte Kokon sie ablegen, aber das glaube ich nicht. Daher verläuft der Lebenszyklus der Spinnen

sehr unterschiedlich. Es ist, als wären sie auf parallelen, aber verschiedenen Gleisen unterwegs. Es gibt diejenigen, die sich wie normale Spinnen verhalten, und dann gibt es die schnellen, zack da, zack tot.«

»Blitzkrieg«, sagte Steph.

»Was?«

»Nicht alles lässt sich mit den Nazis vergleichen«, sagte Manny.

»Blitzkrieg ist ein deutsches Wort«, sagte Steph zu Melanie. »Schnelle, überwältigende Angriffe als militärische Doktrin.«

»Ja. Kann sein. Sie schlüpfen und wachsen in einem verrückten Tempo, und sie sterben dann auch schneller.«

Sie sah Manny und Steph an, aber die beiden schienen sie nicht zu verstehen. »Ich erkläre es wohl nicht richtig. Ich sage, manche Spinnen sind Fresser, und andere sind Brüter, aber es geht ums Timing. Die hier, die wir in der freien Wildbahn sehen, das sind die Kolonisten.« Sie beugte sich vor und legte die Hände flach auf den Tisch. »Sie sind Pioniere, die das Terrain klären.«

Steph blinzelte sie an. »Das Terrain klären? Wofür?«

Melanie hatte ein flaues Gefühl im Magen. Sie wollte es nicht aussprechen. »Für die andern. Betrachtet sie als Vorhut. Die Spinnen, die wir hier sehen, sind nur die erste Welle.«

Steph stützte die Ellenbogen auf die Knie und ließ den Kopf hängen. »Willst du damit sagen, das war erst der Anfang?«

»Ich glaube, es gehört zu ihrem evolutionären

Vorteil. Sie kommen mit einer ersten Welle und beseitigen potentielle Fressfeinde. Sie sind dazu angelegt, sich schnell zu vermehren und alles zu fressen, was ihnen in die Quere kommt, aber der Preis für dieses schnelle Wachstum ist der schnelle Tod. Das ist es, was wir jetzt gesehen haben. Die erste Welle ist geschlüpft, um das Terrain zu säubern und den Tisch für die nächste Phase zu decken.«

»Und was kommt jetzt?«, frage Steph.

»Mehr«, sagte Melanie. »Und Schlimmeres. Als Nächstes kommen die Richtigen. Und das werden die sein, die auf lange Sicht da sein werden.«

»Wie lange?«, fragte Manny. »Wie lange dauert es, bis sie kommen?«

»Noch mal - ich kann es nicht oft genug betonen, aber ich verlasse mich hier 100% auf mein Gefühl. Ich habe solche Spinnen noch nie gesehen, und ich habe kaum Daten. Aber wenn ich mir die Kokons anschau, wenn ich die Varianten unter den Spinnen sehe -« Sie brach ab. »Ich bin nicht absolut sicher ...«

»Melanie«, flehte Steph, »gib mir eine Hausnummer. Wie lange wird es dauern?«

»Zwei Wochen«, sagte Melanie. »Drei, wenn wir Glück haben.«

## **Soot Lake, Minnesota**

Ungefähr alle fünfzehn Minuten tauchte Annie einen Fuß in den See. Wenn die Sonne schien, war es so heiß, dass sie schwimmen wollte, aber im nördlichen Minnesota konnte die Luft im April noch so warm sein, das Wasser war beinahe so kalt wie Eis. Seufzend wandte sie sich wieder ihrem Malbuch zu. Hier draußen auf dem Bootssteg war es besser als in der Hütte ihres Stiefvaters. Mom und Rich wollten immer nur am Radio sitzen und auf ihren blöden Tablets die Nachrichten verfolgen.

Sie wedelte mit der Hand vor ihrem Kopf herum. Die Schwarzfliegen waren noch nicht so schlimm, aber es gab schon die ersten Mücken. Ein paarmal fuchtelte sie mit der Hand hin und her, bevor ihr klarwurde, dass das Summen nicht von den Mücken kam. Es war ein Motor. Sie sprang auf und sah ihren Daddy am Steuer eines Bootes. Er kam sie holen. Er kam, um ihnen zu sagen, dass sie beruhigt wieder nach Hause fahren konnten.

## **Danksagung**

Ein Buch zu schreiben ist ein einsames Unternehmen, aber wenn man es in die Welt hinausbringen will, braucht man eine Menge Unterstützung.

Emily Bestler bei Emily Bestler Books/Atria Books ist eine grandiose Lektorin und wahnsinnig gescheit. Es ist eine Freude, mit ihr zu arbeiten. Und während die meisten Autoren von Glück sagen können, wenn sie in ihrer gesamten Laufbahn eine Lektorin wie Emily finden, habe ich mehr Glück als Verstand, weil ich außerdem noch mit der prachtvollen Anne Collins bei Penguin Random House Canada und in Großbritannien mit dem ausgezeichneten Marcus Gipps bei Gollancz, einem Imprint der Orion Publishing Group, arbeiten durfte.

Bill Clegg bei der Clegg Agency ist mein außergewöhnlicher Agent. Ich kann dir nicht genug danken, aber ich werde es weiterhin versuchen.

Erin Conroy bei William Morris Endeavour Entertainment. Spitzenklasse wie immer.

Bei Emily Bestler Books/Atria Books danke ich außerdem David Brown, Judith Curr, Suzanne Donahue, Lara Jones, Amy Li, Albert Tang, und Jin Yu, bei Penguin Random House Canada Randy Chan, Josh Glover, Jessica Scott, und Matthew Sibiga, und bei Gollancz schließlich Sophie Calder, Craig Leyenaar, Jennifer McMenemy, Gillian Redfearn und

Mark Stay.

Bei Clegg Agency geht mein Dank an Jillian Buckley, Chris Clemans, Henry Rabinowitz, Simon Toop und Drew Zagami. Dankbar bin ich außerdem Anna Jarota und Dominika Bojanowska bei Anna Jarota Agency, Mònica Martín, Inés Planells und Txell Torrent bei MB Agencia Literaria sowie Anna Webber bei United Agents.

Ihr habt eigentlich gar nichts getan, aber ich danke euch trotzdem: Mike Haaf, Alex Hagen, Ken Rassnick und Ken Subin. Shawn Goodman, du hast geholfen, also danke ich auch dir.

Und natürlich danke ich meinem Bruder und seiner Familie, der Familie meiner Frau, meinen Freunden, einer Familie, die man sich aussucht, und meiner Frau und unseren Töchtern. Meinen Hunden danke ich nicht. Ihr beide seid nicht gerade superhilfreich.

## **Lassen Sie das Licht lieber an! Die Brut lebt.**

Lesen Sie, wie es weitergeht.

Der zweite Band in Kürze in Ihrer Buchhandlung.

Ezekiel Boone

DIE BRUT

Die Zeit läuft

ISBN 978-3-596-03583-0

## Über Ezekiel Boone

Ezekiel Boone ist ein Pseudonym. Der Autor ist bisher auf dem deutschen Markt nicht bekannt, hat aber bereits Schreiberfahrung und ist bestens vernetzt. Boone ist der Überzeugung, dass die Form der Trilogie dem Lebenszyklus von Spinnen entspricht. Die erste Generation vermehrt sich explosionsartig und stirbt schon kurz darauf. Orte an denen Eier gelegt wurden, verwandeln sich in tickende Zeitbomben. Die zweite Generation schlüpft wesentlich langsamer, dafür aber sind die Tiere deutlich größer. Die Spinnenangriffe sind dadurch noch rabiater. Im dritten Zyklus geht es um die Verbreitung von Königstieren.

Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

## Über dieses Buch

Etwas sorgt für Unruhe auf der Welt. Und es vermehrt sich exponentiell.

In Peru stirbt eine Wandergruppe. Kurz zuvor wurden schwarze Insekten gesichtet.

Wissenschaftler in Kanpur, Indien, werden von einem Erdbeben überrascht. Die Werte der Seismographen schnellen in die Höhe.

In Minneapolis soll Detective Mike Rich den bisher ungeklärten Absturz eines Flugzeuges untersuchen. Im Wrack findet er eine Spinne.

Biologin Melanie Gruyer erhält in Washington eine FedEx-Sendung. Inhalt: Spinneneier, die bei den Nazca-Linien gefunden wurden.

Und in China wird eine Atombombe gezündet. Angeblich versehentlich.

Etwas sorgt für Unruhe auf der Welt. Und es vermehrt sich exponentiell.

## **Impressum**

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel ›The Hatching‹ bei Emily Bestler Books /Atria Books, einem Imprint von Simon & Schuster, Inc., New York.

© Ezekiel Boone 2016

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Covergestaltung: buerosued.de, München  
nach Idee und Vorlage von David Wu

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-403687-8

# Inhalt

- .. [Cover]
- 1. [Haupttitel]
- 3. [Inhaltsübersicht]
- 4. Für Sara und Sandy
- 5. Prolog
  - 1. Manú National Park, Peru
- 6. The Hatching
  - 1. Minneapolis, Minnesota
  - 2. Staatliches Informationszentrum für erdbebensicheres Bauen, Kanpur, Indien
  - 3. American University, Washington, D.C.
  - 4. Das Weisse Haus
  - 5. Provinz Xinjiang, China
  - 6. Marine Corps Air Ground Combat Center, Twentynine Palms, Kalifornien
  - 7. Hindukusch, Grenze zwischen Afghanistan und Tadschikistan
  - 8. Desperation, Kalifornien
  - 9. Marine Corps Air Ground Combat Center, Twentynine Palms, Kalifornien
  - 10. Henderson Tech Falcon 7X, über Minneapolis, Minnesota
  - 11. Minneapolis, Minnesota
  - 12. Indischer Ozean
  - 13. Das Weisse Haus
  - 14. American University, Washington, D.C.
  - 15. Metro Bhawan, Delhi, Indien

16. Stornoway, Isle of Lewis, äussere Hebriden, Schottland
17. Desperation, Kalifornien
18. American University, Washington, D.C.
19. Metro Bhawan, Delhi, Indien
20. Containerfrachter Mathias Maersk, Triple-E Class, Pazifischer Ozean, 400 Meilen vor Los Angeles
21. CNN Center, Atlanta, Georgia
22. Das Weisse Haus
23. Minneapolis, Minnesota
24. Marine Corps Base Camp Pendleton, San Diego, Kalifornien
25. American University, Washington, D.C.
26. Desperation, Kalifornien
27. Desperation, Kalifornien
28. Point Fermin Park, Los Angeles, Kalifornien
29. Stornoway, Isle of Lewis, äussere Hebriden, Schottland
30. CNN Center, Atlanta, Georgia
31. Das Weisse Haus
32. Soot Lake, Minnesota
33. American University, Washington, D.C.
34. Highway 10, Kalifornien
35. Desperation, Kalifornien
36. Das Weisse Haus
37. National Institute of Health, Bethesda, Maryland
38. CNN Center, Atlanta, Georgia
39. Minneapolis, Minnesota
40. Highway 10, Kalifornien
41. National Institute of Health, Bethesda, Maryland
42. Minneapolis, Minnesota
43. Das Weisse Haus
7. Epilog

1. Los Angeles, Kalifornien
  2. Minneapolis, Minnesota
  3. American University, Washington, D.C.
  4. Càidh Island, Loch Ròg, Isle Of Lewis, äussere Hebriden
  5. Desperation, Kalifornien
  6. CNN Center, Atlanta, Georgia
  7. Marine Corps Base Camp Pendleton, San Diego, Kalifornien
  8. Das Weisse Haus
  9. Soot Lake, Minnesota
- }.
- }. Danksagung
  - }. Lassen Sie das Licht lieber an! Die Brut lebt.
  - }). Über Ezekiel Boone
  - !. [Über dieses Buch]
  - !. [Impressum]

## Buchnavigation

- .. Inhaltsübersicht
- }. Cover
- }. Haupttitel
- !. Textanfang
- }. Impressum

# Inhaltsverzeichnis

|   |     |
|---|-----|
| [Haupttitel]  | 2   |
| [Inhaltsübersicht]  | 3   |
| Für Sara und Sandy  | 5   |
| Prolog  | 6   |
| Manú National Park, Peru  | 6   |
| The Hatching  | 15  |
| Minneapolis, Minnesota  | 15  |
| Staatliches Informationszentrum für erdbebensicheres<br>Bauen, Kanpur, Indien | 29  |
| American University, Washington, D.C.   | 34  |
| Das Weisse Haus   | 55  |
| Provinz Xinjiang, China   | 68  |
| Marine Corps Air Ground Combat Center, Twentynine<br>Palms, Kalifornien       | 77  |
| Hindukusch, Grenze zwischen Afghanistan und<br>Tadschikistan                  | 83  |
| Desperation, Kalifornien  | 89  |
| Marine Corps Air Ground Combat Center, Twentynine<br>Palms, Kalifornien       | 110 |
| Henderson Tech Falcon 7X, über Minneapolis,<br>Minnesota                      | 116 |
| Minneapolis, Minnesota  | 127 |
| Indischer Ozean   | 158 |
| Das Weisse Haus   | 164 |
| American University, Washington, D.C.   | 190 |
| Metro Bhawan, Delhi, Indien   | 204 |
| Stornoway, Isle of Lewis, äussere Hebriden, Schottland                        | 209 |
| Desperation, Kalifornien  | 225 |

|   |            |
|---|------------|
| American University, Washington, D.C.   | 226        |
| Metro Bhawan, Delhi, Indien   | 241        |
| Containerfrachter Mathias Maersk, Triple-E Class, Pazifischer Ozean, 400 Meilen vor Los Angeles | 246        |
| CNN Center, Atlanta, Georgia  | 248        |
| Das Weisse Haus   | 254        |
| Minneapolis, Minnesota  | 261        |
| Marine Corps Base Camp Pendleton, San Diego, Kalifornien  | 270        |
| American University, Washington, D.C.   | 276        |
| Desperation, Kalifornien  | 285        |
| Desperation, Kalifornien  | 294        |
| Point Fermin Park, Los AngelEs, Kalifornien   | 298        |
| Stornoway, Isle of Lewis, äussere Hebriden, Schottland  | 313        |
| CNN Center, Atlanta, Georgia  | 320        |
| Das Weisse Haus   | 327        |
| Soot Lake, Minnesota  | 332        |
| American University, Washington, D.C.   | 338        |
| Highway 10, Kalifornien   | 344        |
| Desperation, Kalifornien  | 350        |
| Das Weisse Haus   | 352        |
| National Institute of Health, Bethesda, Maryland  | 358        |
| CNN Center, Atlanta, Georgia  | 362        |
| Minneapolis, Minnesota  | 363        |
| Highway 10, Kalifornien   | 367        |
| National Institute of Health, Bethesda, Maryland  | 378        |
| Minneapolis, Minnesota  | 384        |
| Das Weisse Haus   | 389        |
| <b>Epilog</b>   | <b>396</b> |
| Los Angeles, Kalifornien  | 396        |

|   |            |
|---|------------|
| Minneapolis, Minnesota                                      | 398        |
| American University, Washington, D.C.                       | 399        |
| Càidh Island, Loch Ròg, Isle Of Lewis, äussere<br>Hebriden  | 400        |
| Desperation, Kalifornien                                    | 401        |
| CNN Center, Atlanta, Georgia                                | 402        |
| Marine Corps Base Camp Pendleton, San Diego,<br>Kalifornien | 404        |
| Das Weisse Haus   | 405        |
| Soot Lake, Minnesota  | 410        |
| <b>Danksagung</b>   | <b>411</b> |
| Lassen Sie das Licht lieber an! Die Brut lebt.              | 413        |
| Über Ezekiel Boone  | 414        |
| [Über dieses Buch]  | 415        |
| [Impressum]   | 416        |